Volksmährchen

der

Böhmen.

Bearbeitet

von

Wolfgang Adolph Gerle.

Erstes Bändchen.

Prag, 1819.

bei Friedrich Tempsky, Firma: J. G. Calve

Weihung

an

die edle vaterländiſche Sängerin

Karoline Pichler

geb. von Greiner.

Inhalt

des erſten Bändchens.

Die Rieſen im Scharkathal . . . Seite 1

Herzog Stillfried und ſein Sohn Brunsvig — 69

Die Reiter aus dem Berge Blanik . . — 107

Das Frauenregiment . . . . . — 247

Horimir, oder das Roß aus dem Berge . — 299

Die Schöne im eiſernen Thurm . . — 315

St. Walburgis-Nachtstraum, oder die drei Geſellen . . . . . — 347

Freundlich war des Himmels Bogen
Ausgebreitet ob der Au,
Und die Lüfte wehten lau,
Als die Sterne aufgezogen;
Und des Mondes blanke Scheibe
Strahlte freundlich mir zurück,
Wie die Finsterniß sich sträube,
Keiner Glanz erfreut den Blick,
Und ich thät in stillen Freuden,
Herz und Augen sinnig weiden
An der monderhellten Nacht,
Wo die heil'ge Liebe wacht.

Als ich weiter nun gegangen,
Schauend nach dem Sternentanz,
Da erhöhet sich der Glanz,
Doppelt seh' den Tag ich prangen —
Aus des Himmels reinen Bronnen
Geußt sich Licht in weite Fern',
Und zu nie geschauten Sonnen
Wandelt sich ein jeder Stern.
Staunend blick' ich in die Auen,
Will den Augen kaum vertrauen,
So geblendet von dem Strahl,
Starren nach dem Himmelssaal.

Von der Bäume Zweigen flimmert
Glänzend Laub wie Edelſtein,
Und es ſtrahlt ein Blümelein,
Das in tauſend Farben ſchimmert —
Aus dem Blümlein werden zweie,
Tauſend werden aus dem Paar,
Sich vermehrend ſtets aufs Neue
Schmückt der Hain ſich ganz und gar,
Schallt von wunderſüßen Tönen,
Die das Schöne noch verſchönen,
Und in ungewohnter Pracht
Iſt die Seele mir erwacht.

Holde Jungfrau'n ſchweben nieder
Von des Himmels Glanzgezelt —
Wie ſie ſich zu mir geſellt,
Lieblich ſchallen zarte Lieder;
Fleißig pflücken ſie die Blüthen,
Und mit kunſtgeübter Hand
In die Wette ſie ſich mühen,
Schöne Kränze jede wand;
Ja, ſie wanden Namenszüge
Für der Lieder ſchönſte Siege,
Und an eines Baumes Glanz
Heftet jede ihren Kranz.

Plötzlich ward mir's hell im Geiſte,
Und ich wußte, wo ich war,
Kannte ſchnell die hohe Schaar.
Die mich huldvoll hier umkreiſte:
In der Dichtung Himmelsgarten
Hatte mich der Traum geführt,
Wo die Pieriden warten,
Solcher Blümlein wohl geziert.
Und es thät mir ſehr gefallen,
Daß nichts fremd mehr war von allen,
Auch die Namen wohl bekannt,
So die Muſe fleißig wand.

Doch vor allen ſah ich ſtrahlen,
Karoline! hell und rein,
Deines Namens lichten Schein,
Unter ſchönen Idealen;
Freundlich hin und wieder wallten
Auf der Muſe leiſen Ruf,
Zarte, liebliche Geſtalten,
Welche Deine Kunſt erſchuf —
Da gedacht' ich Deiner Milde,
Als in Auſtriens Gefilde
Ich das erſte Mal gewallt,
Und des Dankes Stimme ſchallt.

Und ich eilte froh zurücke
In des Vaterlandes Flur;
Wieſenblumen ſuchten nur
Meine luſterfüllten Blicke.
Flechten wollt' ich Blum' an Blume,
Flechten den beſcheidnen Kranz,
Legen ihn im Heiligthume,
Unter Deines Namens Glanz.
Freundlich nimm die arme Gabe,
Nimm ſie auf, des Sängers Habe,
Der Verehrung Unterpfand,
So er Dir in Liedern wand.

Prag, den 1. May
1818.

Wolfgang Adolph Gerle.

Vorwort

an den freundlichen Leser.

Oft finden wir uns in der Verfaſſung, daß, von des Lebens Mühen abgeſtumpft, ſelbſt das, was uns ſonſt am meiſten erfreute, ſeinen Reiz verliert; dann bleibt uns nur übrig, in uns ſelbſt zurück zu flüchten und in den freien Spielen unſrer Phantaſie den Erſatz zu ſuchen für das, was ein böſes Verhängniß uns entwunden

hat; hat aber das Uebel tiefer gegriffen, so daß die Trösterin mit ihren goldnen Schwingen nicht mehr die glühende Wange des Erdensohnes zu kühlen, nicht sein Gemüth mit süßen Bildern zu beschwichtigen vermag, dann sucht er gern einen Freund, der, frei von solcher Last, ihn mit harmlosen Scherzen erfreut.

Geschieht es dir nun, mein lieber Leser — und welchem Sterblichen geschieht es in unsrer verhängnißvollen Zeit nicht? — daß du gedrückt wirst von den Mühen dieser Welt, so sey geneigt, dieß Büchlein für einen solchen Freund zu halten und freundlich aufzunehmen.

Oft iſt dir wohl im Traum eine Landſchaft erſchienen, von einer freundlichen Sonne beſchienen, der Himmel ſich wölbend über der Au wie eine ſaphirne Halle, mit Gold und Perlen reich verziert — ein geſchwätziger Bach rieſelt gleich geſchmolzenem Silber am Raine hin, und tauſend duftende Blüthenkronen beſchauen ſich in ſeinem Spiegel; hundert Nachtigallenkehlen flöten Luſt in dein Gemüth, und wenn gleich die Felder brach liegen, ſo treiben ſie doch gar luſtig grüne Kräuter und vielfarbige Blumen — da kommen denn die muthigen Kinder drein und wirthſchaften mit Luſt auf dem bunten Teppich herum,

freundliche Kränze windend, deren helle und schöne Farben dein Auge erfreuen, indem ihr süßer Duft dich erquickt. Dieses ist das Bild der Mährchen, die auf dem Anger der Einbildungskraft entsprossen, von eines Volkes kindlichem Sinn in Kränze verflochten werden, und so von Munde zu Munde aus den ältern Zeiten bis auf uns gekommen sind.

Auch mein Vaterland ist reich an solchen Blüthen einer frommen und kindlichen Phantasie; nur hat es bisher an einem gefehlt, der sie sorgsam aufsuchte und an einander reihte — ich habe gesammelt, wessen ich habhaft werden konnte, und

mich ſehr erfreut an den ſinnigen und phantaſtiſchen Geſtaltungen, die oft an kecker Erfindung mit den reichen Dichtungen der Italiener wetteifern; manche derſelben ſind ſo reizend, daß nachbarliche Länder uns ihren Beſitz und Urſprung mißgönnen, und in der neueſten Zeit hat man uns ſchon manche entwendet, die, zum Gemeingut geworden, nicht mehr in dieſe Sammlung aufgenommen werden können, und die Braunſchweiger haben gute Luſt uns den vielgereiſten Sohn des tapfern Herzog Stillfried als ihr Eigenthum ſtreitig zu machen; ſolchem Eingriff aber widerſetze ich mich und ſtelle das Mährlein, ſo wie es vox

populi vox dei als böhmiſches Erzeugniß bewahrt, getroſt in die Reihe zu den übrigen.

Vor allen ging mein Augenmerk dahin, die Mährchen der Böhmen ohne fremdartigen und modiſchen Zierrath in ihrer eigenthümlichen Einfalt und Kindlichkeit wieder zu geben, und ſelbſt auch zu den Liedern, womit ich ſie geſchmückt, nur ſolche zu wählen, die in den Geiſt des Mährchens paſſen, und deshalb fürchte ich mich auch gar nicht, du werdeſt mich des Diebſtahls beſchuldigen, wenn ich dir frei bekenne, daß dieſe keinesweges alle von mir erfunden, ſondern unter ihnen viele Volks-

lieder und andre freundliche und herzliche Weiſen von alten Minne- und Meiſterſängern ſich befinden, die ſo ganz den Geiſt der Mährchenwelt ausſprechen, daß ich mir nimmer einbilden konnte, beſſere Geſänge zu erſinnen, und noch minder fürchte ich deinen Tadel darüber, da ſelbſt der große Göthe es nicht verſchmäht hat, derlei mit Unrecht vergeſſene Blüthen der Vorzeit in ſeine herrlichen Blumengewinde zu flechten.

Iſt es dir alſo einſtens zu Sinne mit einem Kinde zu tändeln, ja gleichſam ſelbſt in das müheloſe Leben des Kindes zurück zu kehren, ſo nimm dieß Büchlein zur Hand — biſt du aber ernſthaft und gra-

vitätiſch, und willſt das Kind über den Geiſt der Weltgeſchichte befragen, ſo wird es vor dir erſchrecken und das Lächeln ſeines Antlitzes deinen ſtrengen Blicken verbergen.

Die Riesen im Scharkathal.

1.

Einſtens war das böhmiſche Land in große Bedränaniß gerathen, und der letzte Erbe des fürſtlichen Stammes im Kampfe mit dem benachbarten Bojerfürſten, Ottiko, gefallen, der ſodann ſich des ganzen Reiches bemächtigte und ſein Hoflager gleich einem gebornen Herrſcher des Landes zu Prag hielt; er entfernte ſchier alle Diener des vorigen Herzogs von ſeinem Hoflager, damit ihre Anhänglichkeit an denſelben ihm nicht gefährlich werde, und er im Frieden das Gut wieder verliere, ſo er im wilden Kriege erworben; nur einen frommen Mann, der die herzoglichen Schafe hütete, und von allen Menſchen wegen ſeiner Gottſeligkeit und ehrbaren Betragens gar ſehr geliebt wurde, verabſchiedete er nicht, weil er von dem einfachen Hirten keinen Nachtheil befürchtete.

Dieſem Schäfer hatte ſein Weib einen Knaben gebohren, der in der heiligen Taufe den Namen

Jaroslaw erhielt, und zu jedermanns Freude heranwuchs; er war von ſo reizender Geſtalt, daß ihn keiner ſehen konnte, ohne ihn lieb zu gewinnen, und man ihn einſtimmig für den liebherzigſten Buben des Landes erkannte. Als Jaroslaw endlich das ſiebzehnte Jahr zurückgelegt hatte, da fühlte ſein Vater das Ende ſeiner Tage herannahen; er rief den Sohn an ſein Lager und ſprach:

„Mein vielgeliebter Sohn mit großer Betrübniß trenne ich mich von d -- ich kann dir keine andern Reichthümer hinterlaſſen als die Lehren und Ermahnungen zur Tugend, die ich dir längſt gegeben habe; dennoch will ich dir vor meinem Ende eine Gabe reichen, denn du mußt wiſſen, daß einſt vor vielen Jahren bei Sturm und Unwetter ein Pilgrim des Nachts an meine Thüre klopfte, und Einlaß und Nachtlager heiſchte; willig öffneten wir ihm unſere arme Hütte und während deine ſelige Mutter ihm einen Nachtimbiß kochte, bereitete ich ihm das Ruhelager, aber der Fremdling, der ein ſehr weiſer

Mann geweſen ſeyn muß, nahm den guten Willen für die That, und ſo wenig wir armen Leute ihm geben konnten, war er mit meiner geringen Bewirthung ſo zufrieden, daß er mit mir an deine Wiege trat, worin du ruhig und lächelnd ſchlummerteſt, und mir zwei gar herrliche Kleinodien verehrte, die er für dich zu bewahren gebot; es war dieß zum Erſten eine gar wunderbare goldne Zither, mittelſt welcher du die größten Dinge verrichten kannſt: wenn du auf ihr eine luſtige Weiſe zu ſpielen beginnſt, ſo wird ſich jeder, auch wider ſeinen Willen, zum Tanzen und Springen gezwungen fühlen, und durch ſanfte und zärtliche Töne kannſt du die Herzen zur Liebe und allen ſüßen Gefühlen bewegen. Nun ſiehe noch dieſes Stäbchen von Elfenbein — wenn dich einſt ein ſtarker und gefährlicher Feind bedroht, ſo darfſt du ihn nur mit dem Knopfe berühren und er wird alsbald tod und beſiegt zu deinen Füßen niederfallen; auch ſagte der weiſe Mann, wenn du wiſſen würdeſt, dieſe Gaben klug und am rechten Orte anzuwenden, ſo würdeſt du der-

einſt zu hohen Ehren und gar zu einem Throne gelangen — allein, das ſind bloße Reden, und du brauchſt an derlei unerreichbare Dinge nicht zu denken. — Nimm dieſe letzten Gaben deines ſterbenden Vaters, mißbrauche die Gewalt nicht, welche dir dieſe Kleinodien über die Menſchen geben, und lebe ſtets als ein frommer und gerechter Mann, auf daß ich mit Wohlgefallen aus dem himmliſchen Paradiesgärtlein auf dich herabſchauen kann.“

Da weinte der Jüngling bitterlich; aber der Alte tröſtete ihn und ſprach:

„Weine nicht, daß ich zum ewigen Leben eingehe, ſondern nimm deine Zither und ſinge mir das ſchöne Lied vom Mond und den Sternen, das ich immer ſo gern gehört habe.“

Jaroslaw wiſchte ſich die Thränen aus den Augen, griff, des Vaters Gebote folgſam, in die Saiten der Zither, die gar ſanft und ſüß erklangen, und ſang:

Der Mond iſt aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;

Der Wald ſteht ſchwarz und ſchweiget.
Und aus den Wieſen ſteiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie iſt die Welt ſo ſtille,
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und ſo hold!
Als eine ſtille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verſchlafen und vergeſſen ſollt.

Seht ihr den Mond dort ſtehen?
Er iſt nur halb zu ſehen,
Und iſt doch rund und ſchön.
So ſind wohl manche Sachen,
Die wir getroſt belachen,
Weil unſre Augen ſie nicht ſeh'n.

Wir ſtolze Menſchenkinder
Sind eitel arme Sünder
Und wiſſen gar nicht viel.
Wir ſpinnen Luftgeſpinſte,
Und treiben eitle Künſte,
Und kommen weiter von dem Ziel.

So weit hatte der Jüngling geſungen, da fiel ſein Blick auf den Vater, deſſen Antlitz

gleichſam verklärt lächelte, als ob er ſchon das Ziel erreicht habe. — Jaroslaw wollte zu ihm eilen; aber er deutete ihm durch eine ſchwache Bewegung mit der Hand an, er ſolle weiter ſingen, und mit zitternder Stimme fuhr dieſer fort:

Gott! laß dein Heil uns ſchauen,
Auf nichts Vergänglich's trauen,
Nicht Eitelkeit uns freu'n.
Laß uns einfältig werden,
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich ſeyn.

Das Lied war zu Ende — der Alte zuckte ein wenig und ſchlief ſanft lächelnd ein. — Jaroslaw betrübte ſich herzlich über ſeinen Tod, und nachdem er den guten Vater zur Erde beſtattet, begab er ſich mit der ihm anvertrauten Heerde nach Prag in die herzogliche Burg, um den Fürſten zu bitten, er möge ihm die Stelle des verſtorbenen Vaters ebenfalls verleihen; da er aber noch ſehr jung war, ſo fürchtete er mit Recht, der Herzog werde Bedenken tragen, ihm ſeine vielen und ſchönen Schafe anzuvertrauen; deßhalb ging er nicht ohne Beſorgniß

in die Stadt und hatte sich vorgenommen, wenn man ihn nicht zum herzoglichen Schäfer annehmen wolle, in die weite Welt zu gehen und zu versuchen, wie weit er es mit seiner wunderbaren Zither bringen könne.

Als nun der schöne Knabe vor den Herzog geführt wurde, da gefiel er ihm so wohl, daß er, trotz seiner Jugend, keinen Anstand nahm, ihm seine sämmtlichen Heerden anzuvertrauen; er ernannte ihn alsbald zu seinem obersten Schäfer und schloß seine Rede mit folgenden Worten:

„Wenn ich dir die Sorge für meine Schafe anvertraue, so muß ich dich zugleich, weil du noch gar so jung bist, auch vor den Gefahren warnen, so dir und den Heerden drohen. Ohnweit der herzoglichen Weiden in der Gegend, wo die Sonne untergeht, liegt zwischen Felsen und anmuthigen Bergen ein enges Thal — in solchem hat einst die listvolle Scharka den Zeman Etirad tückischer Weise gefangen genommen, und seitdem hausen allerhand Unholde und böse Geister darinnen, die jedem, der in ihr Revier kommt, großes Leid zufügen. Hüte dich also

wohl, jenes Thal zu betreten, denn so du mit dem Leben davon kämest, so würden doch gewiß alle meine Heerden ein Raub dieser feindseligen Dämonen werden, und ich schwöre dir, daß du mir diesen Verlust mit deinem Leben bezahlen sollst." Jaroslaw versprach dem Befehl des Königs Folge zu leisten, und zog vergnügt mit seiner Heerde wieder aus der Stadt; er trat sein Amt an und lebte still und ruhig vor sich hin — manchmal machte er einen Versuch mit seiner Zither, und wenn er eine fröhliche Weise darauf spielte, so hüpften selbst seine Lämmer hoch auf, und er sah wohl ein, daß sein Vater die Wahrheit gesprochen hatte; aber den Versuch mit dem Stäbchen konnte er nicht machen, denn er hatte ein zu gutes Herz, um auch nur ein Thier zu tödten und vertraute darauf, wohlgemuth, weil er wußte, jeden drohenden Feind damit besiegen zu können.

2.

Der Winter war zu Grabe gegangen, und die Natur hatte alle Schmerzen vergessen und

die argen Ketten, womit sie der böse Povanz gefesselt, der jetzt, von ihr besiegt, entwich, und sie vertrieb sich die Zeit mit allerhand munterm Scherz. Fröhliche Weisen singend wiegten sich die Vöglein auf den neusprossenden Zweigen; die Sonne, von Gott in Goldstück gekleidet, strahlte sanft und mild hernieder, kühle Quellen sprangen aus der Erde herauf und rieselnde Bäche ergossen sich in die Flur; Gras und Kräuter krochen aus der Erde, das Laub schoß aus den Knospen hervor und zarte Blümlein entfalteten ihre lieblichen Kelche — so war alles lustig; aber des Herzogs Schafhirt wandte seine sehnüchtigen Blicke auf das schöne Thal, wohin ihm der Eingang verboten war, und wenn er sah, wie die Berge, mit frühem Grün begränzt, sich lustig erhoben, da däuchte ihm, er müsse mit seiner Heerde die fetten Weiden besuchen, die viel schöner und üppiger waren, als die Wiesen des Herzogs, und oft meinte er dem innern Drang nicht widerstehen zu können, der ihn dahin zog: aber da gedachte er des strengen Gebotes, welches der Herr aus-

gesprochen, und, um sich zu zerstreuen, griff er in die goldnen Saiten seiner Zither und sang mit lauter Stimme:

Freudenreicher, süßer May,
Schön sollst du willkommen seyn!
Holde Blumen mancherlei
Bringt uns ja dein lichter Schein;
Herrlich kannst du uns die Welt verschönen,
Lieblich tönen
Vögelein.

Hört doch auf den süßen Sang
Der geliebten Nachtigall!
Horcht dem wonnialichen Klang
An des Felsens Wiederhall,
Wo sie wohl im hohen Wipfel hauset,
Dicht verklauset
Ueberall.

Traurig noch zu seyn hierbei,
O, wie ziemt uns Jungen das?
In dem wonniglichen May
Ziemt uns Freud' ohn Unterlaß,
Ziemt uns alle Wesen froh zu machen,
Zu verlachen
Neid und Haß.

Einſtens lag der Jüngling bei Nacht auf ſeinem Lager, und war noch nicht lange entſchlummert, als ihm vorkam, eine hohe und edle weibliche Geſtalt, mit einem langen und faltenreichen Gewand von zarter Seide angethan, über welches ſie einen Harniſch von glänzendem Stahl, und auf dem Haupte einen blanken Heln trug, nahe ſich ſeinem Lager und rufe:

„O thörichter Jüngling, warum folgeſt du nicht dem innern Rufe deiner weiſſagenden Seele, der dich zwiſchen jene ſchönblühenden Berge treibt, wo deiner ſo vielfaches Glück harrt? — was läſſeſt du dich durch das furchtſame Geſchwätz eines ſchwachen Alten von großem Ruhm und Ehre abhalten?“

Als die hehre Geſtalt dieſe Rede geendet hatte, verſchwand ſie. Jaroslaw erwachte und konnte vor großem Nachſinnen über dieſes wunderſame Traumbild die ganze Nacht nicht mehr einſchlafen; er erhob ſich von ſeinem einſamen Lager und ſchaute durch das kleine Fenſterlein ſeiner Hütte in den ſchönen Nachthimmel, der

sich über ihm ausbreitete, wie ein Zelt aus einem einzigen Saphir geschnitten, und wie er so starr hineinblickte, da däuchte ihm, als verwandelte sich die wohlangezündete gelbe Schaar der Sterne in tanzende Knäblein und Mägdlein, und ein schöner Jüngling saß auf einem wunderbaren Fische von fremdartiger Gestalt, der in allen Farben des Regenbogens schimmerte; da saß er und spielte gar wunderbare Weisen auf seiner Zither, daß sie in des Schäfers Gemüth herüber klangen, und je mehr er bald lustige, bald wehmüthige Töne aus dem Instrument lockte, bewegten sich die luftigen Tänzer bald munter, bald in ernsteren Wendungen; der Mond kam ihm vor, wie eine königliche Jungfrau in Silberstoff gekleidet, die mit ruhigem und klarem Antlitz Spiel und Tanz betrachtete, und deren strahlender Blick den dichten Schleier durchschien — aber plötzlich veränderte sich das wundersame Bild: der Jüngling erhob sich und wuchs zu einer riesenhaften Größe heran; die Zither in seiner Hand verwandelte sich in eine blanke Keule und in der

Linken trug er das Fell eines Löwen, als ſolle es ihm zum Schilde dienen; verſchwunden war der wundervolle Fiſch und alle Tänzer verſtoben hin und her — mit raſchem Gange ſchritt der Rieſe auf die Königin des Nachthimmels zu, und ſeine kühne Hand entriß ihr den jungfräulichen Schleier; wie Jaroslaw ihr Antlitz erblickte, da ſchien ihm, ſie gleiche ganz der geharniſchten Jungfrau, die ihm im Traum erſchienen; aber die zürnende Göttin ſchleuderte ihm einen ungeheuern Scorpion entgegen, der mit ſeinen gewaltigen Scheeren den Rieſen ſo ſchwer verwundete, daß er zuſammenſtürzte. Jaroslaw ſchloß die Augen vor Schrecken feſt zu, und als er ſie wieder zu öffnen wagte, da ſah er den Rieſen in den Armen einer freundlichen Frau; ihre Schönheit war nicht ſo ernſt als die Züge der königlichen Jungfrau, die nun verſchwunden war, und ſanfter Glanz ſtrahlte aus ihren Mienen; mit zarten Roſenblumen ihre Pferde und den Wagen ſchmückend, tödtete ſie mit goldnen Pfeilen die dunkle Nacht und fuhr mit dem Rieſen in die ſchönbegränzten

nachbarlichen Thäler, als die Sonne mit ihren flammenden Strahlen über die fernen Berge stieg und die Sterne am Himmelsbogen erblaßt waren.

Als der Schäfer sodann seine Heerde austrieb, da kam ihm das verbotne Thal noch viel schöner und anmuthiger vor als vordem, so daß er dem Drang nicht länger widerstehen konnte, seine Lämmer auf jenen Triften zu weiden. Was kann mir auch geschehen, dachte er in seinem Sinn, schützt mich doch das Vermächtniß meines Vaters vor jeglicher Gefahr; wenn irgend ein Feind mich bedroht, so steht es ja in meinem Belieben, ihn entweder tanzen zu lassen, oder im höchsten Fall der Noth auch zu tödten.

3.

Jaroslaw hängte seine Zither an einem blauen Bande um den Hals, verwahrte das Stäblein von Elfenbein sorgsam in seiner Schäfertasche und trieb seine Heerde wohlgemuth in das freundliche Thal; aber er war zwischen

den schön begränzten Bergen, deren Bäume mit duftenden Blüthen ganz bedeckt waren, noch nicht weit vorwärts geschritten, und seine Lämmer sprangen lustig auf der fetten Wiese herum, als plötzlich um die Ecke eines Berges ein Riese kam, dem der Schäfer kaum bis an den Gürtel reichte; er war von schwarzer Farbe und die Züge seines Angesichtes verzerrt und fürchterlich; von seinen Schultern flatterte ein schwarzes Gewand, und in der Rechten trug er eine gewaltige Keule von Ebenholz.

Mit fürchterlicher Stimme rief der Riese Jaroslaw entgegen:

„Verwegner Zwerg! wie magst du es wagen, mein Gebiet zu betreten? — habe ich es deinem verhaßten Geschlechte nicht längst verboten, meinem Pallaste zu nahen? Doch der augenblickliche Tod soll deine Frechheit strafen.“ Als der Riese diese Worte gesprochen, schritt er mit aufgehobener Keule auf den Hirtenknaben zu, der ohne Furcht in die Saiten seiner Zither griff, und mit lauter Stimme folgendes Lied sang:

Herr Oluf reitet ſpät und weit
Zu bieten auf ſeine Hochzeitleut!

Da tanzen die Elfen auf grünem Land,
Erlkönigs Tochter reicht ihm die Hand.

„Willkommen, Herr Oluf! was eilſt von hier?
Tritt her in den Reihen und tanz mit mir.“

„Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen iſt mein Hochzeittag.“ —

‚Hör' an, Herr Oluf! tritt tanzen mit mir,
Zwei goldne Sporen ſchenk ich dir;

Ein Hemd von Seide, ſo weiß und fein,
Meine Mutter bleicht's mit Mondenſchein.“ –

„Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen iſt mein Hochzeittag.“

„Hör an, Herr Oluf! tritt tanzen mit mir,
Einen Haufen Goldes ſchenk ich dir.“

‚Einen Haufen Goldes nähm' ich wohl,
Doch tanzen ich nicht darf und ſoll.“

„Und willst, Herr Olof! nicht tanzen mit mir,
Soll Seuch' und Krankheit folgen dir."

Sie that einen Schlag ihm auf sein Herz,
Noch nimmer fuhlt er solchen Schmerz.

Sie hob ihn bleichend auf sein Pferd:
„Reit heim nun zu dein'm Fräulein werth!"

Und als er kam vor's Hauses Thür',
Seine Mutter zitternd stand dafur:

„Hör an, mein Sohn! sag an mir gleich,
Wie ist deine Farbe so blaß und bleich?" —

„Und sollt' sie nicht seyn blaß und bleich,
Ich war in Erlenkonigs Reich."

„Hör an, mein Sohn! so lieb und traut,
Was soll ich sagen deiner Braut?" —

„Sag ihr, ich sey im Wald zur Stund'
Zu proben da mein Pferd und Hund."

Frühmorgens und als es Tag kaum war,
Da kam die Braut mit der Hochzeitschaar;

„Sie schenkten Meth, sie schenkten Wein:
Wo ist Herr Oluf, der Bräutigam mein?“ —

„Herr Oluf, er ritt im Wald zur Stund'
Er probt allda ein Pferd und Hund.“

Die Braut hob auf den Scharlach roth,
Da lag Herr Oluf, und er war todt.

Beim ersten Tone ließ der Riese seine Keule fallen, und wie Jaroslaw ein gar lebhaftes Zwischenspiel begann, da fing er alsbald an zu tanzen und zu springen, als hätte ihn eine Tarantel gestochen, und als der Schäfer sein Lied ausgesungen und noch die Weise eine Weile fortgespielt hatte, fiel sein Feind vor großer Anstrengung ganz ermattet auf die Erde.

Jaroslaw meinte, es sey nicht rathsam einem so starken und gefährlichen Gegner Zeit zu lassen, daß er wieder neue Kräfte sammle, sondern lief auf ihn zu und berührte ihn mit dem Stäbchen von Elfenbein, daß er alsbald verschied, und nun konnte der Sieger sich der Neubegier nicht enthalten, das Gewand des

erlegten Feindes zu durchsuchen, und er fand in seiner Tasche einen goldenen Schlüssel. Ha, meinte er, zu diesem Schlüssel muß hier im Thale wohl ein Schloß, hinter diesem Schlosse ein Haus oder sonst ein Gebäude zu finden seyn, und es wäre wohl eine Schande, solches nicht aufzusuchen. Er sammelte seine Heerde und trieb sie munter vorwärts — nach ohngefähr einer Viertelstunde Weges erblickte er einen schönen Pallast, aus schwarzem Marmor erbaut; er ging darauf zu, und siehe! sein Schlüssel paßte grade in das Schloß; er öffnete, und aus dem Stalle, dem Eingang grade gegenüber, erhob sich ein lautes Wiehern, und wie er in den Stall kam, erblickte er ein herrliches schwarzes Roß, das die Erde stampfte, als begehre es aus seiner Unthätigkeit zu kommen. Dem muthigen Jüngling gefiel das schöne und stolze Thier, er schwang sich leicht darauf und trabte in dem weiten Vorhof herum; als er sich so eine Weile erlustigt hatte, führte er das Roß wieder in den Stall und stieg die Treppe hinauf; durch mehrere prachtvolle Gemächer

gelangte er in einen großen Saal, deſſen Wände, ſo wie das ganze Schloß mit koſtbaren Teppichen behängt waren, und in der Mitte ſtand ein runder Tiſch, auf welchem ſich ein großes Schwert, ein Becher und eine kriſtallne Flaſche, mit ſchwarzem Wein gefüllt, befand. Auf der ſchwarzen Marmorplatte des Tiſches las Jaroslaw mit goldenen Buchſtaben folgende Worte:

Wem es wird gelingen,
Daß mit vollen Zügen,
Ohne zu erliegen,
Er die Flaſche leert —
Großen Ruhmes werth —
Der vermag dieß Schwert zu ſchwingen,
Wird die Stärkeſten bezwingen,
Großen, ewigen Ruhm erringen.

Neben dem Tiſche lag auf Polſtern von ſchwarzem Sammt eine wohlgeſchliffene ſchwarze Rüſtung, ſamt Schild, Lanze und allem Zubehör.

Der Jüngling beſah alles mit großem Vergnügen, und verſuchte dann das Schwert zu heben; aber er war nicht im Stande, es eine

Handbreit vom Tiſche zu bringen — ſchier hätte er Luſt gehabt, den Wein auszuleeren; aber im Innern ſeines Herzens ſchien ihm eine Stimme zuzurufen: es würde dereinſt eine Zeit kommen, wo er ſo große Kraft nöhig haben könnte.

Fröhlich verließ der Schäfer den glanzvollen Saal, und als er wieder in den Vorhof kam, ſah er alle ſeine Schafe vor einer kleinen und niedrigen Thüre verſammelt, und kaum hatte er die Thüre eröffnet, ſo kamen hundert ſchwarze Lämmer aus dem Schafſtalle und miſchten ſich unter die ſeinigen.

Als nun Jaroslaw ſeine Heerde, die ſich durch die Niederlage des Rieſen ſo anſehnlich vermehrt hatte, wieder in die herzoglichen Ställe trieb, befand ſich der Herr des Landes grade in ſeinem Luſtgarten, und wie er die ſchwarzen Schafe unter den weißen ſah, ließ er den Hirten verwundert zu ſich rufen und fragte ihn:

„Warum iſt deine Heerde ſo groß, und wem gehören dieſe ſchwarzen Schafe?“

Demüthig entgegnete ihm Jaroslaw:

„O, mein gnädigster Herr und Gebieter! wem sollten die Schafe zugehören, die unter meiner Pflege stehen, als dir?“

Da runzelte der Herzog die Stirne und sprach:

„Gewiß bist du meinem Gebote ungehorsam gewesen, und hast dein Leben und meine Heerde aufs Spiel gesetzt, um deine Neubegier zu befriedigen, und das Thal der Scharka zu beschauen.“

Aber der Hirte erwiederte bittend:

„Vergieb, o mein Herr und Fürst! ich habe gestern am Eingang des Thales meine Heerde geweidet, und sah blos von einem Hügel in das Gehölze, da liefen die schwarzen Lämmer lustig und hirtenlos auf der Wiese herum, und da sie bald zu den meinen herauskamen, so zog ich mit ihnen heim.“

Der Herzog drohte ihm mit dem Finger und sprach

„Ich will dir dießmal deine Unbesonnenheit verzeihen, doch wiederhole ich dir mein Gebot,

und rathe dir freundlich, nicht meinen Zorn zu reizen.“

4.

Als der Herzog so gesprochen, entfernte er sich, und Jaroslaw ging geruhig in seine Schäferei; aber er fühlte gar wenig Lust, das erneuerte Gebot des Herrn zu befolgen, denn es war ihm das erste Mal gar zu wohl in dem Thale ergangen, als daß er nicht hätte Lust haben sollen, sein Glück daselbst noch ferner zu versuchen — doch fürchtete er, der Herzog möchte ihm in den ersten Tagen auflauern lassen, und wartete zwei volle Wochen ab, ehe er seine Heerde wieder in das Thal der Scharka zu treiben wagte. Der Hirt durchstrich die Auen, in denen er schon das vorige Mal gewesen war, und wenige hundert Schritte hinter dem schwarzen Pallaste sah er, wie das Thal sich ausbreitete; eine Ebene, von schönen Bergen begränzt, that sich vor ihm auf, und mitten auf derselben schritt ein Riese auf ihn zu, der noch viel größer als der vorige war,

ſo daß ihm der Jüngling zwiſchen den Beinen durchlaufen konnte; er war übrigens nicht ſo widerlich als jener, hatte die gewöhnliche Farbe der Menſchen, und ſeinen Leib bedeckte ein Gewand von weißem Wollenzeuge; bewaffnet war er mit einer Sichel aus hell geſchliffenem Stahl. So grimmig als der ſchwarze ſchrie dieſer blanke Rieſe dem Schäfer ſchon in einer Entfernung von mehrern hundert Schritten an und fragte, wie er hieher gekommen, und was er auf ſeinem Grund und Boden wolle?

Da entgegnete ihm Jaroslaw frohen Muthes:

„Nun, nun, Herr Rieſe! ſey nicht allzutrotzig! ich habe wohl eher ſchon einen von deines Gleichen nachgiebig gemacht. — Ich bin hereingekommen, weil ich Luſt hatte, mich in dieſen Gründen zu ergehen, und meine Schafe auf dieſen fetten Wieſen zu weiden, und ſo du mich willſt ungehindert hier mein Weſen treiben laſſen, ſo will ich dir weder etwas entwenden, noch ſonſt ein Leid zufügen.“

Der Rieſe konnte vor großer Verwunderung

über die Kühnheit eines ſo kleinen Geſchöpfs gar nicht antworten, und hob ſeine ſcharfe Sichel, um des Schäfers Leben ein Ende zu machen — da fing Jaroslaw auf ſeiner Zither zu ſpielen und zu ſingen an:

Es blies ein Jäger wohl in ſein Horn,
Und alles, was er blies, das war verlor'n.
Hopſaſaſa! Drararara!
Hopſa! Drara!

Soll denn mein Blaſen verloren ſeyn,
Ich wollte lieber kein Jäger ſeyn!
Hopſaſaſa, Drararara!

Er zog ſein Netz wohl über den Strauch,
Sprang ein ſchwarzbraunes Mädel heraus.
Hopſaſaſa! Drararara!
Hopſa! Drara!

Schwarzbraunes Mädel! entſpringe mir nicht,
Hab' große Hunde, die holen dich!
Hopſaſaſa! Drararara!

„Deine großen Hunde, die holen mich nicht,
Sie wiſſen meine hohen, weiten Sprünge noch nicht.“

„Deine hohen Sprünge, die wissen sie wohl,
Sie wissen, daß du heute noch sterben sollst."
Hopsasasa! Drararara!
Hopsa! Drara!

„Sterbe ich, nun so bin ich todt,
Begräbt man mich unter die Röslein roth.

Unter die Röslein, unter den Klee,
Darunter fuhl' ich nimmer ein Weh."

Es wuchsen drei Lilien auf ihrem Grab,
Die wollt' ein Reiter wohl brechen ab. —

„Ach, Reuter! laß die drei Lilien stehn,
Es will sie der junge, der frische Jäger sehn!"
Hopsasasa! Drararara!
Hopsa! Drara!

Und dem weißen Riesen ging es nicht besser als seinem dunkeln Bruder, denn er fing an zu tanzen und zu springen; doch hielt er es länger aus, und der Hirt hatte seinen Gesang schon mehrmals wiederholt und auf der Zither so viel gespielt, daß ihm schier der Athem aus-

ging und der Arm ermattet von dem Inſtrument herab ſank; aber noch hatte der Rieſe nicht alle ſeine Kräfte vertanzt — ſo wie die Muſik ſchwieg, erhielt er ſeine Beſinnung wieder, trat dem Jüngling ganz nahe, und ſchwang abermals ſeine furchtbare Sichel; aber gewandt ſchlüpfte ihm Jaroslaw zwiſchen den Füßen durch, und rührte ihn an der Ferſe mit ſeinem Stäblein an, daß er alsbald todt zu Boden fiel, und ihn unter ſeinem Sturze würde begraben haben, wenn er nicht flink zur Seite geſprungen wäre.

Jaroslaw durchſuchte wieder das Gewand des erlegten Rieſen und fand einen Schlüſſel, aus einem einzigen Edelſtein geſchliffen, auch war er gar nicht weit gegangen, als ein wunderbarer Pallaſt aus Kriſtall vor ſeinen Augen ſtand. Der gefundene Schlüſſel öffnete, und er fand alles wie im vorigen, ein herrliches Pferd, ein Stall voll Schafe, allerhand köſtliches Geräthe, und in dem Saal eine vollſtändige Rüſtung nebſt Schild, Schwert und Lanze, und auf dem Tiſch eine Flaſche mit Wein —

aber alles von weißer Farbe. Auf dem Tische ſtand mit ſchwarzen Buchſtaben eingegraben:

Trinke wohlgemuth,
Solches thut dir gut!
Wer die Flaſche einſt wird leeren,
Kann dem Teufel ſelbſt ſich wehren.

Nachdem ſich der Schäfer alles wohl betrachtet hatte, ſchloß er die Thüre ſorgſam wieder zu, und überlegte, ob er die ſchönen und fetten weißen Schafe mitnehmen ſolle, oder nicht; aber ſie gefielen ihm allzuwohl, als daß er ſich hätte zu dem Letzten entſchließen können, und er meinte, es werde der Herzog nicht ſo bald wieder ſeine Schafe zählen, da überdies nicht, wie das vorige Mal, die verſchiedene Farbe den Verräther machen könne — ſo verdoppelte er abermals die Zahl ſeiner Schafe, und kam glücklich in die Schäfereien zurück; auch blieb ſein neuer Ungehorſam längere Zeit unentdeckt, bis er eines Tags die Heerden vor der Burg vorüber trieb, als der Herzog grade am Fenſter ſtand; dieſer bemerkte, daß ſeine

Schafe ſich wieder ungewöhnlich vermehrt hatten, ließ den Hirten hinauf kommen, und rief ihn folgendermaßen an:

„Wie haſt du, Ungehorſamer! es wagen können, abermals meinem Gebote entgegen, in das Thal der Scharka zu gehen? — vergrößere deine Schuld nicht durch hartnäckiges Läugnen, ſo du meiner Rache entgehen willſt, und bekenne, welch ein böſer Geiſt dich zu ſolchem Unternehmen verleitet hat?“

Als der Schäfer ſah, daß hier kein Läugnen helfe, warf er ſich vor dem Herzoge nieder und geſtand ihm, wo er geweſen; doch hütete er ſich wohl, ihm etwas von den beiden Schlöſſern und ihren wunderbaren Geräthſchaften zu ſagen. Der Herzog, dem übrigens die Vergrößerung ſeiner Heerden nicht mißfiel, vergab ihm nochmals ſein Vergehen; doch drohte er ihm mit den härteſten Strafen, wenn er zum drittenmale gegen ſein Gebot handeln würde.

5.

Jaroslaw kehrte nach Hause zurück, und wollte nimmer in das Thal wandern, daß er nicht den Zorn des Herzogs reize; aber er war traurig, und nichts erfreute ihn so sehr, als vor seiner Hütte unter einem Eichbaum zu sizzen, wo er auf das Thal schauen konnte, dahin ihn seine Sehnsucht zog; eines Abends blieb er so lange dort sitzen, bis er endlich einschlummerte und es ihm im Traume vorkam, als vernehme er wunderbare Töne und eine schauerliche Grabesmusik aus dem Thale herüberklingen — und bald nahte ein gar seltsamer Zug: schwarze Männer trugen eine Bahre, auf der lag der erste Riese, den Jaroslaw erlegt — ihnen folgten weiße Gestalten, die trugen den zweiten Riesen; sie hielten ohnweit von des Schäfers Hütte still, und machten Feuer an, die Leichname zu verbrennen, und wie die Flammen der beiden Scheiterhaufen hoch zum Himmel loderten, da stand zwischen beiden ein Mann, der war so hoch wie ein mittelmäßiger Thurm und ganz rubinroth von

Antlitz und Kleidung, und blickte mit zornigen Geberden auf den Hirtenjüngling, als wollte er ihn tödten, um seiner Bruder Tod zu rächen; plötzlich hörte Jaroslaw einen entsetzlichen Donnerknall — alles war verschwunden, und wie er erwachte, da war es dunkel auf der Erde, der Himmelsbogen, gleich einem großen Saphir, wölbte sich feierlich um die Heimath der armen Menschensöhne; langsam schritt der Mond am Himmel und kam dem Jüngling vor, als sey er auch ein Schäfer gleich ihm, und wartete der heißblinkenden Sternlein wie fromme und silberweiße Lämmer — so treibt er sie während der Nacht aus, daß sie am Morgen in den elysäischen Feldern ankommen und an den wunderschönen Blümlein des Himmels sich sättigen — und als Jaroslaw starren Blickes in den Mond sah, da meinte er wieder die stattliche Jungfrau zu sehen, die sah ihn finster an und deutete auf das Thal hin, als ermahne sie ihn, zum drittenmale dahin zu ziehen, und am andern Morgen vermochte er seine Begier nicht

mehr zu zähmen, sondern machte sich auf den Weg ins Thal der Scharka; nur nahm er sich fest vor, diesmal nichts mit sich zu nehmen, daß er sich nicht wieder verrathe; er trieb seine Heerde schon vor Sonnenaufgang, da noch kaum der nächtliche Sternenglanz verblichen war, vorwärts, und als sich der silberweiße Tag vollkommen entzündet hatte und die goldne Sonne triumphirend verkündete, was in der stillen Nacht verborgen lag, war er schon weit ins Thal hinein dem neuen Abentheuer entgegen gezogen.

Der Schäfer mit seiner Heerde legte den ganzen Weg bis über den Kristallpallast zurück; als er aber diesen im Rücken hatte, ward das Thal immer enger; über Felsenspitzen rauschte ein tosender Waldstrom, hohe und furchtbare Felsen erhoben sich auf beiden Seiten und versperrten den Fußpfad; aber mit gewandtem Fuße kletterte Jaroslaw darüber weg wie eine Gemse, und fest entschlossen, ein neues Abentheuer aufzusuchen, ruhte er nicht eher, bis er ein Schloß auf einem Felsen er-

blickte, das war dunkelroth und ſchien aus einem einzigen Rubin erbaut zu ſeyn — doch ſah es aus, als ſey es leer und unbewohnt. Der Hirt erſtieg einen Berg, der dem Schloſſe gegenüber lag, und fing auf ſeiner Zither zu ſpielen und zu ſingen an:

Ich ſtieg einſt mühſam auf die Hoh',
Mein' Augen begannen zu ſinken,
Da kamen gegangen zwei Jungfrau'n ſchön,
Die thäten mir lieblich winken.

Die eine, die ſtrich mein weißes Kinn,
Die andre lispelt' ins Ohr mir:
„Steh auf, du muntrer Jüngling, auf!
Erheb', erhebe den Tanz hier!

Meine Jungfrau'n ſollen dir Lieder ſingen,
Die ſchönſten Lieder nur dir —
Steh auf, du muntrer Jüngling, auf!
Erheb', erhebe den Tanz hier!"

Die eine begann zu ſingen ein Lied,
Die Schönſte aller Schönen;
Der brauſende Strom, er floß nicht mehr
Und horcht' den Zaubertönen.

„Steh auf, du muntrer Jüngling, auf!“
Stand ſtill und horchte fühlend,
Die Fiſchlein ſchwammen in heller Fluth,
Mit böſen Nixen ſpielend.

Die Fiſchlein all' in heller Fluth,
Sie ſcherzten auf und nieder;
Die Vöglein all' im grünen Hain,
Sie hüpften und pfiffen Lieder.

„Hör an, du muntrer Jüngling, hör an!
Willſt du hier bei uns bleiben?
Wir wollen dich lehren das Runenbuch,
Und Zaubereien ſchreiben.

Wir wollen dich lehren, den wilden Bär
Zu binden durch Wort und Zeichen;
Der Drache, der ruht auf rothem Gold,
Soll vor dir fliehen und weichen.“

Sie tanzten hin, ſie tanzten her,
Zu buhlen ihr Herz begehrte —
Der muntre Jüngling, er ſaß da,
Geſtützt auf ſeinem Schwerte.

„Hör an, du muntrer Jüngling, hör an!
Willſt du mit uns nicht ſprechen,

So reißen wir dir mit Meſſer und Schwert
Das Herz aus, uns zu rächen.“

Und da — mein gutes, gutes Glück!
Der Hahn fing an zu kräh'n —
Ich wär ſonſt blieben auf jener Höh',
Bei ſolchen Jungfrau'n ſchön.

Drum rath' ich jedem Jüngling an,
Der zieht durch dieſen Hain,
Er ſetze ſich nicht auf der Höh',
Allda zu ſchlummern ein.

Jaroslaw hatte ſeinen Geſang noch nicht vollendet, als auf der Zinne des Schloſſes ein Rieſe erſchien, der ſo außerordentlich groß war, daß er mit ſeinem blutrothen Geſicht ausſah, als wüchſe aus dem Rubinpallaſt noch ein zweiter heraus, und dem Schäfer ſchien es derſelbe zu ſeyn, den er im Traume erblickt. Dieſer fürchterliche Koloß war mit einem groſſen und glühenden Schwert bewaffnet, und als er den Fremdling erblickte, kam er ſchnell von Schloß und Felſen herab auf ihn zu; aber dieſer fing eine gar luſtige Weiſe zu ſpielen an,

als eben der Riese einen Schritt über den Waldstrom machte, und alsbald mußte er zu hüpfen anfangen, bis das glühende Eisen aus seiner Hand und in die Tiefe des Stromes fiel. Nun hörte der Schäfer auf, seine Zither zu spielen, und der Riese wollte sich nicht erst bemühen, das Schwert aus dem Wasser zu holen, sondern ging grade auf den Berg zu, wo der fremde Jüngling saß, um ihn herabzuheben und sein Gehirn am Felsen zu zerschmettern; aber siehe! kaum streckte er seine Hand aus, ihn zu fassen, so hielt ihm Jaroslaw sein Stäblein entgegen, und wie er daran kam, fiel er todt, mit einer solchen Last zu Boden, daß schier die Felsen zusammenstürzen wollten.

Jaroslaw sah von ferne, daß der Riese in seiner großen Eile die Thüre des rubinrothen Schlosses offen gelassen hatte, stieg vom Felsen herab, schwamm durch den Strom und erstieg die Höhe bis zum Eingang des Schlosses; hier kam ihm ein wilder Hengst von bluthrother Farbe und ungeheurer Größe wiehernd

und ſchnaubend entgegen, ließ ſich aber leichtlich von ihm fahen und geduldig zum Stalle zurückführen. Alles Uebrige lag wie in den beiden vorigen Schlöſſern, nur alles von rother Farbe, und die Rüſtung, von einem ihm unbekannten Metalle, glänzte ſo ſehr, daß ihm die Augen ſchier erblindeten. — Auf dem Tiſche ſtand eine Flaſche rothen Weines und folgende Worte waren mit weißen Buchſtaben in die rothe Marmortafel gegraben:

Wenn des Weines rothe Gluth
Sich vermählt mit deinem Blut,
Fehlt dir nie des Sieges Zeichen:
Teufel ſelbſt muß vor dir weichen,
Dienſtbar deine Macht erkennen,
Und dich ſeinen Herren nennen.

Der Schäfer verſchloß alles wieder wohl und ſchaute in den Schafſtall, der voll rother Schafe von der feinſten Wolle war; aber er hütete ſich — ſo leid es ihm auch that — ein Schaf mitzunehmen, damit der Herzog nicht wieder errathe, wo er geweſen ſey; jedoch war er kaum den Felſen herunter geklettert, als die

Lämmer über die Mauern sprangen und ihm folgten, als sey er immer ihr Hirt gewesen; er mochte sie zurück jagen, so viel er wollte, sie verließen ihn nicht, ihm nachziehend, bis er aus dem Thale ging, und wie sie seine Heerde erreichten, da mischten sich die Schafe unter einander und es schien, sie wären alte Bekannte mit den rothen, und begrüßten sich nach einer langen Trennung freundlich wieder.

Der Hirte wußte nicht, was anzufangen, um seinen Ungehorsam vor dem Herrn zu verbergen; er wartete daher, bis es ganz dunkel geworden war, und trieb dann erst die Heerde heim; mit vieler Mühe und Arbeit suchte er am folgenden Morgen die rothen Hämmel aus der Menge heraus und schloß sie in einen eignen Stall, während er all die andern auf die Weide trieb; aber kaum war er einige hundert Schritte fortgegangen, als die rothen Schafe wie Mäuse durch die Ritzen der Stallthüre herausgekrochen waren, und, ihm folgend, sich unter die weißen und schwarzen mischten. Da blieben alle Leute stehen und wunderten sich

gar ſehr über die blutrothen Schafe — die ganze Stadt ſprach davon, und auch der Herzog hörte die wundervolle Mähr; der aber entbrannte in Zorn und ließ ſogleich den Hirten vor ſeinen Thron rufen.

Als Jaroslaw in den Saal trat, rief ihm der Fürſt mit donnernder Stimme entgegen:

„O du frecher Knabe! du haſt dreimal mein Gebot übertreten, und dein Frevelmuth würde am Ende gewißlich dich und mich in großes Unglück bringen; deßhalb will ich dich in ſtrenge Gewahrſam geben, und du ſollſt von morgen an bei meinem Gärtner in die Lehre gehen, daß die Arbeit in den Beeten dir die Luſt nach Abentheuern abkühle. — Jetzt geh, und melde dich bei deinem künftigen Lehrherrn."

6.

Jaroslaw ging traurig von dannen, denn ſein Sinn ſtand nach höhern Dingen, als die Erde umzugraben und Kraut und Blumen zu pflanzen; doch meldete er ſich, wie ihm befohlen war, bei dem herzoglichen Gärtner, der

ihn freundlich aufnahm, und eine kleine Kammer in seinem Hause einräumte. Der Jüngling ergab sich endlich in sein Schicksal, und war bei allen Arbeiten so gelehrig, daß in kurzer Zeit der Gärtner und alle Bewohner der herzoglichen Burg ihn gar lieb gewannen, und sehr viel auf ihn hielten; doch drängte sich ihm gar oft die Sehnsucht ins Weite auf, und er bat den Gärtner, ihm einen Ausgang zu gestatten; allein der Herzog hatte solchem strenge verboten, den Jüngling aus den Mauern der Gärten zu lassen, daher erlaubte er ihm, weil er seine Gunst so sehr gewonnen, nur heimlich und auf kurze Zeit in der Gegend herumzustreifen. Wenn nun Jaroslaw solche Erlaubniß erhielt, da erstieg er einen hohen Berg, von dessen Gipfel man auf sein geliebtes Thal hinschauen konnte, und oft trieb es ihn zu entweichen und der Stimme des Geschickes zu folgen, die ihn dahin zu rufen schien; aber da gedachte er, daß er dem guten und ehrlichen Gärtner versprochen habe, wiederzukommen, und daß vielleicht der Herzog des Knaben

Flucht an dem frommen Alten rächen könnte, und da kehrte er immer zurück und ſpielte zu ſeinem Troſte rührende Weiſen auf ſeiner Zither, die ihm alle Herzen gewannen; vor allen war ſein Lieblingslied eines mit melancholiſcher Weiſe, welches alſo lautete:

Auf einem hohen Felſen,
Der trotz den wilden Wellen
Da ſtehet Tag und Nächte
Und ſeine Seiten darbeut.
Da ſaß ein armer Fiſcher;
Sein Netz lag auf dem Sande —
Ihn hatte Glück und Freude
Mit ſeiner Braut verlaſſen.
O wie er traurig klagte!

Daß unter ihm die Wellen,
Und hinter ihm die Felſen,
Und rings um ihn die Winde
In ſeine Lieder ächzten.
Wie lange, ſüße Feindin,
Wie lange willſt du fliehen?
Willſt härter als der Fels ſeyn,
Und leichter als die Winde?
O wie er traurig klagte!

Ein Jahr iſt's, Undankbare,
Seit du dieß Ufer flohest,
Das, ſeit du flohest, wild iſt
Und ſtürmt wie meine Seele.
Mein Netz entſinkt den Händen,
Wie mir das Leben hinſinkt;
Mein Herz zerbricht am Felſen
Wie dieſe Welle ſpalter.
O wie er traurig klagte!

Der über Land und Wogen
Den ſchnellſten Raub ereilet,
Und jeden Flüchtling haſchet,
O Liebe! leichter Vogel!
Was helfen dir die Flügel?
Was helfen dir die Pfeile?
Wenn die dir immer fliehet,
Die mir mein Alles raubt?
O wie er traurig klagte!

Daß unter ihm die Wellen,
Und hinter ihm die Felſen,
Und rings um ihn die Winde
In ſeine Lieder ächzten.

Als er dieß Lied einmal Abends ſang, luſtwandelte grade die ſchöne Prinzeſſin, des Her-

zogs einziges Kind, in den Gängen, und sie fühlte sich davon so gerührt und für den zarten Sänger eingenommen, daß sie sich vornahm, von ihrem Vater die Erlaubniß zu erbitten, ihn in ihren Gemächern singen zu hören. Auch Jaroslaw war immer hoch erfreut, wenn das holdselige Fräulein in den Garten kam, und arbeitete dann noch einmal so schnell und gut; ja es that ihm leid und schien ihm etwas zu fehlen, wenn sie einmal nicht aus dem Pallaste herab kam.

Eines Tages stand der junge Gärtner am frühen Morgen von seinem Lager auf und ging an seine Arbeit — die Morgenröthe verschwand, weil der helle Tag ihren Purpurschein überwunden hatte und nun in voller Klarheit zu strahlen begann, und als nun Jaroslaw beschäftigt war, einen Straus für die Prinzessin zu binden, da sah er, wie die Sonne mit sanften Strahlen ein zartes Blümlein übergoß, das in größerer Anmuth als alle andere blühte, und wie sie all die kleinen Blätter so wunderschön mahlte, als blühte es in ihrem Schoose —

und die Blume konnte lieblich und muthvoll in die Welt blicken, und gab so süßen Duft von sich, daß es wohl einen Kranken erquickt hätte, der schon im Scheiden lag; da berührte ein Lüftchen, lind von Athem, das holde Blümlein und es schwebte so frohmüthig an seinem zarten Stiel hin und wieder, gleich einem Vögelein, das an einen goldnen Faden angebunden ist.

Da sprach der Jüngling:

„O, wie bist du über alle Maßen schön, du zartes Blümlein, und glänzender als der weise Salomon, der in allem Prunk und Herrlichkeit doch nie so schön gekleidet war als du. Die kleinen Bienen summen um dich und umflattern deine weichen Wangen, daß sie aus ihnen Honig saugen; auch die Menschenkinder sehen mit Lust auf dich — doch bald wirst du all deinen Farbenschein verlieren, und die Sonne, die dich bisher wie eine freundliche Mutter gehegt und gepflegt, wird dir ihren glühenden Pfeil zusenden, dich zu erstechen — viel lieber sollst du an meiner Geliebten Busen

einen ſüßern Tod ſterben, um den ich dich beneide.“

Als der Straus fertig war, kam der alte Gärtner, ihn zur Prinzeſſin zu tragen, und war ſelbſt gar ſehr erfreut über ſeine Schönheit und Friſche; aber wie das Fräulein die Blumen erhielt, da konnte ſie auf nichts anders mehr ſchauen, als auf das wunderſchöne Blümlein, welches mitten im Straus, gleichſam über die andern zierlichen Blüthen zu herrſchen ſchien, und wenn die Prinzeſſin darauf ſchaute, kam es ihr immer vor, als verkünde ihr das Blümlein, daß ſie von einem liebenswerthen Jüngling über alles geliebt werde, der von dem Geſchicke beſtimmt ſey, einſt ihres Lebens Glück zu bereiten; aber im innerſten Herzen ſagte ihr eine Stimme, es ſey dieß kein andrer, als der den Straus gewunden, und darüber war ſie gar ſehr erfreut und fing an die ſtumme Liebe des armen Gärtners aufs Zärtlichſte zu erwiedern.

7.

Einmal hatte der Jüngling den ganzen Tag fleißig gearbeitet und kehrte mißmuthig heim, denn die Prinzessin war nicht erschienen, und nach dem ängstigen Hin- und Herlaufen ihrer Zofen mußte er schier befürchten, es sey ihr ein Unfall zugestoßen, oder sie vielleicht gar gefährlich krank; als er nun in das Haus des Gärtners kam, fand er alles in großer Angst und Betrübniß, und wie er um die Ursache solcher Bestürzung fragte, da fing die Gärtnerin gar sehr zu wehklagen an, und rief aus:

„O der arme Herzog! wie sehr ist er zu beklagen!"

Da fragte der Jüngling mit großer Besorgniß:

„Saget mir, was ist unserm Herrn und Gebieter widerfahren?"

Und die Gärtnerin entgegnete:

„O vernimm, in welch großes Leid er gerathen, denn er ist in Gefahr, seine geliebte Tochter zu verlieren, und zwar dergestalt, daß sie in die Gewalt des leidigen Satanas komme."

Jaroslaw erſchrack gar ſehr, und auf ſeine Bitte fuhr die Gärtnerin fort:

„Du mußt wiſſen, daß Herzog Ottiko viele Jahre in einer kinderloſen Ehe lebte, Gebete und Wallfahrten waren ſo fruchtlos, als alle Mittel der Aerzte von nah und ferne, und ſchier hatte Ottiko und ſeine erlauchte Gemahlin die Hoffnung aufgegeben, eines zarten Kindleins zu pflegen, als ein weiſer Mann aus dem entfernten Königreich Perſien (ſo ſagte er) an des Herzogs Hoflager kam; dieſer gewann gar bald das Vertrauen des Fürſten, und als der ihm einſt bitterlich klagte, wie leid es ihm thue, dereinſt ohne Nachfolger dahinſterben zu müſſen, ſo verſprach er, dieſem Uebel abzuhelfen; „doch, fuhr er in ſeiner Rede fort, ſetze ich auf die Ausübung meiner Kunſt, durch welche ich den Schoos deiner Gemahlin fruchtbar machen werde, einen ſehr hohen Preis.“ — Da unterbrach ihn der Herzog und betheuerte, daß ihm kein Preis zu hoch ſey für die Erfüllung ſeines einzigen und ſehnlichſten Wunſches, und daß er ſelbſt die Hälfte ſeines Reiches gern

dafür hingeben würde; und der weiſe Mann antwortete: „Mit nichten fodre ich Gold oder Land und Leute von dir; aber du mußt mir verſprechen, daß dein erſtes Kind mein Eigenthum werden ſoll — ſobald ſolches das ſiebzehnte Jahr erreicht hat, werde ich kommen es abzuholen. Das ſchien zwar dem Herzog eine gar ſchwere Bedingniß zu ſeyn; jedoch ging er in den Willen des Fremdlings ein, und — o der Verblendung, daß er nicht ſogleich die ſataniſche Tücke erkannte! — unterſchrieb den Vertrag mit ſeinem eignen Blute. Die Herzogin hat hierauf ihrem Gemahl drei Töchter geboren; aber nur die erſte und holdſeligſte iſt am Leben geblieben, und weil man in der ganzen Zeit nichts mehr von dem Fremdling gehört hat, ſo gedachte der Herzog ſeines furchtbaren Contractes nicht einmal mehr; aber leider iſt er auf eine gar traurige Weiſe daran erinnert worden: in acht Tagen erreicht die ſchöne Prinzeſſin ihr ſiebzehntes Jahr, und geſtern Abends iſt der Fremde zum Herzog gekommen, ihm anzukündigen, daß er an ihrem

Geburtstage erſcheinen werde, ſein Eigenthum abzuholen – er kam in der Kleidung eines morgenländiſchen Ritters; aber denke dir das Entſetzen des Herzogs, als er trotz des langen und ſchleppenden Mantels einen Pferdefuß erkannte."

Bei dieſen Worten fing die Gärtnerin aufs Neue zu weinen und zu wehklagen an, und rief einmal über das andre:

„Ach, die arme Prinzeſſin! in acht Tagen wird ſie ein Raub des leidigen Satanas!"

Jaroslaw war viel mehr betrübt, als er es zeigen durfte, um nicht die heftige Liebe zu verrathen, in die ſein Gemüth entbrannt war — doch gedachte er ſeiner drei Schlöſſer im Thal der Scharka, und hoffte zuverſichtlich die Prinzeſſin aus ſo großer Gefahr zu erretten; ja er konnte den Tag kaum erwarten, wo Satan ſeine ſchöne Beute abholen werde, um ſie ihm wieder abzukämpfen. Mittlerweile wurden öffentliche Bittgänge in den Kirchen angeſtellt und alle Bewohner des Herzogthums beteten vom Morgen bis zum Abend um die Befreiung

der ſchönen und tugendſamen Prinzeſſin aus Teufelsklauen, denn jedermann liebte und verehrte die erlauchte Jungfrau, weil ſie gar ſo fromm und gut war, und alles verſank in tiefe Betrübniß, daß ſie ſo großes Unheil treffen ſollte.

So war endlich unter Klagen und Gebet der Geburtstag der Prinzeſſin herangekommen, und Jaroslaw, der vor großer Begier die ganze Nacht nicht hatte ſchlafen können, bat den Gärtner, er möchte ihm doch erlauben, ſich vor das Thor zu begeben, um dem feierlichen Zuge zuzuſehen, der die Prinzeſſin an den Ort bringen würde, wo der leidige Fremdling ihrer harren wollte; zugleich verſprach er ihm, ſich ſorgſam hinter einen Ritter oder Prieſter zu verbergen, und getreulich zu berichten, was vorgegangen ſey. Die Neubegier überwand endlich die Bedenklichkeiten des alten Mannes, und er gab Jaroslaw die Erlaubniß, dahin zu gehen; doch ermahnte er ihn nochmals ernſtlich, ſich wohl zu hüten, daß ihm kein Leid widerfahre.

Der Jüngling eilte ſchnellen Laufes in ſein geliebtes Thal, um ſich zu ſolchem gefährlichen Kampfe zu rüſten; er begab ſich in das ſchwarze Schloß, holte das Roß aus dem Stalle, wappnete ſich, und als er die Flaſche geleert, vermochte er das große und ſchwere Schwert mit großer Leichtigkeit zu ſchwingen, und fühlte ſich ſo ſtark, daß er meinte ſchon ſo dem Teufel überlegen zu ſeyn.

8.

Der feierlichen Zuſage des Herzogs gemäß, wurde die Prinzeſſin in einem langen Zuge auf einen freien Platz, zwiſchen der Stadt und dem Thal der Scharka geführt, von wannen der bedenkliche Helfer ſie abzuholen verſprochen hatte; als ſie zu dieſem ihren letzten Gange bräutlich geſchmückt wurde, und ihre weinenden Zofen Blumen herzutrugen, um ihr am Buſen und in den ſchönen Locken zu glänzen, da fiel ihr Blick auf den ſchönen Strauß, welchen vor einigen Tagen der ſchöne Gärtnerknabe für ſie gepflückt hatte, und ſiehe! alle Blu-

men waren verwelkt und trocken, nur das herzige Blümlein glühte noch in aller Frische, und wie sie selbes in die Hand nahm, da schien es sie freundlich und trostvoll anzublicken, und da sie es in den frischen Straus an ihren Busen gesteckt hatte, da kehrte Hoffnung und Freudigkeit in ihr Herz zurück, und sie schickte sich mit großer Fassung an, nachdem sie von ihrem Vater den zärtlichsten Abschied genommen, dem Herrn der Hölle entgegen zu gehen. Die Priester aus allen Klöstern und alle Männer, Frauen und Jungfrauen, die im Rufe großer Frömmigkeit standen, begleiteten die Prinzessin und vermehrten ihr Gefolge. Man hatte heilige Reliquien mitgenommen, und der ganze Zug betete; auch sang man vor dem Thore ein Trauerlied, und eine Jungfrau begann:

So, Herrin! lebe wohl!
Auf ewig lebe wohl!
Auf immer ich dich lassen,
Nun immer weinen soll.

Darauf fielen alle im Chor ein:

Die Todtenglocke mit Trauerſchall
Ruft: Bald iſt ſie nun todt. —
So will ich auf's Haupt dir pflanzen noch
Ein Blümlein roſenroth.

Eine Jungfrau.

Für die Prinzeſſin ſtand
Ihr Brautbett ſchon ſo ſchön.
Ach! ſtatt ins Brautgemach
Muß ſie zum Tode gehn.

Chor.

Die Todtenglocke mit Trauerſchall
Ruft: Bald iſt ſie nun todt,
So will ich auf's Haupt dir pflanzen noch
Ein Blümlein roſenroth.

Eine Jungfrau.

Auf ihren Sarg ſoll prangen
Ein Brautkranz friſch und roth;
Der wird ſo traurig hangen,
Ach, unſre Braut iſt todt!
Ihr Grabmahl will ich decken
Mit Blumen überdin
Und meine Thränen werden
Sie immer pflegen grün.

Chor.

Die Todtenglocke mit Trauerſchall
Ruft: Bald iſt ſie nun todt,
So will ich auf's Haupt dir pflanzen noch
Ein Blümlein roſenroth.

Eine Jungfrau.

Statt Bildniß ſchöner Farben,
Gemahlt mit Kunſt und fein,
Will ich ihr Bildniß mahlen
Tief in mein Herz hinein.
Ins Herz da will ich graben
Tief ihre Leichenſchrift:
„Hier liegt die ſüße Herrin,
Die jedes Herz geliebt!“
In Schwarz will ich mich kleiden,
Schwarz ſey mein Feſtkleid nun;
Weh mir! ich bin verlaſſen
Und nimmer kann ich ruh'n

Chor.

Die Todtenglocke mit Trauerſchall
Ruft: Bald iſt ſie nun todt,
So will ich auf's Haupt dir pflanzen noch
Ein Blümlein roſenroth.

Aber es war alles umsonst, kein himmlisches Wunder geschah, und der Fürst der Finsterniß, in der Gestalt eines Ritters, mit einer prächtigen Rüstung bekleidet, über welcher er einen weiten scharlachnen, mit Gold reich gestickten Mantel trug, schritt auf die Menge zu, und berief sich auf des Herzogs Versprechen; er hielt die Verschreibung hoch empor, und wie die Priester und die frommen Männer und Frauen die blutige Unterschrift schauten, da befiel sie eine große Angst; es däuchte ihnen, als würden die Reliquien in ihren Händen glühend, die Stimme versagte allen zum Beten und sie vermochten nichts gegen den bösen Geist zu unternehmen, so daß dieser schon den Arm ausstreckte, um die Prinzessin zu ergreifen, als mit Blitzesschnelle aus der Oeffnung des Thalgrundes auf einem vortrefflichen schwarzen Renner ein Ritter in schwarzer Rüstung und Scherpe mit hochgeschwungenem Schwerte einhersprengte und dem Satan mit gebieterischer Stimme befahl, die Prinzessin frei zu geben.

Schnell wandte sich der höllische Ritter und rief mit funkelnden Augen:

„Wer bist du, Sterblicher! daß du es wagst von mir zu fodern, daß ich meinem wohlerworbnen Eigenthum entsagen solle?“

Aber muthig entgegnete ihm Jaroslaw:

„Ich bin gekommen, die Unschuld gegen deine Tücke in Schutz zu nehmen, und ich biete dir und der ganzen Hölle Trotz. So du nicht die Prinzessin frei lassen willst, so bereite dich mit mir zu kämpfen.“

Satan ließ sich diese Auffoderung nicht zweimal wiederholen, sondern rief dem schwarzen Ritter zu, vom Pferde zu steigen, worauf ein so fürchterlicher Kampf begann, daß allen Anwesenden vor großem Erstaunen Augen und Ohren aufrissen, und selbst die ältesten Männer sich keines ähnlichen zu erinnern wußten. Die beiden Streitenden begnügten sich nicht, die gewaltigsten Streiche aufeinander zu führen, sondern sie blickten sich gegenseitig mit so wüthenden Blicken an, daß man glaubte, einer wolle den andern mit seinen Augen vergiften;

so dauerte der Kampf über eine Stunde, bis endlich Satan ermüdete und ausrief.

„Es ist genug für heute, und ich bestimme den nächsten Morgen, um unsre Sache auszumachen.“

Der schwarze Ritter war solches wohl zufrieden, und ohne den Dank der Prinzessin und die Lobsprüche aller Anwesenden abzuwarten, schwang er sich wieder auf sein Roß, gab ihm die Sporen und sprengte in das enge Thal zurück. Der Fürst der Finsterniß verschwand, und die Prinzessin ward im feierlichen Zuge wieder in den Pallast ihres Vaters geführt, der, verwundert und hoch erfreut über die Erscheinung eines so tapfern Beschützers, wieder an die Möglichkeit einer Errettung aus den Klauen des Satanas zu gedenken wagte.

Jaroslaw kehrte, nachdem er den ritterlichen Schmuck wieder mit seinem schlichten Wamms vertauscht hatte, zu dem herzoglichen Garten zurück, und erzählte dem gutherzigen Alten, wie er sich hinter einen Busch versteckt habe, wo er alles übersehen können; wie dann

die Prinzeſſin dem Satanas zugeführt worden, und ein Ritter in ſchwarzer Rüſtung mit ihm ſo wacker gekämpft habe, daß ſelbſt der böſe Geiſt ermüdete und die Entſcheidung des Kampfes auf den andern Tag verſchob — dann ging er in den Garten, arbeitete den ganzen Tag mit vieler Freudigkeit und legte ſich dann wohlgemuth ſchlafen; aber mit den erſten Strahlen der Sonne verließ er ſein Lager und bat den Gärtner um Erlaubniß, vor die Stadt zu gehen. Gar gern gewährte der Alte die Bitte ſeines Geſellen, denn er begehrte ſelbſt über die Maßen zu wiſſen, was der ſchwarze Ritter gegen den Satan ausrichten werde; nur ermahnte er ihn abermals zur Vorſicht auf einem ſo gefährlichen Platze.

Der Jüngling lief luſtig den kürzeſten Weg bis zu dem Kriſtallpallaſte, leerte die Flaſche, und als er in der weißen und glänzenden Rüſtung und auf dem ſchneeweißen Renner, ſo ſchön wie der Tag einher ſprengte, fand er ſchon die Prinzeſſin mit ihrem Gefolge auf dem Kampfplatz und Satan erſchien in der Geſtalt

eines fürchterlichen Drachen, der aus vier scheuß-lichen Rachenschlünden seinen Gegner mit Feuer-flammen bewillkommte; aber zum Glück war Jaroslaw durch seine bezauberte Rüstung vor jeder Verletzung gesichert — er begann den Kampf, und obgleich jeder Kopf des Unge-heuers, wie er ihn abhieb, wieder nachwuchs, so daß nach einer halben Stunde das ganze Feld mit Drachenhäuptern bedeckt war, so ver-mochte ihm doch Satan nichts anzuhaben, und begehrte endlich, nachdem sie abermals eine ganze Stunde gekämpft hatten, daß der fol-gende Morgen ihren Streit entscheide. Jaros-law gedachte des rothen Weines, willigte dar-ein und ritt in das Thal zurück, um den Rit-ter wieder in einen Gärtnergesellen umzuwan-deln, und als solcher seinem Meister Bericht von dem zweiten Kampfe zu erstatten. Auch die Prinzessin wurde wieder in die Stadt ge-führt und sah mit Hoffnung und Sehnsucht dem Morgen des dritten Tages entgegen, denn sie hatte schon so große Thaten ihres unbe-kannten Befreiers gesehen, daß sie gar nicht

mehr daran zweifelte, er werde sie befreien; überdieß blühte ihr das Wunderblümlein so lustig am Busen, als wolle es sie stets in ihren Hoffnungen bestärken und eine frohe Zukunft prophezeien.

9.

Als Jaroslaw sich am dritten Morgen in das rothe Schloß begeben, und diesesmal so gar ohne alle Ermahnung von dem Gärtner war entlassen worden, ging der Zug mit der Prinzessin vor die Stadt, und auch der Herzog befand sich dabei, denn er wollte der Erlösung seiner Tochter beiwohnen.

Endlich erschien ein Ritter in rubinrother Rüstung auf einem rothen Rosse, wie der Gott des Feuers, und als er angekommen war, öffnete sich die Erde, Feuerflammen loderten empor und verkündigten die Ankunft des Satans, welcher sich in seiner eigenthümlichen fürchterlichen Gestalt zeigte. Alle Anwesenden erschraken, und der Prinzessin vergingen schier die Sinne; nur Jaroslaw blieb ruhig und bereitete sich

zum Kampfe, den die beiden gefährlichen Streiter zwei Stunden lang kämpften, bis endlich Satanas alle Kräfte verließen, und er auf Jaroslaws Befehl ihm die Verschreibung des Herzogs überreichen mußte, welche dieser an den glühenden Augen des Bösen anzündete und zu Asche verbrannte. Der Fürst der Finsterniß verschwand mit einem fürchterlichen Brausen, und Jaroslaw ließ sich vor der Prinzessin auf ein Knie nieder; aber es war ihm durch einen Streich des Teufels die Schiene des linken Arms gespalten, aus dem rothes Blut quoll, und er sank plötzlich, als er zu reden anfangen wollte, ohnmächtig zu Boden. Alles sprang zu seiner Hülfe, und die Prinzessin reichte eilends ein seidnes Tuch her, welches sie selbst gestickt hatte, um seine Wunde damit zu verbinden; da der Ritter noch immer in seiner Ermattung lag, so begab sich der Herzog mit seiner Tochter und dem ganzen Hofstaat in die Burg zurück, um alsbald seinen Leibarzt dem Ritter zur Hülfe zu senden. Als der Herzog fort war, erholte sich Jaroslaw, und die Diener des

Fürsten wollten ihn ebenfalls zum Schlosse geleiten; er aber schwang sich auf sein Roß und sprengte ohne Abschied in die Berge. Verwundert sahen die Knappen dem räthselhaften Ritter nach, und gingen dem Herzog Bericht zu erstatten, der sich darüber gar sehr betrübte, daß ihm der großmüthige Retter seiner Tochter nicht einmal die Freude vergönnte, sich für einen so großen Dienst dankbar erweisen zu können.

Als Jaroslaw zu dem Gärtner zurückkam, war dieser über sein langes Aussenbleiben ganz unruhig geworden, und begehrte zu wissen, wo er geblieben? Der Jüngling erzählte den ganzen Vorfall und setzte hinzu, er sey auf dem Kampfplatz geblieben, bis sich der rothe Ritter aus seiner Ohnmacht erholt, dann aber sey er ihm bis an den Eingang des Thales gefolgt, habe dort einen hohen Berg erstiegen und gesehen, wie jener in ein schönes rothes Schloß eingeritten, das so hell geglänzt, als sey es aus einem einzigen Rubin geschnitten. Jaroslaw ging wieder an seine Arbeit und war jedesmal

doppelt erfreut, wenn die schöne Prinzessin zwischen seinen Blumen lustwandelte; aber eines Tages war sie auch herabgekommen, als sie auf einem schattigen Hügel den Gärtnergesellen schlafend, und an seinem entblößten linken Arme ihr seidnes Tuch erblickte — erschrocken und verwundert weckte sie Jaroslaw und begehrte von ihm zu wissen, wie er zu diesem Tuche gekommen sey?

Der Jüngling hielt diese Begebenheit für einen Fingerzeig des Geschickes, und diesen Zeitpunct für den günstigsten sich zu offenbaren und sprach:

„Dieses Tuch, o holdseligste Prinzessin! hat deine eigne schöne Hand um meinen Arm gewunden, als mir das Glück zu Theil geworden, dich aus der Gewalt des boshaften Satanas zu erretten. — Ja, verwundre dich nur, denn kein anderer als ich schlechter Gärtnerknabe hat dreimal mit dem Fürsten der Finsterniß um deine Freiheit gekämpft, und durch den Beistand des barmherzigen Gottes, der die Unschuld beschützt, ihn besiegt.“

Das kam der Prinzessin schier unglaublich vor, so sehr sie auch gewünscht hätte, daß dieser ihr Retter seyn möge; jedoch führte sie ihn alsbald zu dem Herzoge, vor welchen Jaroslaw seine Aussage wiederholte, und ihm zugleich alle Geheimnisse des wundervollen Thales entdeckte, und wie er in den Besitz so großer Macht gekommen sey.

Der Herzog erwiederte auf seine Rede:

„Was du mir erzählest, klinget alles sehr wohl; doch wäre es von mir gar thöricht, wenn ich deinen Worten Glauben beimessen wollte, ohne daß du mir ein Zeugniß deiner Thaten gibst, und daß du derselbe bist, der uns durch seine wunderbare Tapferkeit aus so großem Unheil errettet hat.“

Jaroslaw verbeugte sich ehrerbietig und bat um die Erlaubniß, in das Thal der Scharka zu gehen, um sich in der Gestalt des rettenden Ritters zu zeigen. Der Herzog hieß den Jüngling gehen, und harrte begierig seiner Rückkehr; aber als er mit dem ganzen Hofstaate an der Tafel saß, meldete man ihm, daß ein

ſchöner und ſtattlicher Ritter in weißer glänzender Rüſtung aus dem Scharka-Thale herausgekommen, und auf die Burg zuſprenge. Alles erhob ſich, und am ſchnellſten die ſchöne Prinzeſſin, die ſehnſuchtsvoll ihm entgegen ſah, und ſogleich den Ritter des zweiten Kampfes in ihm erkannte. Der Ritter ward in den Saal geführt, und als er den Helm ablegte und die braunen Locken des ſchönen Gärtnergeſellen darunter hervorquollen, da drückte ihn der Herzog zärtlich an ſeine Bruſt, und verſprach ihn fürſtlich zu belohnen; wie er jedoch auf Jaroslaws zärtliche Blicke und die holde Schaamröthe ſeiner Tochter ſchaute, da errieth er leichtlich die Wünſche der Liebenden, und er beſchloß, ſie noch an demſelben Tage zu vermählen. Als Jaroslaw den erſten Kuß der Liebe auf die keuſchen Lippen der Prinzeſſin drückte, da reichte ſie ihm ſtumm das Blümlein dar, das er gar wohl wieder erkannte; er wollte es ergreifen und an den Mund drükken; aber da war es verſchwunden, und ſie erblickten es nicht wieder, bis ſie an den Abend

ihres Hochzeittages in den Nachthimmel schauten, wo die Sterne mit einem muntern Fackeltanz das Fest zu begehen schienen, da sahen sie erst das Blümlein allein glänzen, dann verwandelte es sich in einen ganzen Kranz, der über dem Haupte der Liebenden schwebte, ihnen langes und dauerhaftes Glück zu weissagen.

Jaroslaw folgte seinem Schwäher im Regiment und erreichte ein hohes Alter an der Seite seiner tugendreichen Gemahlin, die ihm mehrere Kinder gebar, welche nach ihm das Reich beherrschten.

Herzog Stillfried
und
sein Sohn Brunsvig.

1.

Vor alter Zeit lebte in Böheim ein ſtattlicher Fürſt, mit Namen Stillfried, berühmt durch ſeines Armes Tapferkeit und die Klugheit, die er bei jeglichem Unternehmen zeigte; als ihm Vater und Mutter geſtorben waren, da vermählte er ſich mit einer erlauchten Jungfrau aus lombardiſchem Stamme, Agatha genannt, die in der ſchönſten Jugendblüthe ſtrahlend, als das tugendlichſte und gütigſte Fräulein ihres Landes bekannt war. Das Hochzeitfeſt wurde mit einer Pracht und Hoheit gefeiert, wie man nimmer vorher in Böheim geſehen hatte; aber als die Neuvermählten zum erſtenmal ihr keuſches Ehebette beſtiegen, hatte die Fürſtin einen gar wunderbaren Traum — ſie war nämlich kaum entſchlummert, da kam es ihr vor, als wenn die Bäume, welche gar kunſtreich und mit vielem

Fleiße in die Tapeten des Schlafgemachs gewoben waren, lebendig würden; in den dunkeln Zweigen muſicirten die mannichfaltigen Pfeiflein der beflügelten Schaar, die weder Kunſt noch Odem ſpart, und gar wohl erfahren in ſüßem Sang, mit wohlgeſchliffnen Schnäblein die bunten Fittige ſchwingt; ſo ließen ſie ein fröhliches Lied erſchallen und ſchifften geſchäftig mit leichten Rudern durch die Lüfte. Der tiefe Wald, mit Stauden und vielen ſchöngefärbten Blumen geziert, tönte wieder von ihrem Geſang; aus den Klüften drangen Klänge; die krumm geflochtenen Bächlein ſtimmten lieblich drein, wie ihre Wogen an die Steine des Grundes anſtießen; der Wind in Lüften ſchüttelte ſeine Flügel, und die gelinde berührten Zweige ſauſten an ihre Stämme, gleichſam als wollten ſie nicht ſäumen an dieſer allgemeinen Muſik Theil zu nehmen, die immer deutlicher und beſtimmter wurde, bis endlich die Fürſtin von einer wunderſchönen Stimme folgendes Lied ſingen hörte:

In der Grüfte
Laue Lüfte
Stieg der Knabe einſt hernieder;
Von den ſchönen
Zaubertönen
Reicher kehrt er wieder.
Und der Sittige
Grüne Fittige
Bringen Freud' und Glück,
Wenn es flieht, zurück.

Und während des Geſanges ſah Agatha einen wunderſchönen Sittig auf einem Zweige ſitzen; aber als das Lied aus war, ſah ſie ihn nimmer, und unter dem Baume ſtand eine hohe, weibliche Geſtalt, von einem überirdiſchen Glanz umſtrahlet, die trug ein holdes Knäblein auf dem Arm und nahte ſich dem Bette der Fürſtin, der ſie einen leiſen Kuß auf die Stirne drückte; dann umwand ſie ihre Stirne mit einem friſchen, duftenden Kranz, legte das Kindlein in ihre Arme, und gebot es Brunsvig zu nennen — da erwachte Agatha und alles war verſchwunden.

Am Morgen erzählte die Fürstin ihrem Gemahl das wundersame Traumbild, welches ihr in der Nacht vorgekommen war, und dieser entgegnete:

„Ich bin hoch erfreut, meine geliebteste Gemahlin, daß du dieselbe Erscheinung gehabt, die auch mir vorgekommen, und ich will dir solche erklären, indem ich dir eine alte Geschichte aus den ersten Tagen meiner Kindheit erzähle.“

Die Fürstin hörte ihrem Gemahl aufmerksam zu, welcher also fortfuhr:

„Als ich noch ein ganz kleiner Knabe war, und eines Tages einen dichten Forst durchstrich, da wichen plötzlich die Schatten der Bäume zurück, und ich befand mich in einem anmuthigen Thale — es lachte eben aufs Neue die Frühlingszeit und milder Sonnenschein vergoldete die Flur, auf welcher sich die Bäume mit reichen Aesten ausbreiteten, und der Klang der klaren Brunnen belebte den Hain, durch den sie sich gleich silbernen Zickzack dahin krümmten; die Wiesen waren reich bedeckt mit kost-

bat buntem Schmelz, alle Blumen neu bekleidet und auf ihren kleinen Blättern glänzten die Thautropfen wie Perlen aus dem Morgenlande. Nur am Ende des lieblichen Thales ſtand ein Felſ, der gähnte mich mit einer ungeheuern Kluft an und wunderbare Töne ſchallten mir daraus ſo einladend entgegen, daß ich immer näher ging; immer luſtiger und freundlicher ſchallten die Töne heraus und ertönten endlich alſo:

In der Grüfte
Laue Düfte
Holder Knabe ſteig' hernieder!
Fröhliche Lieder
Tönen dir wieder,
Fröhlicher kehrſt du zurück.
Und der Sittige
Grüne Fittige
Rauſchen dir Freude und Glück.

Ganz beherzt und begierig zu ſchauen, woher dieſe freundlichen Worte tönten, ſchritt ich in die Höhle, und war nicht lange gegangen, als ich an einen großen runden Platz gelangte,

wo allerhand Vögel in Käfigen herumhingen und allerhand ſchöne Weiſen, bald allein, bald zuſammen ſangen; ſie prangten in den mannichfaltigſten Farben, doch vor allen gefiel mir ein ſchöner Sittig, der in der Mitte des kriſtallglänzenden Gewölbes in goldenem Bauer hing, und die freundlichen Worte des Willkomms wiederholte, die mich hereingelockt hatten — ſeine Flügel glänzten in Gold und dem hellſten Grün, und alle Farben des Regenbogens ſchimmerten auf ſeinem Rücken. Alle Vögel ſchwiegen, gleichwie vor ihrem Herrn und Meiſter, wenn jener ſeine Weiſe begann. Ich ſtand lange und war in das Anſchauen des Vogels verſunken, welches mir eine innige Freude machte, als eine weiche und zarte Hand mir die Haare aus der Stirne ſtrich, und eine ſanfte Stimme fragte: wie ich hereingekommen ſey?

Erſchrocken wandte ich mich gegen die Stimme; aber meinen Blicken zeigte ſich eine hohe weibliche Geſtalt voll erhabnen Liebreizes (dieſelbe, welche du in dieſer Nacht erblickt haſt), ſo daß meine Furcht auch ſogleich wieder ver-

ſchwand. Ich ſagte ihr, wie bei den Tönen des ſchönen Sittigs mir die Luſt anackommen ſey, herein zu kommen, zugleich bat ich ſie, zu verzeihen, wenn ſolches nicht erlaubt ſey.

Da entgegnete die Dame:

„Du biſt mir ſehr willkommen, mein lieber Stillfried! weil mir wohl bekannt iſt, wie du dereinſt durch wunderſame Tapferkeit das Reich von Böheim gar mächtig und berühmt machen wirſt — und um dir zu beweiſen, wie geneigt ich dir bin, ſo magſt du dir in dieſem Gewölbe wählen, was dir am meiſten gefällt, und es ſoll dein ſeyn.“

In dem Gewölbe lagen große Haufen der köſtlichſten Klenodien, Gold, Silber und Edelgeſtein; aber mein Auge und Sinn hing nur an dem ſchönen Sittig in der Mitte des Gewölbes, und demüthig bat ich die Dame mir ſelben zu verehren.

Als die Dame mein Begehren vernahm, ſchüttelte ſie das Haupt, und ſagte mit freundlicher Miene:

„So wie du dereinſt ſehr große Heldenthaten ausüben wirſt, ſo verſteheſt du auch mit klugem Sinne das Große zu begehren. Wiſſe, daß alle Kleinodien, die hier vor deinen Augen ausgebreitet ſind, noch nicht eine Feder dieſes wunderbaren Vogels aufwiegen, und du das Größte gefodert haſt. — Doch es ſey dein Begehren dir gewährt, und du mögeſt zum Zeichen meiner großen Gunſt den Käfig mit dieſem, dem wundervollſten aller Sittige mit dir heimtragen.“

Bei dieſen Worten griff ſie empor und löſte den Käfig von der goldnen, mit Edelſteinen durchflochtenen Schnur, an der er hing. Der Vogel flatterte ängſtlich hin und her, ſchlug mit den Flügeln, und gab ſich nicht eher zufrieden, bis ich ihn in der Hand hielt und freundlich liebkoſend zu ihm ſprach; aber als ich lange voll Freude mit ihm gekoſet hatte, und nun der freigebigen Dame danken wollte, ſiehe! da war ſie verſchwunden, und mit ihr all die andern Käfige und die großen Haufen von Kleinodien; die Wände glänzten nicht mehr

von Kriſtall und die Kluft war nur durch eine Helle erleuchtet, die von dem Sittig ausſtrömte. Da kam es mir in der Höhle traurig und einſam vor, Bangigkeit bemächtigte ſich meines kindiſchen Gemüths, und ich eilte, mich mit meiner reichen Beute auf den Rückweg nach meines Vaters Burg zu machen. Es fing an dunkel zu werden, doch der Schein, der von dem Vogel ausging, verbreitete helles Licht über den Weg hin, und ſo ſchritt ich wohlgemuth vorwärts und hatte ungefähr den halben Weg zurückgelegt, als mich eine unwiderſtehliche Luſt anwandelte, den ſchönen Vogel in die Hand zu nehmen und zu ſtreicheln. Ich ſetzte mich nieder, öffnete den Käfig und griff hinein — aber wehe! ehe ich es verhindern konnte, ſchlüpfte der Sittig heraus, und hob ſich, freudig mit den Flügeln ſchlagend, in die Lüfte. Umſonſt ſtreckte ich die Hände nach dem wunderbaren Vogel aus, der, über meinem Haupte ſchwebend, alſo ſang:

Du gebunden
Mich hast gefunden
Und in sehnendem Verlangen,
Schwer gefangen
Sah'st du mich hangen.
Siehe! du hast mich befreit,
Und der singende,
Heil dir bringe de
Sittig noch einst dich erfreut.

Und der Vogel schüttelte sein Gefieder, daß zwölf Federn aller Farben von seinem Rücken auf die Erde fielen, und flog davon, so daß sein Licht immer mehr sich entfernte, bis ich ihn endlich als einen Stern am Himmel glänzen sah. Tief betrübt in meinem Sinn sammelte ich die Federn als die traurigen Reste meines schnell verschwundnen Glückes; aber siehe! wie meine Hand die Federn berührte, verwandelten sie sich in zarte seidne Fähnlein von denselben Farben, reich mit Gold durchwirkt, und aus dem Käfig war ein wunderschönes Kistlein geworden, in welchem ich die Fähnlein sorgsam verwahrte, weil es mir vorkam, als flüsterte mir eine leise Stimme zu, sie würden

mir dereinſt gute Dienſte thun. Ich fühlte mich einigermaßen getröſtet und kehrte nach Hauſe zurück, wo Vater und Mutter ob meiner wunderſamen Mähr gar ſehr erſtaunten. — Ich wuchs heran, und wurde alle Tage größer und ſtärker. Oft ſtrich ich in ſpätern Jahren wieder in dem Walde herum, wo mir ſo großes Glück und Leid wiederfahren war, doch nimmer wagte ich es, wieder in jenes ſchöne Thal, oder gar in die Grotte zu der ſchönen und gütigen Frau zu gehen, die mich ſo liebevoll empfangen hatte. Eine unerklärliche Scheu, gleich als ſchämte ich mich des Ungeſchicks, daß ich den koſtbaren Vogel hatte entwiſchen laſſen, verzagte mich jedesmal, wenn ich ſchon den Fuß aus dem Dickicht ſetzen wollte, um die Zaubergegend wieder zu beſuchen, und ich habe die ſchöne Frau nicht eher wieder geſehen, bis im Traum der heutigen Nacht, den ich wie du geträumt habe."

2.

Innerhalb zehn Monden genas die Fürſtin eines Sohnes, der an Schönheit des Leibes

ganz ſeiner holdſeligen Mutter glich, ſo wie ſich in ſeinem hellen Blick der kecke Muth des Vaters verkündete. Als das Fenſter offen ſtand — ſo erzählten die Wärterinnen des Prinzen — ſey ein wunderſchöner Sittig in das Gemach geflogen, und habe, indem er den Kreis um die Wiege dreimal machte, mit einer gar lieblichen Stimme geſungen:

Sey willkommen
Bei den Frommen,
Holder Knabe, ſey gegrüßt!
Ruhm und Ehren
Einſt dich verklären,
Herrlicher Lorber dir ſprießt.
Und der Sittige
Rauſchende Fittig.
Bringen das weichende Glück,
Wenn es dich fliehet, zurück.

und wie er geſungen, habe des Vogels Auge in dem dunklen Glanz des Karbunkels geglüht, ſo daß ſie vor großer Verwunderung ſchier erſtarrten; ſodann ſchüttelte er ſein Gefieder, daß drei ſeiner ſchönfarbigen Federn auf das Antlitz

des Kindes fielen — welche Frau Agatha gar sorgsam verwahrte — und flog davon.

Prinz Brunswig war schon mehr als ein Jahr alt, und sein Vater hatte alle Fehden in Böhmen geschlichtet, als diesem eines Tages das kostbare Kistlein wieder in die Hände gerieth, das ihm allein von jener reichen Gabe der Grottenfrau geblieben war. Beim ersten Anblick der vielfarbigen Zähnlein entbrannte das tapfre Gemüth des Fürsten in die Begier seinen Ruhm in der ganzen Welt zu verbreiten, und er bedachte, wie noch so wenig von den Weissagungen jener hohen Dame in Erfüllung gegangen, daher sprach er zu seiner Gemahlin: „Meine geliebteste Frau! du bist selbst aus einem sehr edlen und tapfern Geschlechte entsprossen, und weißt, wie es jedem Ritter geziemt, seinem Namen immer mehr Ruhm zu erwerben; ich habe deshalb beschlossen, dich auf einige Zeit zu verlassen, und nicht zurückzukehren, bis ich vielfachen Sieg errungen, und noch einen eignen Wunsch erreicht habe — ich führe, wie du weißt, in meinem Wappen ei-

nen Keſſel; ſolcher mißfällt mir aber gar ſehr, und mir gelüſtets, ihn mit einem Löwen zu vertauſchen, und dieſen zum Beweiſe meiner Tapferkeit auf dem Schilde ins Vaterland zurück zu bringen.“

Da antwortete die holde Frau auf die Worte, die ſie nicht gern vernahm, in aller Demuth:

„Dein Wille, o mein Herr und Gemahl! erfüllt mein Gemüth mit großer Traurigkeit; aber, wie groß auch meine Betrübniß ſey, mich von dir zu trennen, ſo möge es dennoch fern von mir ſeyn, dich durch eitle Bitten von einem Entſchluß abzuhalten, der nur die Verherrlichung deines ſo glorreichen Stammes zum Zwecke hat, und willig ergebe ich mich in ſolch ſchweres Leid.“

Stillfried verſammelte alsbald ſeine treuen Lehnsleute und ordnete mit weiſem Sinne alles an, wie ſie während ſeiner Abweſenheit Land und Leute regieren ſollten; ſodann nahm er den zärtlichſten Abſchied von ſeiner geliebten Agatha, und ritt mit einem einzigen Knappen von dannen.

Der Fürſt durchzog viele Königreiche und Fürſtenthümer ohne einen Ritter zu finden, der ihm an Tapferkeit gleich kam, noch minder eine wichtige Gelegenheit, durch eine große ritterliche That, Beweiſe ſeiner großen Tapferkeit zu geben; ſo gelangte er endlich zu dem König von Sizilien, Honorius, und meldete ſich an ſeinem Hoflager. Der König empfing ihn ſehr ehrenvoll, und weil er an ihm eine beſondre Tapferkeit und Gewandtheit in den Waffenübungen entdeckte, ſo bat er ihn, einige Zeit bei ihm zu verbleiben. Dem Stillfried ahnete, daß er hier Gelegenheit finden werde, ſeinen Muth an den Tag zu legen, und er diente dem König von Sizilien mit aller Bereitwilligkeit und Treue, welches Honorius wohl einſah, ihn ſehr liebte, und bald zum erſten ſeiner Räthe ernannte.

Der böhmiſche Fürſt war noch nicht lange an dem Hoflager des Honorius geweſen, als der König von England, Olivier, mit jenem in Feindſchaft gerieth und ihm ein Schreiben zuſandte des Inhalts: Es habe der König von

Sizilien gewagt, allerhand Unbilden gegen den König von England in seinen eigenen Landen zu verüben, deswegen sähe er sich genöthigt, solchem Beginnen mit gewaffneter Hand Einhalt zu thun, und selbes zu bestrafen.

König Honorius war über diese Kriegserklärung sehr betroffen, und berief Stillfried zu sich, mit dem er also sprach:

„Lies, o geliebtester Ritter! diesen Brief, in dem der König von England unter allerhand falschen Vorwänden mich mit einem schweren Kriegszuge bedroht. Zwar bin ich nicht minder edel von Geschlechte, und mein Reich ist so groß wie das seinige; aber er besitzt einen unermeßlichen Schatz, womit er sich Hülfsvölker und fremde Söldner erkauft, da hingegen mein Land an Golde arm ist — was glaubst du, daß ich thun soll?“

Ohne sich lange zu bedenken entgegnete Stillfried mit fester und tröstender Stimme:

„Mein Rath wäre, o mein König! daß du mit gleichem Trotze sein hoffärtiges Schreiben beantworten mögest, weil er dir allerhand fal-

sche Dinge andichtet, und mit frecher Bosheit dich zum Kampfe zwingt."

Darauf versetzte Honorius:

„Wohl wäre dein Rath der beste; aber hast du auch bedacht, ob ich alsbald im Stande seyn werde, seiner Uebermacht zu widerstehen?"

Aber Stillfried erwiederte:

„Mache dir, o mein König, keine so großen und unnöthigen Sorgen; mit nichten ziemt dieses einem Monarchen von so großer Macht und Klugheit. Versammle nur alle Ritter und Herrn, welchen dein Zepter gebeut, und ziehe mit diesem gerechten und muthigen Heere den boshaften Schaaren entgegen, die nur aus Habsucht und ohne wahre Tapferkeit dem reichen Könige anhangen."

Der König beschloß Stillfrieds Rath zu befolgen, und ließ dem König Olivier melden, er sey bereit ihn und sein Heer zu empfangen, und hoffe, durch den Beistand des Himmels und die Tapferkeit seiner Krieger, die Unbilden

abzuwenden, die er ihm in böſem Sinne zugedacht.

Honorius machte große Anſtalten mit einem zahlreichen Kriegsheer ins Feld zu ziehen, aber ehe ſie das Hoflaager verließen, verſammelte er die ganze Ritterſchaft des Königreiches, trat, den böhmiſchen Fürſten an der Hand führend, in ihre Mitte und ſprach:

„Ich hoffe, meine vielgeliebten Vaſallen, daß ihr zufrieden ſeyn werdet mit dieſem, meinen werthgeſchätzten Freund und tapfern Helden, dem Ritter Stillfried aus Böheim, den ich euch als erſten Feldherrn und Anführer vorſtelle; denn er iſt es, der den Uebermuth unſres Feindes zu beugen verſpricht.“

Alle Ritter des Landes fanden ſich durch den Beſchluß des Königs höchlich beleidigt, und keiner erwiederte ein Wort. Stillfried merkte gar bald, wie dieſe mit finſtern Blicken auf ihn ſchauten, und ſprach:

„Mit nichten, mein König und Herr! kann ich ſo große Gnade annehmen. Es geziemet ſich nicht, daß du einen Fremdling deinen geprüf-

ten Rittern vorziehest — möge deine Wahl auf einen unter ihnen fallen, die alle ihrer würdiger sind als ich."

Der König, welcher Stillfried sehr liebte, und auf seine Tapferkeit die Hoffnung des Sieges gebaut hatte, war sehr betrübt über diese Rede, und alle Blicke der Ritter hafteten mit Bewunderung auf dem Antlitz des allzubescheidenen Ritters. Nachdem das Stillschweigen eine Weile gedauert hatte, begehrte der König eine Zeitfrist, um sorgsam unter den Helden seines Reiches die beste Wahl zu treffen, und so beschied er die Ritter auf den folgenden Morgen abermals in den Audienzsaal.

3.

Die Nacht war vorübergegangen und mit den sizilianischen Rittern fand sich auch Stillfried wieder im königlichen Pallaste ein. Honorius nahte mit traurigen Blicken und sprach also:

„O ihr Ritter und Helden meines Königreiches! noch hat Gott meinen schwachen Sinn

nicht genugsam erleuchtet, um so wichtige Wahl zu treffen; aber ein wundersames Traumgebilde ist mir in dieser Nacht erschienen — möchte es dem Weisesten unter euch gelingen, mir seinen tiefen Sinn zu deuten. Vernehmet denn, wie mir, als ich nach langem, besorglichen Wachen entschlummert war, vorkam, als befände ich mich in einem gar lieblichen Waldthale — die schönsten Blumen zierten den Boden und der Bäume Blüthen hauchten süßen Duft in die Lüfte; aber so anmuthig die Natur gleich einer Braut geschmückt war, und mich holdselig anlächelte, so blieb doch mein Gemüth von großer Traurigkeit bestrickt, und ich hielt den Absagebrief des Königs von England in der Hand, großes Leid und Unglück ahnend — da verbreitete sich plötzlich ein heller Schein um mich her, und mit ehrfurchtheischender Geberde schritt aus einer Felsenhöhle eine schöne und stattliche Frau auf mich zu, die mir befahl, meine Seele zu beruhigen, indem mir aus dieser Fehde nur Ehre und Glück erwachsen werde. Die Dame hielt den Brief in der Hand, den ich dem Oli-

vier als Antwort zugesandt hatte, und zerriß ihn in kleine Stücken; darauf gebot sie mir an den König von England zu schreiben, wie folgt:

„Großmächtigster König, mein erlauchter Vetter, so du gesinnt bist, dich alles unnützen Blutvergießens zu enthalten, so mögest du aus deinem Heere zwölf der tapfersten Ritter erwählen; in ihrem Gefolge sende tausend der schönsten Pferde, davon jedes im Sattel hundert Mark Goldes verborgen hat — ich werde ein Gleiches thun; jedoch sende ich gegen deine zwölf Ritter nur einen einzigen zum Kampfe — bleibt dieser Sieger, so fällt mir der Schatz sammt den Pferden anheim, wird er von den Deinigen überwältigt, so soll nicht nur der Schatz und die Pferde dein Eigenthum seyn, sondern auch mein ganzes Königreich.“

Ich blieb schier erstarrt bei solcher Rede und gleichwohl fühlte ich mich von einer unwiderstehlichen Macht gezwungen, jedes ihrer Worte niederzuschreiben, und als ich meinen Namenszug darunter gesetzt hatte, verschwand

die majestätische Frau mit dem Brief, und ich blieb wie betäubt auf dem weichen Rasen liegen. — Bald rannten nun an meiner Stätte schreckliche Ungeheuer vorüber, bald nahten mir gewaltige Riesen, mit Keulen und Schwertern bewaffnet, die sie drohend über meinem Haupte schwangen. Ich befahl meine Seele Gott und erwartete in Demuth das Ende meiner Tage, als plötzlich eine gar angenehme Musik ertönte — gleich als auf ein göttliches Gebot entwichen die bösen Dämonen, und wie ich um mich schaute, sah ich, daß sie aus Furcht vor einem großen und schönen Leuen entflohen waren, der sich mir freundlich nahte, und eine Krone von Gold und köstlichen Edelsteinen an meiner Seite niederlegte; da griff ich nach meiner Stirne, und fühlte erst, daß die Unholden mich meiner königlichen Binde beraubt hatten. Sorgsam nahm ich die Krone von dem blumigen Boden auf, und so wie ich sie auf das Haupt gesetzt hatte, verschwand der Leu und eine Menge wunderschöner Vögel schwebte über meinem Haupte in der Luft hin und her —

laut ertönte aus einer anmuthigen Kehle folgende Weise:

Im Leben
Erheben
Sich luftige
Duftige
Nebelgeſtalten;
Gütig halten
Göttergewalten
Die Furchtbaren zurück,
Und der Sittige
Grüne Fittige
Künden dir Freude und Glück."

Bei dieſen Worten fing Stillfried an nachdenklich zu werden, und der König fuhr fort:

„Ich erwachte vor großer Freude über den Geſang des Vogels, und wunderte mich aufs Neue gar ſehr, als ich zu den Füßen meines Bettes den Brief, in kleine Stücke zerriſſen, fand, den ich geſtern durch einen Eilbothen an den König Olivier geſandt hatte."

So weit hatte der König geſprochen, als gemeldet wurde, es ſey der Bothe, den Hono-

rius an den König von England geſandt, mit großer Angſt beſchwert, zurückgekommen, weil man ihm, noch ehe er die See erreicht, in nächtlicher Herberge, den Brief entwendet habe; er wagte es nicht, vor des Königs Blicken zu erſcheinen, welcher hier die Hand einer höhern Gewalt deutlich erkannte, und ihn zu tröſten befahl, worauf er ſich mit bekümmerten Blicken wieder zu ſeinen Räthen wandte und ſeine Rede mit folgenden Worten beſchloß:

„Ihr habt, meine Geliebteſten! den wundervollen Traum vernommen, und ſeyd ſelbſt Zeugen geweſen, wie eine übermenſchliche Macht hier wirkt — wer iſt nun unter euch, der dieſen Traum zu deuten weis?“

Da entgegnete Stillfried:

„Was bedarf es, mein geliebteſter König und Herr! hier einer Deutung, wo der Gottheit Stimme ſo klar ihren Willen ausgeſprochen hat, daß es ſchier unmöglich iſt, ihn zu mißdeuten? — nur eines tapfern Mannes bedarf es, zwölf engliſche Ritter zu beſiegen, keines Sehers noch Zeichendeuters.“

Alle Ritter ſchwiegen und der König rief:

„O, wie ſollte ein einzelner Mann ſo viele zu beſiegen vermögen, und wo wäre er, der ſich aus Liebe zu ſeinem Könige in ſo große Gefahr begäbe?“

Da verſetzte der böhmiſche Fürſt:

„In mir, o mein König, hat deine Rede ſonderliche Begier erweckt, dich von dem Trotze dieſes engliſchen Königs zu befreien. Vergönne mir dieſe That zu verrichten, und vertraue auf meinen Arm, wie ich mich dem Schutze Gottes vertraue, und über alle Gefahr obzuſiegen hoffe.“

Mit Staunen wandten ſich alle Blicke auf Stillfried, der ein ſo großes Wort geſprochen hatte, und keiner gab einen Laut von ſich; aber der König ſetzte großes Zutrauen in das Verſprechen des böhmiſchen Ritters und war ganz bereit, den Geboten ſeines wahrſagenden Traumes Folge zu leiſten.

Den Stillfried hatte das Geſicht des Königs an die großen Weiſſagungen der Frau im Walde erinnert, und mit freudigem Gemüthe

sah er den Augenblick herannahen, wo er sein Geschlecht und sein Vaterland mit unerhörter Heldenthat verherrlichen würde. Des Vogelsanges eingedenk eröffnete er das Kistlein, und bereitete die Fähnlein, welche darin verwahrt lagen, um mit ihnen die Lanzen zu schmücken, die er gegen die englischen Ritter zu führen gedachte.

4.

Als Olivier den Brief des Königs von Sizilien erhalten und gelesen hatte, fing er schier laut zu lachen an, ließ alsogleich seine Freunde und Räthe zusammen berufen und sprach also zu ihnen:

„O sehet, meine Freunde! wie dieser hoffärtige König es wagt, mit frechem Trotze unsern Grimm zu reizen!“

Alle Gegenwärtige lasen den Brief des Honorius, und einer aus der Menge sprach:

„O mein unüberwindlicher Herr! dieser Brief ist in der That mit großem Uebermuth und Stolz geschrieben, und es sey fern von dir, sol-

che Frechheit ungeahndet zu laſſen. Verwillige dem thörichten Fürſten ſein verderbliches Begehren und wähle aus den Söhnen deines Reiches zwölf mannhafte Krieger, damit ſie ihm beweiſen, welche tapfere Ritter das engliſche Königreich beſitzt.“

Da der Bothe des Königs von Sizilien nirgend zu finden war, ſandte ihm Olivier einen eignen Herold mit der Rückantwort zu, daß was zu ſeinem Verderben er ſelbſt beachtet, ihm bewilliget ſey, und er ihm und ſeinem Ritter zur Vorbereitung eine Friſt von vier und zwanzig Tagen zugeſtehe. Sodann verſammelte der König von England alle Großen ſeines Königreiches, und als er ihnen das Schreiben des Honorius vorgeleſen hatte, brachen ſie alle in ein lautes Lachen aus, und jeder entbrannte in Begier, den übermenſchlichen Rieſen zu ſchauen, der es wagte ſich zwölf ſtarken Engländern entgegen zu ſtellen, und ſich mit ihnen in ritterlichen Kampf einzulaſſen. Sorgſam wählte Olivier ſelbſt zwölf der tapferſten Ritter aus jenen, damit ſie ſich zu dieſem wich-

Bayerische Staatsbibliothek München

tigen Kampfe gehörig vorbereiten möchten, und jeder aus ihnen versicherte, daß er schon im Voraus des Sieges gewiß sey.

An dem zum Kampfe bestimmten Tage landete der König von England an der Küste von Sizilien und begab sich mit seinen zwölf Rittern und großem Gefolge aus den Edlen seines Königreiches auf den Turnierplatz, wo König Honorius, von seinen Getreuen umgeben, seiner harrte. Alles vertheilte sich auf den Balkonen, und als jedermann Platz genommen, und der Herold den Ritter Stillfried aus Böhmen als alleinigen Kämpfer gegen die englischen Ritter ausgerufen hatte, rief König Olivier mit lauter Stimme:

„Tritt hervor, Triſtan von Callnoa, du tapfrer Ritter, und zeige die Kraft und Gewandtheit deines Armes. Reite in die Schranken, und so du deinem Gegner obſiegeſt, seyen tausend Mark Goldes dein Eigenthum."

Mit frechem Muthe beſtieg Triſtan das wiehernde Roß und ritt in die Schranken, wo er mit lauter Stimme rief:

„Wo biſt du, kecker Mann? wenn du mit mir zu kämpfen gedenkſt, ſo erſcheine, damit ich ſehe, was du vermagſt.“

Ohne auf Triſtans Worte zu achten, vertheilte Stillfried zwölf Lanzen, an deren jeder ein Fähnlein von verſchiedener Farbe hing, unter eben ſo viele königliche Schildknappen, die ihm ſolche bereit hielten; dann ſchwang er ſich auf ſein ſtattliches Roß von brauner Farbe, indem er, zum Himmel blickend, alſo ſprach:

„Ich begehre keines Helfers zu dieſer That als dich, du gütiger Vater, der du nicht Ungerechtigkeit duldeſt, und mich mit Kraft ausſtatten wirſt zu einem Vorhaben, das ich nicht aus eitler Ruhmſucht beginne, ſondern um einen König, und von dir Geweihten von großem Leide zu befreien.“

So ritt er in die Schranken und rief:

„Bringt mir die Lanze mit dem weißen Fähnlein,

Weiß iſt die Farbe reiner Seelen;
Aus weißer Seiden ſtrahlt ſo mild
Des Glaubens reines Himmelsbild,
Drum will ſich weiß mein Herz erwählen.“

Die Lanze mit dem weißen Fähnlein in der Hand, rannte Stillfried gegen ſeinen Gegner, und wie nun beide mit großer Heftigkeit auf einander trafen, ſtieß Stillfried den Triſtan ſo gewaltig, daß Roß und Mann auf die Seite flog, und der engliſche Ritter zu Boden ſtürzte. Stillfried ſprang hurtig vom Pferde und drang mit dem Schwerte in der Hand auf jenen ein. Als Triſtan ſah, daß ſein Leben in großer Gefahr ſey, begehrte er Gnade von ſeinem Gegner und ergab ſich ihm freiwillig.

Da zog der König von England die Augenbraunen zuſammen und rief mit erboſter Stimme:

„Laertes, Herzog der tapfern Dolunier! zeige deine Mannhaftigkeit, und ſo du deinen Gegner beſiegeſt, will ich dein Herzogthum um dreißig Meilen größer machen.“

Wohlgemuth ſchwang ſich Laertes auf ſeinen ſchwarzen Renner, ritt in die Schranken, und rief mit donnernder Stimme:

„Stillfried! ich fürchte mich nicht vor der Gewalt deines Armes, und mein Muth iſt nicht geſchwächt ob deines erſten Sieges.“

Der böhmiſche Fürſt entgegnete nichts auf dieſe ſtolze Anrede, und begehrte die Lanze mit dem grünen Fähnlein, denn:

Die Hoffnung glänzt im Grünen
Des Himmels freundlich Kind;
Ein frommer Held, dem Herrn zu dienen,
Gar ſehr die grüne Farbe minnt.

Er ritt nun in die Schranken, und als Laertes ein frommes Kleinod an goldner Kette auf ſeiner Bruſt erblickte, rief er laut aus:

„Nahe dich nur, du Böhme! und du wirſt nicht lange mehr mit dieſem goldnen Kreuze prahlen, das du zu tragen unwerth biſt.“

Entrüſtet über ſolche Schmähredе, die er jedoch keiner Antwort würdigte, drang Stillfried ſo wüthend auf Laertes ein, daß er ſo-

gleich vom Pferde ſtürzte, Helm und Schild über ihn wegflogen, und er alsbald den Geiſt aufgab.

Die Wuth des Königs Olivier ſtieg ſo hoch, daß er lange Zeit nicht zu ſprechen vermochte; endlich rief er mit furchtbarer Stimme:

„Theobald! du Held, der nimmer noch beſiegt worden, und deſſen Ruhm in aller Welt bekannt iſt — ich rufe dich zum Kampfe gegen dieſen Mann, der die Hölle im Dienſte hat. Tritt in die Schranken, und laſſe dich von dem argen Zauberer nicht überwinden.“

Theobald verbeugte ſich tief gegen ſeinen König und erwiederte:

„Gar ſehr bedaure ich meine werthen Brüder und Waffengenoſſen, die in ſo unrühmlichem Kampfe ihr Heldenleben eingebüßt haben, und meine Seele erfreuet ſich, daß du mir erlaubeſt, dich und jene an dieſem Manne zu rächen.“

Theobald ritt in die Schranken und rief mit tückiſcher Schadenfreude:

„Sieh dich vor, Stillfried! und entfliehe

mir nicht, denn ich will den Zorn meines Königs in deinem Blute kühlen.“

Aber ohne seiner frechen Drohung zu achten, begehrte Stillfried die Lanze mit dem rothen Fähnlein, denn:

In roth die Liebe doch erglüht,
Herab vom Sternenhimmel zieht;
Nur Liebe mag den Mannsarm stärken
Zu allen großen Heldenwerken.

Mit starkem Arm ergriff der Fürst die Lanze und ritt in die Schranken, wo sich Theobald bereits herumtummelte und ihm in wildem Tone zurief:

„Wehre dich, du hartköpfiger Böhme! so gut du kannst, damit du rühmlich fallest — denn dein letztes Stündlein ist kommen.“

Stillfried rannte mit eingelegter Lanze gegen den englischen Ritter, und als dieser zu spät seine große Kraft erkannte, wollte er ihn durch Schlauheit besiegen, indem er eine falsche Wendung mit seinem Pferde gegen rückwärts machte; aber Stillfried erkannte seine

Tücke, zog mit der Schnelle eines Pfeiles das Schwert aus der Scheide und hieb ihm im schnellsten Laufe des Rosses den Kopf ab.

Drei folgende englische Ritter waren nicht glücklicher im Kampfe als ihre Vorgänger, und als der Herold das Zeichen zur einstweiligen Waffenruhe gab, war der König von England der Verzweiflung nahe

5.

Siegfried ritt aus den Schranken zu dem Thron des Honorius, der ihm entgegen kam, und mit vieler Freundlichkeit zu ihm sprach:

„O du tapfrer Beschützer meiner Ehre und meines Königreiches! mögen dich die Mächte des Himmels noch ferner mit Kräften ausrüsten, daß du endest, wie du begonnen hast.“

Als der König von England diese rührenden Worte hörte, fing er über sich zu wehklagen an, daß er in ein solches verzaubertes Turnier gewilligt habe, und rief mit bebender Stimme:

„O Arthur, du heldenmüthiger Paladin!

du haſt das Unglück ſo vieler tapfern Kämpfer geſehen — was hältſt du wohl von dir ſelbſt, und gedenkſt du dieſes Gegners Meiſter zu werden?“

Mit kecker Rede vermaß ſich Ritter Arthur den Stillfried gar bald zu tödten; aber es erging ihm nicht beſſer als den übrigen, und wie er von Stillfrieds Schwert gar ſchwer getroffen zu Boden ſank, da ward König Olwier vor Zorn ohnmächtig und fiel vom Seſſel herunter.

Ohne von dem König aufgerufen zu werden, traten nach einander vier engliſche Ritter gegen Stillfried auf, und erſt als der letzte von ihnen entſeelt aus den Schranken getragen wurde, öffnete der König ſeine Augen wieder — er ſah, daß von ſeinen Auserwählten nur noch einer übrig ſey, und fing wie raſend zu ſchreien an:

„O Sigowin, du letzte Hoffnung unſres Sieges! wenn du nicht vermagſt die große Schmach von meinem Haupte zu wenden, ſo iſt alles dahin und verloren. Dich, als den

tapferſten Ritter meines Reiches, habe ich zuletzt aufbewahret, und ſo du dem Stillfried obſiegeſt, will ich dir die Hälfte meiner Lande geben, und meine einzige Tochter zur Gemahlin."

Sigowin, durch ſolches Verſprechen gar ſehr ermuntert, antwortete mit ſtolzem Sinn:

„Sey unbeſorgt, mein gnädigſter König und Gebieter! ich zweifle nicht daran, daß ich dieſen blutdürſtigen Abentheurer beſiege und mit ſeinem Blute die Ehre unſres Reiches ſühne."

Der engliſche Ritter ſtieg nun auf ſeinen ſchwarzen Gaul, der mit Gold und Silber gar reich geſchmückt war; ſein Helm glänzte wie die Sonne, und auf ſeinem Schilde waren zwölf goldne Roſen mit Perlen und Juwelen ausgelegt, ſo daß er ſchon von weitem ſtrahlte, und ſchier aller Augen blendete; wie er ſein Roß beſtiegen, fing dieſes ſich zu bäumen an und allerhand Sprünge zu machen — er nahm in die linke Hand eine ſilberne Lanze, ritt in die Schranken, und rief mit donnernder Stimme dem Stillfried zu:

„Wo bist du hingekommen, du böhmischer Mann? — wo hast du dich vor mir verborgen? reite heraus, und du wirst nicht lange mehr mit deinen Siegen prahlen. Ich habe solcher Helden schon viele gezüchtigt.“

Stillfried lächelte zu solchen Schmähreden und sprach:

„Weder deine Drohungen, noch deine köstliche Rüstung erschrecken mich — meine Augen lassen sich nicht durch deinen Glanz blenden, und mir däucht, daß die theuern Rosen bald von dir abfallen werden.“

Und als der böhmische Fürst sein Roß bestiegen hatte, und fest im Sattel saß, rief er:

„Reicht mir die Lanze her, auf deren Fähnlein ein Leue gemahlt ist, auf daß ich mein Werk vollende.

Gleichwie der Leu, der König von den Thieren,
Mit hohem Muth den Frechen niederschlägt,
So wird mich Gottes Huld zum Ziele führen,
Die in mir starke Heldenkraft bewegt.“

Stillfried ritt schnell in die Schranken und

rannte so heftig gegen Sigowin, daß beider Lanzen wie morsche Stäbe zerbrachen.

Der König von England war darüber hoch erfreut, denn er begann zu hoffen, daß Stillfried noch überwunden werden könne, und Sigowin rief hohnlächelnd:

„Nun, Stillfried! wie gefällt dir dieser Gruß? siehst du wohl ein, daß es nicht stets nach deinem Wunsche geht? — Doch dieß genüget mir noch nicht, und ich will mein Haupt nicht eher ruhig legen, bis ich gesehen habe, wie das deine sich im Staube wälzt.“

Aber Stillfried antwortete gelassen:

„Mit nichten geziemt es dir, o Prinz! eine so stolze Rede zu führen. Noch hast du keine Bitte von meinen Lippen vernommen; was gibt dir ein Recht zu solchem Uebermuth?“

Sie nahmen neue Lanzen, und diese brachen bei dem zweiten Gange wie die vorigen, ohne daß einer der beiden Kämpfer im Sattel wankte, aber eine Fuge an Sigowins Harnisch ging aus einander und Stillfried beschädigte ihn sehr, worauf dieser sprach:

„Nun, warum fährſt du nicht fort zu prahlen, und was bedeutet dein trauriges Antlitz? — Thut es dir leid um die Roſen aus Edelſteinen, die von deinem Schild auf die Erde herabrollen? — ſiehe! was dich am meiſten ſchmückte, iſt dir abhanden gekommen.“

Da fiel ihm Sigowin in die Rede und ſprach:

„Laſſe den Frevel! noch haſt du nicht dein ſtolzes Ziel erreicht, und ich kann dich nicht vor mir leiden.“

Der böhmiſche Fürſt lächelte ob Sigowins Grimme und jeder ergriff die dritte Lanze. Der Engländer bot ſeine letzte Kraft auf, um Stillfried aus dem Sattel zu heben; dieſer aber wich mit vieler Gewandtheit aus, und verſetzte ihm einen ſo gewaltigen Stoß, daß er weit von ſeinem Roſſe zu Boden fiel. Gleichwohl raffte ſich Sigowin ſchnell empor, Stillfried zog erbittert ſein Schwert und drang auf ihn ein — ein harter Zweikampf begann; durch die Fugen der Rüſtungen beider Helden quoll ſchon das Blut hervor, und Sigowin, obwohl ſchon

ſehr geſchwächt, hatte noch die ſtolze Hoffnung nicht aufgegeben, den Stillfried zu überwinden. Von allen Zungen der Zuſchauer waren bei dieſem wunderſamen Kampfe die Worte zu hören: „Schade, daß dieſe zwei tapfern Ritter zu Grunde gehen müſſen, denn es iſt ſchier unmöglich, daß einer von ihnen mit dem Leben davon komme.“

Auch der König von England hoffte noch auf den Sieg und rief Sigowin zu:

„O, du Blume der Ritterſchaft! biete deine ganze Kraft auf, und du wirſt mehr erlangen, als ich dir verſprochen habe.“

Dieſe Rede verdroß Stillfried, und er drang heftiger auf Sigowin ein, welcher, als er ſeine Kräfte ganz verſiegt fühlte, auf ein Knie nieder ſank und mit ſchwacher Stimme ſprach:

„Laß ab, Stillfried! ich bin überwunden, und ergebe mich dir; nur vergönne, daß meine Seele ſich mit ihrem Gott verſöhne.“

Der fromme böhmiſche Fürſt ließ das Schwert ſinken, und mehrere Ritter eilten herzu, ihre Bitten mit denen des Sigowin verei-

nend, daß er ihm das Leben ſchenken möge; Stillfried entgegnete ihrer Rede alſo:

„Dieſer frevelhafte Ritter hat ob des Uebermuthes, den er ſo vielfach an mir bewies, den Tod gar wohl verdient, und wie das Mitleid vor großem Zorn verſtummt, ſo iſt es auch nur eure Bitte, der er ſein Leben verdankt, und wenn ich ihn tödtete, ſo würde dieß nur gerechte Rache für einen ſo harten und blutigen Kampf ſeyn.“ —

Dann wandte er ſich zu Sigowin und fuhr fort:

„Stehe auf und gehe zu deinem Könige, denn du haſt deinen Lohn mühſam verdient.“

6.

Als er dieſes alles vollbracht hatte, ließ Stillfried eine große Fahne mit ſeinem Wappen entfalten — da ſahen erſt alle Anweſende, aus welchem erlauchten Stamme er entſproſſen ſey, und mit großen Ehrenbezeugungen gingen ihm ſizilianiſche Ritter entgegen, um ihn aus den Schranken und im Triumph, wie es ei-

nem solchen Sieger geziemte, zum Thron des Königs zu führen.

Als Stillfried vor den Thron des Honorius trat, stieg dieser herab und sprach:

„Sey mir gegrüßt, du edler Fürst! vergönne, daß ich hier vor allen Großen meines Königreichs verkündige, wie du derjenige bist, den seine edle Geburt und seine wunderbare Tapferkeit über alle Fürsten erheben. Du hast glorreich unsern Feinden obgesiegt, und Thaten vollführt, die ich kaum zu denken vermochte, wie soll ich dir genugsam danken? — Gesegnet sey der Stern, der deine Schritte hieher geleitet, auf daß du uns aus der Unterwürfigkeit und Gewalt unserer Feinde errettetest. Komme nun mit mir in meine Hauptstadt, großer Held! dort hoffe ich mich für deine großen und segensvollen Thaten dankbar zu bezeigen. Ich sage es hier vor allen meinen Rittern, wenn ich gewußt hätte, daß du aus so erlauchtem Stamme seyest, würde ich es nimmer zugegeben haben, daß du dein theures Leben so sehr in Gefahr begebest; da du nun aber mit so großem Ruhm

über zwölf tapfre Feinde obgeſiegt haſt, ſo verdient dein wunderſamer Heldenmuth vielfache Belohnung."

Der König ergriff Stillfrieds Hand und geleitete ihn in die Mitte der ſizilianiſchen Ritter, welche ſich alle ehrfurchtsvoll beugten; da rief Honorius:

„Ihr, meine Getreuen! was haltet ihr von dieſem ruhmvollen Fürſten? meinet ihr nicht, daß er verdiene gleich mir im Reiche zu herrſchen?

Und alle riefen einmüthig in großem Jubel:

„Du haſt weiſe geſprochen, o großer König! er iſt es werth, wie du uns zu gebieten, denn er hat mit unerhörter Kraft und Muth für unſer Wohl gekämpft, und den Ruhm unſres Reiches vermehrt."

Während ſie alſo ſprachen, kam Olivier mit ſeinem Gefolge von Fürſten und Heren, um dem Könige von Sizilien den bedungenen Kampfpreis zu übergeben, und bat ihn, mit ihm einen ewigen Frieden zu ſchließen. König Honorius nahm dieſen Antrag gar gern an und

beide Theile schlessen den Frieden ab, und unterschrieben ihn eigenhändig.

Nach geschehenem Vertrage begab sich der König von England in sein Feldlager zurück und schiffte schon am folgenden Morgen nach seinem Eilande; aber als Honorius sah, daß die Feinde sein ganzes Land verlassen hatten, begann er abermals zu dem böhmischen Fürsten:

„Nimm, o du geliebtester Held! diesen Schatz; er gehört dir einzig zu, und keiner ist würdiger ihn zu besitzen, als du es bist."

Aber versagend entgegnete Stillfried:

„Dahin steht nicht mein Sinn. Nimmer habe ich nach schnödem Reichthume gestrebt, sondern einzig mir selbst und meinem werthen Vaterlande größern Ruhm zu erwerben, und so du mir vergelten willst, so mögest du mich nicht beschenken, sondern ehren. — Es sey mein Lohn, daß du mein Wappenschild verschönerst und einen Adler zum Sinnbild darein mahlen lassest, damit ich meinem Sohne ein Andenken dieses Kampfes hinterlasse."

Darauf entgegnete der König ſehr verwundert:

„O geliebteſter Fürſt! wie wenig iſt, was du begehreſt, und nicht nur dein Wunſch ſoll erfüllt und dein Wappenſchild mit einem Adler in goldnem Feld geziert werden, ſondern ich will dir auch die Hälfte meines Königreiches abtreten.“

Nach einigen Tagen, als ein geſchickter Künſtler die neue und ſchöne Fahne vollendet hatte, nahm ſie Honorius in ſeine königliche Rechte und befahl den böhmiſchen Fürſten im Triumph vor ſeinen Thron zu führen; als nun alle Große des Reiches um denſelben verſammelt waren und der Held erſchien, ſtieg der König herab, ging ihm entgegen und ſprach, ihm das neue Wappen darreichend:

„O geliebteſter Fürſt! da du in beſcheidenem Sinne von mir begehrteſt, ich möge zum Wahrzeichen deines glorreichen Sieges einen Adler in deine Fahne mahlen laſſen, ſo empfahe ihn freundſchaftlich aus meiner Hand und vergönne mir Gewährung des Wunſches, daß

du noch ferner an meinem Hoflager bleiben und wir uns deiner Gegenwart erfreuen mögen.“

Aber Stillfried entgegnete:

„Vergib, o mein geliebtester König und Herr! daß ich deinem Befehle nicht gehorsamen kann; aber es ist dir bekannt, daß ich aus fernen Landen hieher gekommen, und schon viele Jahre von meiner geliebten Gemahlin und unserm einzigen Sohn getrennt bin — auch fühle ich große Sehnsucht nach der werthen Heimath, und bitte, du mögest vergönnen, daß ich morgen von hinnen ziehe.“

Der König war sehr betrübt über die schnelle Abreise eines so lieben Gastes, doch wagte er es nicht ferner mit eitlem Begehren in ihn zu dringen, sondern er ehrte seinen Willen und gestattete, daß sich Stillfried zur Heimreise anschickte. Honorius befahl, daß man tausend Pferde vorführe, und mit jenem Golde belade, das er nimmer als sein Eigenthum angesehen, sondern stets gesonnen war, es dem Stillfried

zu übergeben, daß er es als Preis ſeiner Tapferkeit mit in ſein Vaterland führe.

Stillfried nahm am folgenden Morgen von dem König Abſchied und ritt unter großen Ehrenbezeugungen von dannen; als er ſich den Grenzen von Böheim näherte, und ſeine Landsleute erfahren hatten, daß er einen großen Reichthum an Gold und Pferden heimgebracht hatte, ritten ſie ihm entgegen und freuten ſich ſehr der hohen Ehren, womit er ſein Vaterland geſchmückt hatte; ſie empfingen ihn unter lautem Jubel, und wie er nicht mehr fern von ſeiner Burg war, zogen ihm ſeine Vaſallen paarweiſe entgegen, an ihrer Spitze Prinz Brunswig, der mittlerweile zum ſtattlichen Jüngling herangewachſen war, und ſie geleiteten ihn mit großem Entzücken aufs Schloß, wo ſeine Hausfrau mit der ganzen Dienerſchaft ſein harrte, ihn mit unbeſchreiblicher Wonne empfing und in ihre keuſchen Arme ſchloß.

7.

Als Stillfried nach ſo langer Reiſe und viel-

fachen Mühen nur ein weniges geruht hatte und in der ganzen Burg nichts zu hören war, denn Jubel und freudiges Jauchzen, daß der Herr wieder heim kommen sey, mit vielfachem Siege gekrönt und mit großen Schätzen bereichert, befahl er auf allen seinen Besitzungen und in allen Städten auf die Thore einen schwarzen Adler im goldnen Felde zu mahlen, und da sich zugleich überall die Kunde seiner Heimkunft verbreitete, eilte alles herbei, ihm zur glücklichen Rückkehr aus fremden Landen Glück zu wünschen, und daß er noch lange Jahre Land und Leute regieren möge. Stillfried entbot freundlichst allen da zu bleiben und befahl ein glänzendes Gastmahl und Bankett zu bereiten.

Wie nun alle Gäste versammelt waren, und sich an langen Tafeln der edlen Gottesgabe erfreuten, begann der Fürst seine Abentheuer zu erzählen; mit welchen Fährlichkeiten er muthig gestritten, und in welchen Kämpfen er obgesiegt habe, worüber sich alle höchlich verwunderten; aber als Brunsvig die Heldenthaten seines Va-

ters vernahm, erwachte auch in ihm der edle Heldengeiſt und er entbrannte in Begier ein Gleiches zu thun, ſo daß er ausrief:

„Die Heldenthaten, mein geliebteſter Vater! die dein Arm verrichtet, erfreuen meinen Sinn gar ſehr, und ich, dein Sohn, möge nicht deines Wappens würdig ſeyn, wenn ich nicht auf gleiche Weiſe ein eignes, nicht minder ehrenvoll als das deine, mir erwerbe.“

Stillfried erfreute ſich der Rede ſeines Sohnes und fuhr in ſeiner Erzählung fort; aber Brunsvig verſank in tiefes Sinnen — da däuchte es ihm, als ſchwebe ein grüner Sittig um ſein Haupt, und reiche ihm ein goldnes Schwert dar, wobei er folgende Weiſe ganz deutlich vernahm:

In Gefahren
Dich bewahren
Wird der geſchliffene Stahl;
Doch im glanzvollen Saal
Nahet die blühende Braut,
Lächelt vertraut,
Und der ſingende
Heil dir bringende
Sittig ins Auge dir ſchaut.

Brunswig fuhr fort in wachendem Traume hinzubrüten, da drängten ſich allerhand furchtbare Ungeheuer vor ihm umher, doch auf einen Streich mit ſeinem goldnen Schwerte ſanken alle entkräftet zu Boden und der Sittig verwandelte ſich in einen Leuen, der ihn beſchützte, und dann in eine wunderſchöne Jungfrau, die ihn holdſelig anſchaute und mit offenen Armen ihm entgegen ging — da erweckte ihn der Schall von Trommeten und Hörnern, und bald trat der König von Sizilien mit ſeiner königlichen Tochter in den Saal; aber wie Brunswig die ſchöne Prinzeſſin erblickte, da vermeinte er dieſelbe liebreizende Jungfrau wieder zu ſehen, die er kurz vorher mit den Augen ſeines Geiſtes geſchaut hatte, und alsbald fühlte er ſein Gemüth gar wunderſam zu der ſizilianiſchen Königstochter hingezogen.

Fürſt Stilfried war hoch erfreut, daß ſo erlauchte Gäſte ſein Feſt zu verherrlichen gekommen waren, und nachdem er ſie ehrerbietig bewillkommt hatte, erbot er alle Gäſte noch auf ſeiner Burg zu bleiben, weil er dem Kö-

nig Honorius und ſeiner Prinzeſſin zu Ehren ein zweites und noch prächtigeres Feſt zu veranſtalten Willens ſey.

Als am folgenden Tage wieder alles an der Tafel ſaß, begann vor allen Gäſten der König von Sizilien alſo:

„Du wirſt, mein geliebteſter Stillfried! zu wiſſen begierig ſeyn, was uns bewogen, die Reiſe aus dem fernen Welſchlande hieher zu unternehmen — vernimm alſo, daß meine Gemahlin geſtorben iſt, welche eine Prinzeſſin und letzte Erbin des Braunſchweigiſchen Landes war; da ich nun ſchon hieher reiſen mußte, um das nunmehrige Erbe meiner Tochter in Beſitz zu nehmen, ſo konnte ich nicht an deinem Lande vorüber ziehen, ohne der großen Dienſte zu gedenken, die du ſo edelmüthig meinem Reiche geleiſtet haſt, und ich habe beſchloſſen, um unſre Freundſchaft noch mehr zu begründen, ſofern es auch dein Wille iſt, dieſe meine geliebte Tochter, mit dem Fürſtenthum Braunſchweig als Morgengabe, deinem Sohne zur Gemahlin zu geben.“

Die Augen des Prinzen glänzten vor großer Freude ob dieser Rede, und Stillfried nahm des Königs freundlichen Antrag mit schuldigem Danke an. Da ergriff Honorius die Hand der Prinzessin und sprach:

„Du warst, o mein geliebtes Kind! die Zeugin von dieses Fürsten wundersamer Tapferkeit, die allein dein Erbreich aus großer Noth befreite — sieh nun seinen Sohn, der sowohl an Leibesgestalt als edlen und ritterlichen Sitten des erlauchten Vaters würdig ist, und ich fodre zur Vermehrung unsres Ruhmes, daß Prinz Brunsvig dein Herr und Gemahl werde."

Prinzessin Sidonia, welche schon bei dem ersten Anblick ein großes Wohlgefallen an dem schönen böhmischen Prinzen gefunden hatte, willigte ohne Widerstreben in diese Verbindung und Brunsvig trat mit großem Entzücken zu ihr, küßte voll ehrerbietigen Liebesfeuers ihre Hand und dankte ihr für die hohe Ehre, so sie ihm erzeigen wolle. Es wurden sogleich Bothen um einen Bischoff geschickt, und Alles

zu einem glanzvollen Beilager vorbereitet; auch ward nach wenigen Tagen das beglückte Ehebündniß, inmitten einer zahlreichen Verſammlung von Edlen aus allen Theilen des Reiches, und mit einer unerhörten Pracht vollzogen. Nach Endigung dieſer großen Feierlichkeit gab der König von Sizilien dem neuvermählten Paare ſeinen Segen und kehrte hoch erfreut in ſein Reich zurück.

Stillfried begann nun wieder ſeine Länder friedlich zu regieren, und viele benachbarte Völker unterwarfen ſich freiwillig ſeinem Zepter, ſo daß er endlich als Herzog über ganz Böhmen gebot. Alle liebten den Fürſten gleich einem Vater und befolgten ſeine Befehle ohne Widerſtreben; aber er herrſchte nur noch kurze Zeit, ſodann verfiel er in eine ſchwere Krankheit, und als er das Ende ſeiner Tage herannahen fühlte, ernannte er ſeinen Sohn Brunswig zum alleinigen Erben und Nachfolger im Regiment und übergab in Frieden und Ergebung ſeine Seele Gott.

8.

Brunswig folgte dem Beiſpiel ſeines Vaters, regierte ſein Land weiſe und gerecht, und wo er vermeinte, daß ſeiner Jugend die gehörige Erfahrung mangle, da befolgte er beſcheidnen Sinnes die Rathſchläge bejahrter und geprüfter Räthe; aber als er zwei Jahre das Regiment in Böhmen geführt hatte, und ſich des Wohlſtandes ſeiner Unterthanen erfreute, da hatten räuberiſche Völker, die aus einem fremden Welttheil gekommen waren, das Königreich Sizilien überſchwemmt, und Honorius, eingedenk der Thaten Stillfrieds, ſandte Bothen an deſſen Sohn, ihn zu Hilfe zu rufen.

Dieſe Gelegenheit ſeine Tapferkeit zu üben, und zu beweiſen, daß er ſeines Vaters und Geſchlechts würdiger Sprößling ſey, kam dem muthvollen Brunswig gar ſehr erwünſcht, und er ergriff ſolche mit frohem Muthe. Sidonia war ſehr betrübt, als ſie erfuhr, daß ihr geliebter Gemahl ſich von ihr entfernen wollte, und fing an zu wehklagen; aber Brunswig ſprach ihr mit vieler Klugheit zu, wie er ,a

nur zum Schutz ihres Vaters und zu mehrerer Ehre ſeines Stammes und Hauſes fortziehe, um mit Ruhm gekrönt in ihre Arme zurückzukehren. daß ſie ſich endlich in die unvermeidliche Trennung ergab.

Wie ſich nun Brunswig mit dreißig ſeiner Getreuen zu dieſem Zuge gerüſtet hatte, verließ er ſeine Burg und die wackern Krieger ſangen mit lauter Stimme:

Kein ſel'ger Tod iſt in der Welt,
Als wer vor'm Feind erſchlagen,
Auf grüner Haid' im freien Feld,
Der hört nicht groß Wehklagen,
Im engen Bett, wo er allein
Muß an den Todesreiben;
Hier findt er doch Geſellſchaft fein,
Sie fallen wie Kräuter im Maien.
Ich ſag ohn' Spott,
Kein ſel'ger Tod
Iſt in der Welt,
Als ſo man fällt
Auf grüner Haid'
Ohn' Klag' und Leid,
Mit Trommelklang
Und Pfeifenſang;

Wird man begraben,
Thut davon haben
Unſterblichen Ruhm.
Mancher Held fromm
Hat zugeſetzt Leib und Blut
Dem Ruhm zu gut.

Brunsvig zog wohlgemuth gen Welſchland, um ſeinen Schwäher von den Einfällen räuberiſcher Völker zu befreien, und als er das Königreich Sizilien erreicht hatte, ernannte ihn Honorius zum oberſten Feldherrn des Heeres, welches er mit ſo großer Tapferkeit und Klugheit anführete, daß in wenigen Tagen kein Mann aus dem fremden Volke mehr auf dem Eiland geſehen ward; ein Theil war auf ſchnell ſegelnden Schiffen entflohen, und viele hatten einen ſchmählichen Tod auf den Gefilden und in den Flüſſen und Gewäſſern des Königreichs gefunden.

Brunsvig hatte ſchnell ſein Geſchäft vollendet; aber ſein Heldenherz entbrannte in Begier, die Welt zu durchziehen und mehrere Abentheuer aufzuſuchen. Der König billigte

ſolchen Entſchluß, als Beweis ſeines edlen und ritterlichen Gemüthes und ſtattete ihn und ſeine treuen Knappen mit neuen und prächtigen Rüſtungen aus.

So zog der tapfere Fürſt Brunsvig aus der Hauptſtadt des Königreichs Sizilien und ritt immer fort, bis er, wegen großen und gefährlichen Waſſers nicht weiter konnte — er ſah, ſo weit ſeine Augen reichten, nichts als die Meeresfläche; aber als er mit ſeinen Knappen ſo am Geſtade einher ging und darüber nachſann, was er nun beginnen ſolle, ſiehe! da nahte ihnen ein Schiff, das durch einen Sturm hieher verſchlagen worden war; ſie gaben ſich viele Mühe daſſelbe zu erreichen, und als ihnen ſolches gelungen, brachten ſie ſo viele Lebensmittel in das geräumige Schiff, als ſie bedurften, und begaben ſich ſodann alle hinein. Nun ſegelten ſie wohlgemuth auf der offnen See; konnten aber in einer Zeit von drei Monaten weder ein Eiland noch eine von Menſchen bewohnte Küſte entdecken, und während einer Nacht erhob ſich ein gewaltiger Sturm,

daß Wellen wie große Berge sich empor thürmten, das Schiff hin und her schleuderten, und viele Klaftern sich über dasselbe erhoben. Brunswig sah mißmuthig in die Finsterniß hinaus, und der Wind trieb sie so schnell, als ein Pfeil fliegt, gegen den Berg Akrustos hin — nun legte sich auf einmal der Sturm, und sie sahen auf dem Berge zum erstenmal wieder Menschen; aber der Fürst erkannte sie für gefährliche Seeräuber und sah wohl ein, daß, wenn sie von ihnen gefangen würden, an eine glückliche Heimkehr nicht zu denken sey; daher gebot er seinen Knappen aus allen Kräften zu rudern, und sie entgingen dieser Gefahr mit Hülfe starker Winde, weil die Fahrzeuge der Räuber, die sie verfolgten, nicht so wohlgebaut und schnellsegelnd als das ihrige waren. Als sie von diesen gefährlichen Menschen einige hundert Meilen entfernt waren, blendete plötzlich ein gewaltiger Blitz ihre Augen und ein ungewöhnlicher Geruch wurde ihnen bemerkbar, denn es ist ein gewisser Fels mitten im Meere von solcher Beschaffenheit, daß er auf funfzig

Meilen weit ein jedes menſchliche Geſchöpf an ſich ziehet (gleichwie der Magnetſtein das Eiſen), ſo daß es nicht mehr von dannen kommen kann, und auf dem ſteinigten Eiland ſterben muß. Auch Brunsvig und ſeine Knappen wurden dahin gezogen und ſtiegen ans Land, um von den Mühen der Reiſe auszuruhen; aber als Brunsvig aus dem Schiffe ſtieg, da fing ihm zu grauen an, denn er ſah nur eine Menge menſchlicher Gebeine am Ufer liegen, und wie ſolches auch ſeine Gefährten erblickten, fingen ſie ſehr zu wehklagen an, gedenkend, daß es ihnen nicht beſſer ergehen werde, und ſie riefen mit klagender Stimme:

„O du unglücklicher Fürſt! hätten wir doch nimmer dein Hoflager geſchaut, und nimmer deinen verführeriſchen Worten unſer Ohr geliehen, denn hier müſſen wir alle ſchmählich zu Grunde gehen.“

Brunsvig wollte ſie tröſten, und ſprach:

„Vertrauet, o meine Lieben! nur auf Gott und ſeine unendliche Liebe und Weisheit; auf ſeinen Antrieb in meinem Gemüthe habe ich

mein Vaterland verlaſſen, um in fernen Landen Abentheuer aufzuſuchen, und ich lege getroſt mein Schickſal in ſeinen Willen.“

Alle gingen nun betrübt auf der Inſel herum, und ließen ſich ſo lange durch die Reden des Fürſten beruhigen, als ihre Lebensmittel dauerten; da jedoch dieſe verzehrt waren, und ſie anfangen mußten ihre Pferde zu ſchlachten, erhob ſich ein allgemeines Murren gegen ihn, den ſie als den Urheber ihres Elends betrachteten. Fruchtlos ſann Brunsvig auf mancherlei Mittel, ſeine Getreuen von dannen zu führen; aber er vermochte nicht den gewaltigen Zauber zu löſen, in dem ſie befangen waren, und wenn ſie mit großer Anſtrengung eine Strecke fortgerudert waren, ſo wurden ſie in einer kleinen Weile wieder gegen ihren Willen an das Ufer gezogen.

9.

Als Brunsvig eines Tages tiefer in das ſteinigte Eiland eingedrungen war, und ſinnend einher ſchritt, zeigte ſich ſeinen erſtaunten Blik-

ken eine gar wunderſame Geſtalt, ſie hatte das Haupt, Bruſt und Arme von einer ſchönen Jungfrau, den übrigen Theil des Körpers aber von einem großen Seefiſch. Muthig ſprach ſie Brunswig an:

„Sag an, ob du ein böſer Geiſt biſt, zu meiner Qual, oder ein gutes, ſchützendes Weſen, von Gott zu meiner Rettung geſandt?“

Als Brunswig ſo geſprochen hatte, rauſchte es aus einem nahen Quell wie Muſik; die Geſtalt verſchwand, und es ertönte die Stimme des freundlichen Sittigs, die ſeinem Vater im Dickigt böhmiſcher Wälder erklungen war, und welche er ſogleich als dieſelbe wieder erkannte, die er im wachenden Traum vor der Erſcheinung ſeiner Gemahlin flüſtern gehört hatte; ſie ſang folgende Weiſe:

Ritter denke
Der Geſchenke
Die am erſten deiner Tage
Du erhalten,
Um Gewalten
Zu beſiegen, ſo dich plagen.

Siehe! ſchon nahet die Zeit,
Wo der ſingende,
Heil dir bringende
Sittig dein Herz erfreut.

Da gedachte Brunsvig erſt der Federn wieder, die der ſchöne Vogel einſt aus ſeinen Flügeln auf des Neugebornen Wiege geſtreut und welche ihm die ſorgliche Mutter an einer ſeidenen Schnur um den Hals befeſtigt hatte; getröſtet und mit neuer Hoffnung erfüllt, ging er nach dem Platze zurück, wo er ſeine Gefährten verlaſſen hatte, um ſich mit ihnen über die Deutung dieſer Erſcheinung zu berathſchlagen; aber er erſchrack ſehr, als er einen über den andern todt liegen ſah, und nur ein einziger — zwar der getreueſte von allen, und der ohne Murren und Vorwurf ſein hartes Schickſal ertragen hatte — Polinus mit Namen, einſam auf einem Felsſtücke ſaß; zu dieſem ſprach Brunsvig mit trübem Sinn:

„O Freund! was werden wir beginnen? Du ſiehſt, alle meine Knappen ſind ſchon eines ſchmählichen Todes erblichen, und du, mein

getreuer Polinus! biſt es allein, den mir ein erbittertes Schickſal übrig gelaſſen hat. Bald werden wir auch jenen nachfolgen.“

Da entgegnete Polinus ſehr traurig:

„O mein Herr und Gebieter! wenn eure tugendſame und holdſelige Gemahlin wüßte, in welcher großen Noth ihr euch hier am Ende der Welt befindet, ſo würde ſie vor Schmerz noch eher ſterben als wir vor Hunger, und es quält mich allzuſehr, daß ich kein Mittel weiß, durch meinen Tod euer Leben zu retten und euch wieder in die Arme eurer ſchönen Fürſtin zu bringen.“

Brunsvig war ſehr gerührt von Polinus großer Liebe und erzählte ihm, welchen Geſang er in dieſer Wüſte vernommen habe; da bat ihn Polinus, er möge die wunderbaren Federn in die Hand nehmen, auf daß ſie ihm ein Mittel zur Rettung anzeigten — kaum hatte ſie jedoch Brunsvig mit den Fingern berührt, als ein ſanfter Schlummer ſeine Augenlieder ſchloß, und er ohne Bewegung in die Arme ſeines treuen Polinus ſank, der nicht anders glaubte,

als sein Herr werde nimmer erwachen, und er habe keine andre Pflicht mehr gegen ihn zu erfüllen, als daß er mit treuen Händen ihm ein Grab bereite; aber der Fürst lächelte im Schlafe, und auf seinem Antlitz mahlte sich Zufriedenheit — ihm däuchte, er werde durch die Lüfte von diesem gefährlichen Eilande getragen, und käme in ein herrliches Königreich, wo er Wunder der Tapferkeit verrichtete und ein sehr glückliches Leben führte.

Als Brunsvig so schlummerte, kam ein ungeheuer grosser Vogel geflogen, nahm den Leichnam eines Rosses in seine Krallen und trug ihn mit sich fort; das hielt der sorgsame Diener für einen Fingerzeig des Himmels, daß er seinen Herrn noch zu retten vermöge, und als Brunsvig erwachte und ihm seinen Traum erzählte, schlug ihm Polinus vor, er wolle ihn in eine Pferdehaut einschnüren, damit ihn der Vogel von diesem bezauberten Eiland forttrage. Der Fürst wollte anfangs nicht zugeben, daß sein getreuer Diener sich also für ihn opfre, aber Polinus sprach:

„Vergönne mir, o Herr! über deine Rettung mich ſelbſt zu vergeſſen, denn ich bin ſchon alt, und bringe dir mit den wenigen Jahren, die ich noch zu leben habe, ein gar geringes Opfer.“

Nach langem Weigern ergab ſich der Fürſt den Bitten ſeines wohlgeſinnten Polinus und verſetzte:

„Zwar iſt es ungewiß, ob ich gerettet werde, oder nur der Schauplatz meines Todes ſich verändert; da jedoch hier jede Rettung unmöglich iſt, ſo gilt mir ſolches gleich, und ich will deinen Rath befolgen; aber nur eines iſt mir ſchmerzlich, daß ich dich, o du Getreueſter! hier dem Tode zum Raub zurücklaſſen muß.“

Da entgegnete Polinus:

„O mein geliebteſter Herr! laß nicht deinen Muth durch den Gedanken an mich lähmen. Du ſiehſt, wie ſchon meine Wangen erbleichen, und Todesſchwäche meinen Körper befällt; drum ſäume nicht länger meinen Rathſchlag zu befolgen, damit ich noch vermögend

ſey, dir dieſen letzten Dienſt zu erweiſen, und dann ein frohes Sterbſtündlein erwarte."

Brunsvig ging mit Polinus an den Ort, wo ſie die Häute der getödteten Pferde aufbewahrten, und dieſer nahm eine derſelben, die am meiſten blutig war, ſchnürte den Ritter ſammt ſeinem Schwerte dergeſtalt hinein, daß die Haare nach innen gingen, und wälzte ihn an den Ort, wo die Leichname lagen, die er mit großer Anſtrengung alle ins Meer warf; dann ging er von ihm weg, zu beobachten, was geſchehen werde; und als nach einer Weile der große Vogel wieder herzugeflogen kam, eilig den Leichnam ergriff und durch die Lüfte forttrug, warf ſich Polinus freudig zu Boden, und ſeine treue Seele ſchied aus dem irdiſchen Leibe.

10.

Der Vogel flog mit ſeiner Laſt weit übers Meer und warf den Brunsvig in ſein Neſt, das er auf einem hohen Berge erbaut hatte, aber wie er wieder fortgeflogen war, und die Jungen anfingen die Haut mit ihren ungeſchick-

ten Schnäbeln zu zerreiſſen, half ſich der Fürſt mit ſeinem Schwerte ſchnell heraus und hieb ſo kräftig um ſich herum, daß er bald allen die Köpfe abgehauen hatte; dann blieb er eine Weile ſehr ermattet liegen, und als er ſich erholt hatte, überlegte er, wohin ſeine Schritte zu wenden, denn ſo weit ſein Auge reichte, ſah er um ſich nur weite Wüſteneien. Unbeſtimmten Weges ſchweifte Brunswig lange umher und gelangte endlich in ein ſehr anmuthiges Thal. In grüne Seide war das Erdreich gekleidet — die Pflanzen erhoben ſich mit muthigem Sinn und mit Haufen ſchlugen die grünen Zweige im Walde aus ihren Aeſten und Stämmen; aber gleich einer fröhlichen Jugend glühte und blühte die Schaar der buntfarbigen Blumen und tanzte und ſchwebte hin und wieder, wenn der luſtige Weſtwind um ſie ſpielte. — Die Brünnlein ergoſſen ſich hell und ſchoſſen gleich Silberſtrahlen vom Felſen herab, und die Sonne, ſolches erblickend, kühlte ihren Schein in den ſchäumenden Fluthen. Brunswig fand auf den Bäumen neben den duftenden Blüthen zugleich

die ſchönſten Früchte, deren wohlſchmeckender Saft ihn gar ſehr erquickte, und während er ſelbe genoß, ſchienen ſich alle Vögel des Waldes in ſeiner Nähe zu verſammeln, um ihn durch ihre ſüßen Weiſen zu erfreuen, und von der bekannten Stimme des böhmiſchen Sittigs hörte er folgendes Lied:

Töne hallen,
Lieder ſchallen;
Doch zu Thaten ruf' ich dich.
Muthig wage,
Tapfer ſchlage,
Und den Lohn dir reiche ich.
Trotze dem ſchweren Geſchick
Und der ſingende,
Heil dir bringende
Sittig geleitet zum Glück.

Dann verſtummte der Geſang, und als alles wieder ſtill geworden war, vernahm der Fürſt im dichten Walde ein großes Brüllen; er ging darauf zu, und fand endlich einen Leuen mit einer Hydra in gewaltigem Kampfe begriffen. Brunsvig überlegte, welchem dieſer

beiden fürchterlichen Thiere er beiſtehen ſollte, und er ſprach zu ſich ſelbſt:

„Das geſammte böhmiſche Reich, welches ſich unter dem Zepter meines Vaters vereiniate, und in deſſen Regiment ich ihm gefolat bin, führt in ſeinem Wappen den Leuen; es geziemet ſich daher, daß ich ihm gegen ſeinen gräßlichen Feind beiſtehe, es mag auch mit mir geſchehen, was da wolle.“

Brunsvig zog ſein Schwert und drang heftig auf die Hydra ein, und als der Leu merkte, daß ihm ein Helfer gekommen ſey, trat er hinter ihn, als wolle er ruhend neue Kräfte zum Kampfe ſammeln, denn er war ſchon ſehr ermattet. Das ſchreckliche Ungeheuer, gegen welches der Fürſt ſtritt, hatte neun Köpfe, aus deren Rachen es große feurige Maſſen ſchleuderte, weshalb Brunsvig nicht nahe genug treten konnte; auch erkannte er die Gefahr ſeiner Lage zwiſchen der Hydra und dem großen Leuen — doch hieb er mit gewaltiger Kraft ein, und hatte ihr ſchon vier Köpfe abgeſchlagen, ohne daß ihr einige Kraft entgangen zu

seyn schien, ja, ob der großen Schmerzen schleuderte sie immer mehr ihres innerlichen Feuers auf den Ritter, so daß dieser schon meinte, in dem Kampfe nimmer obzusiegen; allein der Leu, da er sah, wie sein Freund ermüdete, hob sich mit erneuten Kräften und fing abermals gegen die Hydra zu kämpfen an, so daß sie endlich ermattet zu Boden fiel, und er sie in Stücken zerriß.

Brunsvig erkannte nunmehr die gewaltige Stärke des Leuen; da er aber so viel zu seiner Rettung beigetragen hatte, so befürchtete er nichts von ihm und ging wieder in das Gebüsch. Als der Leu sah, daß sein Beschützer sich entferne, folgte er ihm mit gesenktem Haupte gleich einem demüthigen Schafe, und Brunsvig erkannte, wie dieß edle und dankbare Thier in ihm seinen Freund und Helfer verehrte; er setzte sich, um auszuruhen, ins hohe Gras, da nahte ihm der Leu ruhig, legte sich an seine Seite und das zottigte Haupt in des Ritters Schoos. Wie beide nun genugsam ausgeruht hatten, erhob sich Brunsvig und suchte begierig im Wal-

de nach Nahrung; der Leu folgte allen seinen Schritten, und da er das Bedürfniß seines Herrn errieth, grub er mit seinen Klauen eine wohlschmeckende Erdfrucht aus dem Boden, die der Ritter dankbarlich empfing und seinen Hunger damit stillte. Dann zogen die beiden Wanderer weiter, und ein schlängelnder Pfad führte sie aus dem Walde auf einen hohen Berg; Brunsvig erstieg einen Taxusbaum, um irgend ein Gebäude oder eine Stadt zu erblicken, und bald erschaute er mitten im Meere eine stattliche Burg, die aber noch sehr ferne lag; er stieg wieder von dem Baume herab und bat Gott, daß er ihn doch aus diesem Irrsal leiten möge. Durch das gläubige Gebet getröstet fing nun der Fürst an den Weg nach dem Gestade zu suchen; allein es währte mehrere Tage, ohne daß er ihn fand, und wie der Leu merkte, daß sein Herr sehr ermattet sey, kroch er ihm zwischen die Füße, als wollte er ihm andeuten, er solle ihn gleich einem Pferde besteigen; aber Brunsvig wollte dieses nicht thun, sondern ging langsam weiter, und erst als sie

viele Tage so umher geirrt waren, kamen sie aus den Waldern und an das Gestade des todten Meeres.

Brunsvig fing nun an verschiedene Bäume umzuhauen und ans Ufer zu ziehen; als dieses der Leu bemerkte, stand er seinem Herrn treulich bei, und trug die Bäume, wie jener sie gefällt hatte, ans Ufer, wo Brunsvig mit vieler Geschicklichkeit ein sicheres Floß daraus baute, um nach der glänzenden Burg mitten im Meere zu schiffen, und als einstens der Leu in den Wald gegangen war, sich Nahrung zu suchen, stieg Brunsvig, welcher besorgte, das Floß werde nicht beide zu tragen vermögen, auf dasselbe und stieß schnell vom Lande ab. In demselben Augenblick kam der Leu aus dem Walde zurück, und als er seinen Herrn auf dem Meere erblickte, ergriff er ein großes Stück Holz in seinen Rachen, und schwamm ihm schnell nach. Brunsvig ward gar sehr von der großen Liebe dieses Thiers gerührt, half ihm auf das Floß, und so gelangten beide glücklich zu der glänzenden Burg.

Der Fürſt ſtieg mit ſeinem Leuen ab, und ging in den Vorhof des prächtigen Gebäudes, deſſen kunſtvolle Bauart er ſehr bewunderte; wie er weiter ging, erblickte er eine große Schaar verſchiedener Seeungeheuer; ihr Anblick befremdete ihn zwar, doch ließ er ſich durch ihre Häßlichkeit keinesweges abſchrecken, in das Innere der Burg vorzudringen, und er ſchritt mit ſeinem Gefährten mitten zwiſchen ihnen durch, zu einem großen eiſernen Thor, das ſich vor ihm öffnete; nun gelangte er auf einer marmornen Treppe zu einer Thüre von gediegenem Golde, und wie er ſolche öffnete, ſah er einen Mann von hoher und ſeltſamer Geſtalt auf einem Throne ſitzen; um ihn her trieben ſich eine Menge häßlicher Ungeheuer, die ihm dienten und als König verehrten; als er den Ritter erblickte, rief er ihm mit donnernder Stimme entgegen:

„Sterblicher! von wannen und warum kommſt du hieher?“

Aber mit ernſthaftem und geſetztem Weſen entgegnete Brunsvig:

„Ich bin aus meinem Vaterlande gezogen, um ritterliche Abentheuer aufzusuchen; allein nimmer gedachte ich in solche Ferne zu kommen.“

Da sprach der König:

„Ritter! ist der Diener dein, der hinter dir steht, so hast du mehr Gewalt als die gewöhnlichen Menschen dieser Welt, und ich werde dich nicht von hinnen ziehen lassen, bevor du nicht meinen Willen erfüllt hast. Wisse! ich habe eine einzige Tochter, die mir vor sieben Jahren von einem gewaltigen Basilisken geraubt worden ist. Traust du deiner Tapferkeit zu, sie ihm auf irgend eine Art wieder abzunehmen, so sollst du reich belohnt in dein Vaterland zurückkehren.“

Brunsvigs Muth wurde durch die Erinnerung an sein Vaterland befeuert, und er versprach dem Könige das Abentheuer zu bestehen, worauf dieser gebot ihm ein geräumiges Schiff auszurüsten, und den Ritter belehrte, nach welcher Seite er schiffen müsse, um das Eiland

zu finden, auf dem der Basilisk mit der gefangnen Königstochter hause.

11.

Der Fürst segelte mit seinem Leuen und den stummen Dienern, die ihm mitgegeben waren, der Dracheninsel zu, und wie sie dieselbe erreicht hatten, verließ er sogleich das Schiff, auf die hellglänzende Burg zuschreitend; aber als er mit seinem Leuen das erste eiserne Gitterthor erreichte, fuhren zwei fürchterliche, doppelköpfige Hunde, die, an silberne Ketten gelegt, das Schloß bewachten, auf ihn los; er griff nach seinem guten Schwert; aber der Leu sprang herzu, und zerriß einen nach dem andern. Brunsvig kam sodann zum zweiten Thor, wo zwei buntgefleckte Tiger mit ungeheuern Adlerköpfen, an goldene Ketten geschmiedet, sich ihm entgegen stellten; doch mit Hilfe seines treuen Thieres überwand er auch diese gar bald und gelangte endlich an die innerste Thüre des Schlosses, an welcher eine ungeheure Schlange mit drei Köpfen, an eine Kette von

unschätzbaren Edelsteinen gelegt, ihm den Eingang wehrte; gleich wie sie den Ritter sich nähern sah, begrüßte sie ihn mit einem Strahl von Flammen, der aus ihrem mittlern Rachen strömte, und blaue zackigte Blitze fuhren aus den beiden andern, so daß seine Augen schier geblendet wurden, und er einen Schritt zurück trat; aber der Leu fuhr mit lautem Brüllen auf sie los, auch Brunsvig ermannte sich schnell, und vereint setzten sie dem gräulichen Ungethüm so heftig zu, daß es bald leblos zu Boden sank, und das schwarze Blut in Strömen auf die Erde floß, dann aber griff das innerliche Feuer um sich, und verzehrte den ganzen Leichnam, daß endlich nur ein Häuflein Asche übrig blieb, und die diamantne Kette von der heftigen Gluth zerschmolzen war.

Brunsvig trat nun in die Vorhalle des Schlosses, und wo er ging, sah er große Haufen von Gold, Silber und den kostbarsten Kleinodien liegen; durch eine lange Reihe reichverzierter Gemächer gelangte er an die Thüre eines Saales, die nur angelehnt war, und

aus dieſem ſcholl ein trauriges Saitenſpiel und eine rührende weibliche Stimme ſang:

Die See war wild im Heulen,
Der Sturm, er übte mit Müh,
Da ſaß die Jungfrau weinend,
Am harten Fels ſaß ſie.
Weit über Meeres Brüllen
Warf Seufzer ſie und Blick,
Nicht konnt's ihr Seufzer ſtillen
Der matt ihr kam zurück.

Ein Jahr war hin, und drüber,
Ein Jahr voll bitterm Weh!
O, warum gingſt du, Lieber!
Und trauteſt dich der See?
Hör auf, hör auf zu toben
O Sturm, und gönn' ihm Ruh!
Hier in der Bruſt das Toben,
Ach! wüthet mehr als du.

Der Kaufmann, ſchätzegierig,
Verzweifelnd flucht er dir —
Was iſt verlieren Schätze,
Zu dem was ich verlier?

Und würfst du ihn auf Küſten
Von Gold und Demant ſchwer;
Eine Reich're kann er finden,
Eine Treu're nimmermehr.

So ſeufzend, weinend lag ſie,
Erharret ihn zu ſehen;
In jeden Sturm floß Seufzen,
In jede Wog' eine Thrän' —
Als ſchnell auf weißen Wellen
Ein blaſſer Leichnam ſchwamm,
Todt ſank auf ihn die Jungfrau,
Es war — ihr Bräutigam.

Bewegt durch die klagende Weiſe öffnete Brunsvig die Thüre und fand auf einem mit Gold durchwirkten Purpurpolſter eine weinende Jungfrau, die zwar von ausnehmender Schönheit war, gleichwohl empfand der Ritter keine Freude über ihren Anblick, und es gemahnte ihn faſt, als ſähe er die Schöne mit dem Fiſchleib, ſo ihm auf dem magnetiſchen Eiland erſchienen war. Wie das Fräulein des Ritters anſichtig ward, rief ſie ihm zu:

„O unglücklicher Fremdling! wie biſt du an dieſen Ort des Schreckens gekommen? Fliehe, ſo du dein Leben liebſt, ehe mein Peiniger zurück kommt, und dich ſeiner Wuth aufopfert.“

Aber Brunsvig entgegnete:

„Mit nichten bin ich geſonnen vor dem Ungeheuer zu fliehen, denn ich bin von deinem Vater hiehergeſandt, dich aus der Gewalt dieſes abſcheulichen Drachen zu befreien, und ich werde den Saal nicht verlaſſen, ehe ich ſolches vollbracht habe.“

Da blickte ihn das ſchöne Fräulein mit dankbarer Rührung an, und ſprach:

„Wenn du, großmüthiger Ritter! dein Leben für meine Befreiung wagen willſt, ſo iſt es mir Pflicht, dir nach meinen Kräften beizuſtehen; drum nimm dieſen Ring — er iſt ein Erbtheil meiner Mutter und ſchützt als ein Talisman gegen jegliche Bezauberung, denn ohne ihn würden dich die giftigen Blicke des Baſilisken gewißlich tödten.“

Als der Ritter den Ring aus der Hand des Fräuleins genommen hatte, verkündigte ein gewaltiges Getöſe die Annäherung des Baſilisken, und Brunswig bereitete ſich zum Kampfe; er ſteckte den goldnen Reif an einen Finger der linken Hand, und erwartete mit hoch geſchwungnem Schwerte den fürchterlichen Drachen, der ſich, von einer Schaar ähnlicher Unholde umgeben, durch die weiten Flügelthüren hereinwälzte, und wie der Ritter gewaltig von vorne auf ihn einhieb, griff ihn der Leu — bei deſſen Anblick das Gefolge des Baſilisken die Flucht ergriff — am Hinterleibe an. Der Drache wehrte ſich und rollte ſeine giftigen Augen gegen den Ritter, dem jedoch davon kein Leid widerfuhr; nach einem langen und gefährlichen Kampfe beſiegte er den Unhold und wendete ſich zu der ſchönen Jungfrau; aber das Blut floß aus ſeinen Wunden und er ſank ohnmächtig zu ihren Füßen hin, die, weinend und in großer Sorge um den edlen Paladin, der ſie ſo eben aus grauſamer Sclaverei errettet hatte, ſeine Wunden auswuſch, und mit unermüdeter Sorg-

kalt fortfuhr, bis er die Augen wieder aufſchlug.

Der Fürſt ſah dankbar auf die reizende Jungfrau, die mit ihrem Schleier ſeine Wunden verband, und konnte nicht begreifen, wie ihm bei ihrem erſten Anblick jene ſeltſame Geſtalt habe einfallen können, da er doch nun in ihren holden Zügen ſo viel Aehnlichkeit mit ſeiner erlauchten Gemahlin fand, daß er ein zärtliches Wohlwollen für ſie empfand und ſprach:

„Sey unbeſorgt, o königliche Jungfrau! um meinetwillen, denn ich dulde dieſe Schmerzen gern für deine Freiheit und meinen Ruhm. Bereite dich zur Reiſe — ich will nicht länger zögern, dich zu deinem Vater zu geleiten, der mit großer Sehnſucht deiner Rückkehr entgegen ſieht, daß du ihm ſelbſt verkündeſt, wie ich mein Ritterwort gelöſt.“

Brunsvig ſtand nun von der Erde auf, ergriff die Hand der Prinzeſſin, die vor allzugroßen Gefühlen kein Wort hervorbringen konnte, und ohne einen Blick auf all die Reichthümer zu werfen, welche hier das Auge zu ver-

blenden drohten, eilten sie ans Gestade, wo ihre dienstbaren Dämonen sie mit grosser Freude empfingen; sie bestiegen das Schiff und segelten wohlgemuth nach der Burg des Sofronius, der das Geschehene schon in den Sternen gelesen, und ihrer Ankunft freudig entgegen sah.

12.

So wie Brunsvig mit der Prinzessin Sofronia den Vorhof betrat, kam ihnen der König entgegen, umarmte und küßte seine Tochter, und führte sie dann an einer, Brunsvig an der andern Hand in einen Saal, wo er zu ihm sprach:

„O du tapferster Ritter, und mein geliebter Sohn! empfahe meinen Dank für diese Heldenthat, und alles, was du für meine Tochter gethan und gelitten hast — ich kann dir keinen größern Lohn anbieten, als daß du sie zur Gemahlin erhältst; dieß soll geschehen und du als mein Eidam gleich mir Herr in dieser Burg seyn und mit all meinen Schätzen schalten und walten.“

Brunsvig war ſehr befremdet über dieſe Art der Belohnung, und entgegnete:

„Vergieb, o König! meine Wünſche und Begehren ſteigen nicht ſo hoch — ich habe nicht mein Leben für deine Tochter gewagt, um ſie als Gattin heimzuführen (da in der Heimath ein mir angetrautes Weib meiner Wiederkehr ſehnſuchtsvoll harrt), ſondern einzig aus Ritterpflicht, um ſie zu befreien, und daß du dein Verſprechen erfülleſt, mich in mein Vaterland geleiten zu laſſen. Ich begehre nicht eine Ehre, deren ich nicht würdig bin, und bitte dich nur, mir Wegweiſer zu geben, die mich nach Böhmen führen.“

Als der König dieſe Rede vernahm, zog er die Augenbraunen zuſammen, und ſchoß grimmige Blicke auf Brunsvig, zu dem er alſo zu reden fortfuhr:

„Wie, Undankbarer! du wagſt es, meine Tochter zu verſchmähen? haſt du vergeſſen, daß du in meiner Gewalt biſt, und gegen meinen Willen nie deine Heimath wieder ſehen wirſt?“

Hierauf gebot er, den Ritter in den Kerker zu werfen, und nicht eher seine Fesseln zu lösen, bis er sich eines Bessern würde besonnen haben; sein Befehl wurde vollzogen und der Ritter brachte die Nacht im Gefängnisse zu; aber am Morgen erschien Sofronia und sprach zu ihm:

„Ich bin gekommen deine Fesseln zu lösen und bitte dich, vergik die Ungerechtigkeit meines Vaters, der in meinem Herzen gelesen, wie ich ohne deinen Besitz nimmer glücklich werden kann, und von allzugroßer Vaterliebe verblendet, des Dankes vergessen konnte, den wir dir schuldig sind.“

Auf den Befehl der Prinzessin wurden dem Ritter die Ketten abgenommen; aber obschon er ihr eben die Freiheit verdankte, so fühlte er gleichwohl einen so großen Widerwillen gegen sie, in der er wieder das Fräulembild mit dem Fischkleid zu erkennen vermeinte, daß er sie schier nicht ansehen wollte, bis sie fortfuhr:

„Da du mich nicht lieben kannst, so ziehe ruhig von hinnen; das Schiff ist bereit, das

dich in deine Heimath bringen ſoll; aber wohl iſt es grauſam von dir, daß du es verweigerſt auch das kleinſte Andenken von mir zu behalten, und auch den Ring wieder abgelegt, den ich dir verehrt. Wollteſt du wohl mir grauſam auch die Bitte weigern, ihn am Finger zu tragen, bis du heim gekommen und ihn dann deiner Gemahlin zu geben, als das Andenken an eine unglückliche Nebenbuhlerin?“

Es kam dem Brunsvig allzuhart vor, der Unglücklichen auch dieſe kleine Bitte zu verſagen, drum nahm er den Reif und ſteckte ihn an den Finger; dann ſah er wieder auf Sofronia und all ſeine Gefühle waren verändert, denn er glaubte wieder in ihr ſeine geliebte Sidonia zu ſehen, und war ſo verblendet, daß er ſie zärtlich an ſein Herz drückte, und ſich, dem Wunſche des Inſelkönigs gemäß, noch denſelben Tag mit ihr vermählte.

Da nun der Fürſt ſchon mehrere Monate mit Sofronia gelebt hatte, und aus dem öftern Wechſel von ſüßen und bittern Gefühlen für ſeine Gemahlin zu ahnen begann, wie hier

Zauberei im Spiele ſey, führte ihn ſeine Gemahlin eines Tages in die unterirdiſchen Gewölbe der Burg, wo Sofronius ſeine Schätze und Kleinodien verwahrte; er beſah alles und wurde endlich ein goldnes Schwert gewahr, welches ihm gar wohl gefiel, ſo daß er zu Sofronien ſprach:

„Dieſes Schwert wäre mir lieber als alle die unermeßlichen Reichthümer, welche der König in dieſen weiten Gewölben aufgehäuft hat.“

Da ſah ihn Sofronia lächelnd an und entgegnete:

„Wohl glaube ich das, mein geliebteſter Gemahl! Dieß Schwert iſt nicht nur ſehr ſchön, ſondern auch von gar bewundernswerthen Eigenſchaften, und hat eine viel größere Kraft als der Ring, den ich dir verehrt habe.“

Auf Brunswigs Bitten, ihn über die Kraft des Schwertes zu belehren, ſprach die Prinzeſſin alſo:

„Dieſes Schwert beſitzt eine Zauberkraft, daß, wenn man es aus der Scheide zieht, und ruft: Allen die Köpfe herunter! — ſo

geſchieht dieß in demſelben Augenblicke, und wenn es auch tauſend Menſchen wären.“

Der Fürſt lächelte ob dieſer ſeltſamen Mähr, freute ſich aber im innerſten Herzen, daß dieß Schwert ihm zur Erfüllung ſeiner Wünſche werde behülflich ſeyn; er nahm es daher, als Sofronia ſich mit andern Koſtbarkeiten beſchäftigte, behutſam herunter, und hing das ſeinige an deſſen Stelle. Beide gingen nun wieder in die obern Gemächer zurück, und als der König erfuhr, wo ſie geweſen, gerieth er in Zorn, und gebot ihnen ein ſolches ohne ſeiner Erlaubniß nie wieder zu wagen.

Eines Tages, als Brunsvig mit ſeinem Leuen am Geſtade des Meeres ſpazieren ging, ſah er am Ufer ein kleines Fahrzeug; er hielt dieß für eine günſtige Gelegenheit in die geliebte Heimath zurückzukehren, deshalb trat er hinein, wo er einige ſchlafende Schiffer fand. Brunsvig weckte ſie auf, und gebot ihnen ſogleich mit ihm von dieſem Ufer fortzurudern; aber die Schiffer, die ihn gar nicht kannten, weigerten ſich ihm Folge zu leiſten — da fieß

dem erzürnten Ritter ein, sein Schwert an diesen ungehorsamen Leuten zu versuchen; er zog es aus der Scheide und rief:

„Allen die Köpfe herunter!“

In demselben Augenblicke lagen die Köpfe der Schiffer auf dem Boden des Fahrzeugs. Brunsvig warf die Leichen ins Meer, sammt dem zauberischen Ringe, welchen ihn Sofrona verehrt hatte, und überließ sich mit seinem Leuten der Willkühr des Elements.

13.

Nachdem Brunsvig einige Tage auf der See herumgeschwommen war, gelangte er zu einem Eiland, wo er allerhand Musik und Jubeltöne vernahm, gleich als würde hier ein Fest gefeiert; er richtete sein Schiff dahin, und stieg ans Ufer — da erblickte er einen großen Haufen Kriegsmänner, wovon einige sich mit Speise und Trank erquickten, andere spielten, und die meisten sangen, sprangen und allerhand Kurzweil trieben.

Der Fürst trat in die Mitte und schaute

nach allen Seiten; da trat einer dieſer zügelloſen Menſchen herzu und fragte ganz verächtlich:

„Wo kommſt du, Erbärmlicher! her? — wohl hat dir unſre Luſt gefallen, und möchteſt ſie gerne theilen? zuerſt mußt du jedoch Noth und Trübſal ertragen.“

Mit dieſen Worten gab er ihm einen gewaltigen Stoß, und der ganze wilde Haufe fiel über den Ritter her, der ſie mit Rieſenkraft von ſich abſchüttelte, ſein Schwert zog, und rief:

„Allen die Köpfe herunter!“

Und auch ihnen geſchah, wie es den Schiffern ergangen war.

Brunsvig und ſein Gefährte ſättigten ſich an den hier zubereiteten Speiſen, dann ſchaffte er, ſo viel als möglich war, von Lebensmitteln in den Nachen und ſchiffte fort; als er wieder etwa hundert Meilen weiter gekommen war, erblickte er abermals ein Eiland, und hegte die Hoffnung, daß er doch endlich ſich ſeinem erſehnten Ziele etwas genähert haben möge. Als der Fürſt ans Ufer trat, zeigte ſich ſeinen Blikken eine wohlgebaute Stadt, doch ſchien ſie

ganz leer von Menschen zu seyn, und er ging in ein Haus, wo er jedoch nichts als einen zum Essen bereiteten Tisch fand — als er wieder aus dem Hause trat, zog eben eine Schaar Menschen von ungewöhnlicher Leibesgestalt zum Thore herein, denen er entgegen ging.

Als Brunsvig den Zug erreicht hatte, trat einer aus der Menge hervor und sprach:

„Willkommen, Sterblicher! du hast unsern Tisch gedeckt gesehen, komme nun, daß wir dich zerhacken, und du wirst uns zu einer leckern Speise dienen.“

Brunsvig lachte ob seiner Drohung, und als jener dieß sah, gerieth er in Wuth und befahl einigen, ihn zu greifen. Brunsvig zog schnell sein Schwert und rief:

„Allen, die mich greifen wollen, die Köpfe herunter!“

Wie nun der Führer sah, daß die Köpfe vieler aus seinem Gefolge von den Schultern auf die Erde fielen, erschrack er sehr und bat den Ritter, ihm und den übrigen das Leben zu schenken; darauf antwortete Brunsvig:

„Dein und deiner Trabanten Leben ſoll dir geſchenkt ſeyn, wenn du vermagſt, mich in mein Vaterland zu bringen.“

Der Anführer war ſogleich bereit des Ritters Willen zu thun, und ſprach:

„Sey bereit, dann du wirſt ſogleich ſammt deinem Thiere fortgetragen werden.“

In demſelben Augenblicke erregte er einen ſo heftigen Sturm, daß Brunsvig mit ſeinem Leuen ſich bald hoch in den Lüften befand, und in kurzer Zeit auf einem Berge nahe bei der Hauptſtadt des Böhmerlandes niedergeſetzt wurde.

Als Fürſt Brunsvig die Stadt erkannte, war er ſehr verwundert über die große Geſchwindigkeit, mit der er dahin gekommen war; er ruhte eine Weile auf dem Berge aus, dann ging er in die Stadt und ließ ſich von einem Schneider einen Pilgrimshabit machen, den er anzog und mit ſeinem Leuen durch die Straßen ging.

Man erzählte dem Pilgrim, daß der König von Sizilien, Honorius, ſich zu Prag befinde,

um die ſchöne Herzogin Sidonia, ſeine Tochter, und des tapfern Böhmerfürſten Brunsvig Wittwe, zum zweitenmale zu vermählen; da ging er in die Burg und der Leu folgte ihm wie ein Lamm. Als dieß das Volk ſah, verwunderte es ſich gar ſehr, daß ein Pilgrim ſo große Gewalt über ein wildes Thier habe, und es ward auch dem Könige dieſe ſeltſame Mähr hinterbracht, welcher ſogleich befahl, den wunderſamen Mann zu ihm zu führen, und ſich lange und liebreich mit ihm beſprach, ohne ſeinen Eidam zu erkennen; nachdem er ihn über viele Dinge befragt, auch wie er dieſen Leuen erhalten und gezähmt habe, begehrte er, daß der Pilgrim, da ihn ſein Stern zu dieſer Hochzeitfeier geführt habe, auch mit an die Tafel kommen müſſe.

Als alles ſich zur Tafel verſammelt hatte, erhielt Brunsvig ſeinen Platz am unterſten Ende der Tafel, der Herzogin gegenüber, die ihn, gleichſam in froher Ahnung, mit aufmerkſamen Blicken betrachtete. Nun war es zu jener Zeit der Gebrauch, daß alle Gäſte aus dem Becher der Braut tranken, und ſo wurde er zuletzt

auch dem Pilgrim gereicht; aber da Brunsvig den Wein ausgetrunken hatte, zog er seinen Ehering vom Finger, und ließ ihn in den Becher fallen, als er ihn Sidonien zurück gab; dann stand er von der Tafel auf, dankte dem König demüthig für erzeigte große Ehre, und verließ ganz still die Burg; doch schrieb er an das letzte Thor folgende Worte:

Sieben Jahre sind verronnen,
Seit ich einst von hinnen ging,
Doch ich kehre mit der Sonnen,
Sie erkennet mich am Ring.

Wie dieß mehrere gelesen, gingen sie, es dem Könige zu melden, der durch den Trauring in seiner Tochter Becher schon von Brunsvigs Anwesenheit unterrichtet war; aber als der Bräutigam, ein Fürst von Meißen, solche Kunde vernahm, wurde ihm gar nicht wohl zu Sinne, und er berief all seine Söldner, daß sie den Pilgrim aufsuchen und ihn ermorden möchten; aber Brunsvig erwartete geruhig ihre Ankunft, und wie sie sich ihm genahet hatten, zog er sein Schwert und rief:

„Allen die Köpfe herunter!“

Was auch sogleich geschah.

Nun begab sich der Herzog auf eines seiner Schlösser, legte dort sein Pilgrimsgewand ab und ließ sich eine prächtige Rüstung bringen; sodann entbot er alle benachbarten Ritter und Herrn zu sich, die ihn sogleich erkannten und mit lautem Jubel als ihren Herrn und Fürsten willkommen hießen. Brunsvig dankte ihnen aufrichtig für ihre große Liebe und ersuchte sie, ihn zu seiner geliebten Gemahlin zu begleiten — so zog er mit ihnen in feierlicher Pracht in die Prager Burg ein. Da der König erfuhr, daß Brunsvig seine Mörder erschlagen habe und mit großem Gefolge sich der Burg nähere, so zog er ihm mit Sidonien und seinem ganzen Hofstaat entgegen, empfing ihn mit den größten Ehrenbezeigungen und befahl in der ganzen Stadt zu musiciren und sich festlich zu erlustigen. Das Volk versammelte sich haufenweise in den Straßen, und erfreute sich der glücklichen Heimkehr seines Herrn.

Aber am meisten war die Herzogin erfreut,

welche ihren Herrn und Gemahl niemals zu lieben aufgehört hatte, und nach langer Klage und Betrübniß bloß aus kindlichem Gehorsam zu einem zweiten Ehebande geschritten war, und als Brunsvig und Sidonia in den großen Saal der Burg traten, da ertönte eine himmlische Musik, ohne daß eines begreifen konnte, von wannen sie komme; die gemahlten Vögel an der Decke des Saales erhielten Leben und Bewegung, und sangen fröhliche Weisen; von Glanz umstrahlet schwebte die Frau des Waldes durch den Saal und trug den wunderbaren Sittig auf der Hand — die Vöglein flatterten ihr zu, auch der Leu folgte ihr, und bald däuchte es dem erstaunten Brunsvig, in dem Leuen die Züge seines getreuen Polinus zu erkennen, bis das ganze Luftgebilde in zarte Töne zerschmolz, und die bekannte Stimme des Sittigs erklang:

Heil dem Kriegenden
Kraftvoll Siegenden,
Heil ihm, und Glück!

Muthige,
Blutige
Thaten verkündet sein Blick.
Göttergewalten
Haben ihn glorreich erhalten,
Führten ihn endlich zurück;
Und der Sittige
Grüne Fittige
Rauschen ihm Freude und Glück.

Die Festlichkeiten dieser zweiten Hochzeit dauerten mehrere Wochen, und als alle Gäste geschieden waren, kehrte auch König Honorius wieder in sein Reich zurück.

Brunsvig ließ das Schwert, welches ihm so gute Dienste geleistet hatte, in eine große steinerne Säule einmauern, die er zum Gedenken dieser seiner Abentheuer und Rückkehr nach fährlichen Reisen am Ufer der Moldau aufrichten ließ; dann fing er wieder an sein Volk mit Weisheit zu beherrschen, und lebte noch viele Jahre mit seiner geliebten Sidonia in Ruhe und Glück.

Die Reiter aus dem Berge Blanik.

1.

Auf ſeiner einſamen Bergveſte unweit Tabor hauſte Ritter Siegmund, einſt die Zier der böhmiſchen Ritterſchaft, nun aber gar traurig in ſeinem Sinn, und vor der Zeit ſein Haar gebleicht ob des ſchweren Leides, ſo ihm die Geſchicke zugeſandt; nichts wollte er mehr ſehen von der Menſchen Thaten und fand ſeinen einzigen Troſt in der Sorge, ſeinen Sohn Iſidor zu einem wackern und chriſtlichen Ritter zu erziehen. Das zarte Knäblein gedieh gar wohl, und es zeigten ſich ſchon in ſeinem jugendlichen Gemüthe die Spuren aller Tugenden des edlen Stammes, aus dem er geboren; ſein Herz war ſo kindlich und fromm, als holdſelig ſein Antlitz und ſtark und gewandt ſein Arm.

Oft wich ſelbſt das Düſter der Schwermuth von des traurigen Ritters Antlitz, wenn er zu-

ſah, wie Iſidor mit einem ſeiner Spielgenoſſen kämpfte und rang, wo er ſtets Sieger blieb, und wie er dann gutmüthig den Ueberwundenen ob ſeines Mißgeſchicks tröſtete — da kam es ihm vor, als ſähe er in der Zukunft ſein herbes Leid geſtillt, ſeinen Sohn mit aller weltlichen Herrlichkeit geſchmückt, und durch ihn des Vaters Unbilden gerächt.

Als es eines Tages Jahrmarkt zu Tabor war, und Ritter Siegmund allerlei für den kleinen Iſidor eingekauft hatte, da ſah er einen Knaben mit einer Harfe an der Straßenecke ſitzen, der gar kunſtreich auf den Saiten ſpielte, und dazu mit einer rührenden Stimme ſang:

Frühmorgens als ich geſtern
Im Felde ging entlang,
Da hört' ich, wie im Thurme
Ein Mägdlein lieblich ſang;
Die Ketten raſſelnd an der Hand,
Und ſang ſo fröhlichlig:
Mein Liebchen lieb' ich, denn ich weiß,
Mein Liebchen liebet mich.

O harter, harter Vater,
Der riß ihn weg von mir;
Grauſam, grauſamer Schäfer,
Der fort ihn nahm von hier.
Seitdem bin ich ſo ſtille nun,
So ſtill aus Lieb' um dich,
Und lieb mein Liebchen, denn ich weiß,
Mein Liebchen liebet mich.

O wär' ich eine Schwalbe,
Ich ſchlüpft' zu ihm hinein,
Und wär' ich eine Nachtigall,
Ich ſäng' in Schlaf ihn ein.
Könnt ich doch nur, ihn ſehen nur,
Vergnügt und froh wär ich.
Ich lieb mein Liebchen, denn ich weiß,
Mein Liebchen liebet mich.

Kann ich den Tag vergeſſen,
Als ich am Ufer ſtand,
Und ſah ihn nun zum letztenmal,
Den nie ich wieder fand;
Er kehrt' auf mich ſein Auge noch
O wie ſprach das in mich:
Mein Liebchen lieb ich, denn ich weiß,
Mein Liebchen liebet mich.

Ich flecht dir dieſes Kränzlein!
Mein Lieb! und flecht es fein
Von Lilien und von Roſen
Und binde Thymian drein,
Und geb' es dann mein Liebſter dir,
Wenn ich ſeh wieder dich.
Mein Liebchen lieb ich, denn ich weiß,
Mein Liebchen liebet mich.

Siegmund war durch dieſe traurige Weiſe gar ſehr gerührt und betrachtete den Sänger, welcher ein gar holder Knabe mit blauen Augen und blonden Haaren, und ungefähr von gleichem Alter mit Iſidor war. Der Ritter fragte den Kleinen, wer er ſey und woher er komme?

Da entgegnete der Knabe:

„Ach, Herr Ritter! ich bin ein gar armes und verlaſſenes Kind, denn ich habe meine Eltern gar nicht gekannt, und weil die böſe Muhme den armen Rudolph nun aus dem Hauſe geſtoßen hat, ſo ziehe ich mit meiner Harfe von Stadt zu Stadt, von Burg zu Burg und verſuche durch ſüße Weiſen die Herzen zu

rühren, daß ſie mir eine milde Gabe reichen."

Der Ritter fragte Rudolph, ob er wohl mit ihm auf ſeine Burg ziehen wolle, und dankbar folgte ihm der holdſelige Knabe, der Siegmund niemals Urſache gab, es zu bereuen, daß er ihn barmherzig aufgenommen hatte, denn gar ſehr erfreute ihn die demüthige Unſchuld des Kindes und die rührenden Lieder, die Rudolph zu ſingen wußte, und oft ſich neu erſann, ſtets bemüht, des Ritters Trübſinn durch ſeinen Geſang zu zerſtreuen, was ihm auch oft gelang; aber wenn er manchmal von einem Ritter ſang, der ſein Liebchen verloren, oder durch boshaften Undank zu Grunde gegangen war, da erneuerte ſich der Gram des Ritters, und es währte oft Tage lang, ehe der kleine Sänger wieder einige Ruhe in ſein Gemüth hinein ſang.

Auch der Junker fand großes Behagen an dem neuen Genoſſen, obgleich Rudolphs Gemüth von dem ſeinigen ſehr verſchieden war, denn wo Iſidors kriegeriſcher Sinn weder Maß

noch Ziel erkennen wollte, da dichtete der jugendliche Harfner, der ihm an Leibeskraft weit nachſtand, die Kämpfe, die ſein Gefährte einſt beſtehen ſollte, und hauchte ſie in wohlgefällige Töne; wo jener in ſtürmiſche Wuth entbrannte, da ſtillte dieſer die wilde Gluth des vielgeliebten Genoſſen, und die beiden Knaben liebten ſich ſo ſehr, als wohl ſelten ſich zwei Brüder lieben, die von einer Mutter geboren worden ſind, ſo daß keiner ohne den andern ſeyn konnte.

2.

So waren die Knaben zu Jünglingen herangewachſen, und Sieamund meinte, es ſey die Zeit gekommen, ſeinen Sohn mit Geheimniſſen bekannt zu machen, die er ihm bisher ſorgfältig verſchwiegen hatte; er rief Iſidor in ſein Gemach und begann mit folgenden Worten:

„Gar oft, mein lieber Sohn! wenn du mich in trübſelige Träumereien verſunken fandeſt, die einem Ritter ſo wenig ziemen, ſah ich in deinen Augen Thränen des Mitleids glänzen; aber

doch wußteſt du, daß jede Frage, an mich geſtellt, fruchtlos ſeyn würde, und du ſchwiegeſt, ſo ſchwer es deinem kindlichen Herzen auch ankam — vernimm alſo die Trübſale meines Lebens und bewahre dich vor der Tücke falſcher Freunde. In meinen jungen Jahren wußte ich gar wohl mit Schwert und Lanze umzugehen, und unter den tapfern Rittern meines Vaterlandes wurde mein Name nicht zuletzt genannt. In vielen Gefechten hatte ich an der Seite des Königs von Böhmen gekämpft, ja zweimal mit Gefahr meines Lebens das ſeinige gerettet, und er nannte mich ſeinen Freund, ſeinen Bruder, ſchwörend, daß nur der Tod mich von ſeiner Seite reißen ſollte. Als wir uns nun einige Zeit eines ehrenvollen Friedens erfreuten, da fing mein Herz zum erſtenmale an, eine zärtliche Regung zu empfinden; aber, o Unglück! mein verwegner Blick fiel auf Prinzeſſin Miloſlawa, die ſchöne und weiſe Schweſter des Königs — auch ſchenkte mir die erlauchte Jungfrau herzliche Gegenliebe; aber wir ſahen bald, daß die Liebe und Dankbarkeit des Monarchen

gegen mich erkaltet, und er zur Zeit des Friedens des getreuen Kriegers wenig mehr achtete, ja als er zuletzt in die Prinzessin drang, einem sächsischen Fürsten ihre Hand zu reichen — vor welcher Untreu ihr edles Herz erschrack — da vermählten wir uns in Geheim, und öffentlich erklärte Miloslawa, sie gedenke sich nimmer zu verehlichen. Einige Monate hatte unser heimliches Glück gewähret, als ein verrätherischer Bube unsre Verbindung dem König verrieth, der, ob solcher Erniedrigung seiner Schwester in die größte Wuth gerieth, und aller geschwornen Dankbarkeit und brüderlichen Liebe vergessend, verbannte er mich von seinem Hoflager und ließ die unglückliche Prinzessin in einen finstern Thurm einschließen, wo sie dich, mein Sohn, unter bittern Thränen gebar. Als der böse Fürst diese Nachricht erhielt, gerieth er aufs Neue so in Wuth, daß er den Wächtern befahl, Mutter und Kind den Wölfen im Walde preis zu geben. Die Heiligen im Himmel haben euch beide in ihren Schuz genommen, und Miloslawa fand Mittel, dich mit dem

koſtbaren heiligen Kleinod, das du auf deiner Bruſt trägſt, mit zuzuſenden; aber von ihr ſelbſt habe ich nimmermehr etwas erfahren, und vielleicht ſieht die fromme Dulderin aus dem himmliſchen Paradiesgärtlein auf uns herab, und erfreut ſich, daß wir ihrer in Liebe gedenken."

Da entbrannte der Jüngling in wilde Rachbegier, und wollte, den böſen Oheim zu ſtrafen, der ihn ſo früh der zärtlichen Mutter beraubt, hineilen an ſein Hoflager, ihn herausreißen aus den Kreiſen ſeiner Dienerſchaft, und zur blutigen Rechenſchaft ziehen. Nur mit Mühe hielt Siegmund den wildbewegten Jüngling von ſolch voreiliger That zurück, und ließ ſich von ihm die Zuſage geben, nicht eher etwas gegen ſeinen Oheim zu unternehmen, bis er ſich dazu die Macht erworben haben würde — ungern verſprach dieß Iſidor in die Hand ſeines Vaters und kehrte trübſinnig in ſein Gemach zurück.

Rudolph kam ſeinem Freunde traulich und liebkoſend entgegen; aber zum erſtenmal wieß

ihn Iſidor finſter ab, und beantwortete keine ſeiner liebevollen Fragen, ſo daß der Jüngling gekränkt in einen Winkel des Gemaches gehend, in die Saiten ſeiner Harfe griff und traurig zu ſingen begann:

Der ſüße Schlaf,
Der ſonſt ſtillt alles wohl,
Kann ſtillen nicht
Mein Herz mit Trauern voll;
Das ſchafft allein,
Der mich erfreuen ſoll.

Kein Speis und Trank
Mir Luſt noch Nahrung gibt,
Kein Kurzweil gibt's,
Die mich nicht ſehr betrübt.
Das ſchafft allein,
Den meine Seele liebt.

Ein doppelt Weh
Fühl' ich, wo Freude lacht,
Ganz einſam ſitz'
Ich traurig Tag und Nacht;
Das ſchafft allein,
Den ich im Herzen trag'.

In Zuversicht
Allein ich an ihm hang';
Ich hoff', er soll
Mich nicht verlassen lang;
Sonst fall' ich noch
In bittern Todes Zwang.

Da fühlte sich Isidor im innersten Herzen tief gerührt, fiel seinem treuen Freunde um den Hals und küßte die rollenden Thränen von seiner Wange, indem er sprach:

„O Rudolph! vergieb mir, wenn ich dir weh thue; aber wenn ich dir dereinst werde sagen dürfen, was heut mein Herz betrübt, so wirst du einsehen, wie große Ursache ich habe, unmuthig zu seyn."

[illegible] waren die jugendlichen Freunde wieder [illegible] und Rudolph ergab sich sanftmüthig darauf, daß sein Isidor ein Geheimniß vor ihm ha[illegible]

3.

Als in der Nacht Isidor sich schlaflos auf seinem Lager herum wälzte, hörte er plötzlich

einiges Geräusch, und wie er sich umwandte, stand ein kleines häßliches Männchen vor seinem Bette. Der Jüngling fuhr erstaunt empor; aber der Dämon sprach mit einem falschfreundlichen Blicke:

„Sey ruhig, Isidor! ich bin nicht gekommen, dir zu schaden, vielmehr hat mich dein gerechter Unwille gegen den König von Böhmen bewogen, dir die Kraft zu verleihen, daß du dich an ihm rächen könnest. Große Dinge harren dein in der Zukunft, und du wirst einst die Zier deines Geschlechtes werden, wenn du dich meiner Leitung ganz überlässest."

Als er so gesprochen, reichte er dem Jüngling einen Stab von Elfenbein, und fuhr fort:

„Nimm dieß unschätzbare Kleinod und gehe damit zu dem Berge Blanik; sobald du mit diesem Stabe seinen Fuß berührest, wird er sich dir öffnen, und dich zum Gebieter eines großen, unbesiegbaren Heeres machen, das in seinen Klüften wohnt und überall deinem Rufe folgen wird. Auch habe ich für dich in diesem Deckelglas einen Trank aus den kräftigsten und

wirkſamſten Kräutern des Rübezahliſchen Luſtgartens gekocht, der dir übermenſchliche Kräfte gibt — doch mußt du, ſo du ihn leeren und überhaupt meiner Hülfe theilhaftig werden willſt, das ekelhafte Gebein, ſo dir von deiner Mutter um den Hals gehängt worden, wegwerfen, da es dich an allen großen Thaten hindert.“

Verblendet durch ſo ſchmeichelhafte Hoffnungen riß der Jüngling das Heiligthum, welches er nach der mütterlichen Vorſchrift an einem rothen Bande auf der Bruſt trug, vom Halſe, und wollte ſelbes dem Alten geben; der aber konnte es ohne ein heftiges Grauen nicht anſehen, und befahl ihm, es mit anbrechendem Morgen zu verbrennen.

Nachdem Iſidor den Becher geleert, und in ſeinen Adern übermenſchliche Kraft ſpürte, verhieß der Dämon, dereinſt, wenn er ſich an ſeinem böſen Oheim gerächt haben würde, um ſeinen Lohn wieder zu kommen und verſchwand.

Am andern Morgen wollte Iſidor das Gebot des Alten erfüllen, dem ſein rachdurſtiger Sinn ganz ergeben war; aber als er das Klei-

nod ins Feuer warf, kam es unverſehrt wieder heraus, und ein innerer unerklärbarer Drang trieb ihn an, es zu bewahren; do er ſich jedoch ſcheute es ferner auf der Bruſt zu tragen, verſchloß er es in einen alten Schrank, meinend, dort werde es ihm wohl in ſeinen ritterlichen Thaten nicht hinderlich ſeyn; dann bat er ſeinen Vater, er möge ihm erlauben, auf Ebentheuer auszuziehen und ſich ritterliche Verdienſte zu erwerben, welches dieſer, hocherfreut über den muthigen Sinn ſeines Sohnes, auch gar gern zugab, und ihn mit einem ſtattlichen Roſſe, voller Rüſtung und ſeinem väterlichen Segen zum ritterlichen Zuge ausſtattete.

Mit bitterm Schmerz ſah Rudolph den Genoſſen ſcheiden, den dießmal ein großes Ziel aus den Armen der Freundſchaft rief, und durfte ihm nicht folgen; gern hätte er das friedliche Saitenſpiel mit dem Kriegsſchwert vertauſcht, und wäre als Iſidors Schildknappe mitgezogen; aber Siegmund konnte ſich nicht entſchließen, ſeine beiden Lieblinge zugleich zu miſſen, und Iſidor wünſchte ohne Begleiter zu ziehen, wie

es ſich für einen Ritter ſeiner Art am beſten ziemte.

Nachdem ſich nun Iſidor noch nach Herzensluſt mit ſeinen Lieben geletzt hatte, ſchwang er ſich wohlgemuth auf ſein Roß und ſchlug den Weg zum Berg Blanik ein; es war grade Abend, als er noch ungefähr eine Stunde von dem Berge entfernt war, und er beſchloß in einer Herberge einzukehren, die am Wege beim Ausgange eines Waldes, durch den er gekommen, lag, und hier meinte er nähere Kundſchaft über den Blanik und die geheimnißvollen Reiter in ſeinem Schooße einzuziehen.

In der Herberge wußte der junge Ritter bald die Rede auf den Gegenſtand zu lenken, der ihm ſo ſehr am Herzen lag, und der Wirth, ein treuherziger alter Mann, befriedigte ſeine Neubegier vollkommen; er erzählte ihm, wie einſt vor mehrern hundert Jahren ein wildes Volk, aus weiter Ferne kommend, Böheim überſchwemmt habe, ſo daß alles zu Grunde ging; da ſey der edle Stroymir mit den edelſten und muthigſten Rittern des Landes nach

der Veste auf den Blanik gezogen, um sie zu besetzen und endlich der Wuth des wilden Haufens Einhalt zu thun; aber wie die Räuber gesehen, daß sie in rechtlichem und gleichem Kampfe nicht vermögend seyn würden, diese Tapfern zu überwinden, so seyen sie mit einer zehnmal überlegnen Macht und griechischem Feuer wiedergekehrt, und dann sey es ihnen geglückt, den edlen Stroymir sammt all den Seinen zu tödten, und die Veste, nachdem sie selbe ausgeraubt, größtentheils in Asche zu legen.

Isidor hörte den Reden des Alten aufmerksam zu, welcher fortfuhr:

„Die wilden Sieger zogen in ihrem Uebermuth bis gegen Pilsen, wo sie ein Lager aufschlugen und die Schätze theilten, die sie aus der Veste fortgeschleppt hatten. Die zerstreuten Haufen von Stroymirs Freunden, und die Angehörigen seiner Ritter eilten, sobald die Feinde den Kampfplatz verlassen hatten, herzu, um die Gefallenen mit dem ihrer Tapferkeit gebührenden Trauergepränge zur Erde zu bestat-

ten; aber wie groß war ihr Entſetzen, als ſie auf dem Wahlplatze keine Spur von ihren Leichnamen fanden. — Schon fürchteten ſie, die boshaften Räuber hätten ſie fortgeſchafft, um auch im Tode den Helden keine Ruhe zu vergönnen und ein verächtliches Spiel mit ihren Ueberreſten zu treiben, und ſie boten dieſen ein großes Löſegeld für ihre Leichen an, als in der neunten Nacht nach jener traurigen Begebenheit ein lautes Kampfgetöſe die Bewohner der nächſten Orte aus dem Schlaf weckte. Waffenraſſeln, Schwertgeklirre und das Traben und Wiehern vieler Roſſe ſchallte aus der Gegend der zerſtörten Veſte, und das ſchwankende Licht unzähliger Fackeln verbreitete einen furchtbaren Schimmer auf die Gegend.

Die beängſteten Landleute meinten, die wüthenden Feinde ſeyen zurückgekehrt, um das Land noch mehr zu verheeren, und, wie ſie es an vielen Orten gethan hatten, alles zu tödten, was Odem hatte, und ſie ſuchten Zuflucht gegen die drohende Gefahr; als aber das Geräuſch immer gleich fern blieb und die Feinde

nicht herankamen, da schlichen endlich die Beherztesten aus ihren Schlupfwinkeln hervor, begaben sich ins freie Feld und auf die benachbarten Hügel, und sahen nicht ohne Entsetzen die erschlagnen Ritter, in Schaaren vertheilt, in Wettkämpfen sich üben. Die Zuschauer erkannten bei dem rothen Schein der Fackeln den edeln Stromir, welcher eine der Schaaren anführte, und nach einer kleinen Weile bemerkten sie, wie die Ritter ihre Pferde an den Bach Blanik zur Tränke führten, und sodann langsam gegen den Fuß des Berges ritten, der sich ihnen gähnend aufthat, und, nachdem beide Schaaren in seinen Schoos eingegangen waren, plötzlich wieder schloß. Deß waren Stromirs Freunde sehr froh, und bald verbreitete sich in ganz Böheim die Nachricht, wie die tapfern Helden von Blanik, durch mehr als menschliche Gunst geehrt, sich des herrlichsten Ruheplatzes und Belohnung ihres edlen und muthigen Sinnes erfreuten. Immer am Jahrstage der Schlacht und Einnahme der Veste, auch zu Zeiten, wenn ein wichtiges Ereigniß

dem Reiche bevorſteht, ziehen ſie bei Nacht, bald mit, bald ohne Fackeln aus dem Berge, und ich habe ſelbſt ſchon zugeſehen, wie ſie ſich in allerhand ritterlichen Künſten und Kampfſpielen üben, und dann wieder in die Tiefe zurückkehren. An ſolchen Tagen iſt der Berg offen, und es wird vielleicht dreißig oder vierzig Jahre ſeyn, als ein armer Hirt, der am Fuße des Berges ſeine Heerde weidete, einen fetten Hammel vermißte; fruchtlos ſuchte er auf allen nahgelegnen Hügeln, und es war ſchon Abend, als er an den Eingang des Berges kam, in ſeiner Angſt und Verwirrung ging er hinein, den verlornen Hammel auch da zu ſuchen, aber der arme Hirt ward am andern Morgen nirgends gefunden, und erſt nach einem Jahre an demſelben Tage kam er in ſeine Hütte zurück; er erzählte, wie er in den Berg eingegangen, habe ſich die Oeffnung deſſelben gleich wieder zuſammengefügt und er ſey ſodann in eine große hochgewölbte Halle gekommen, wo viele geharniſchte Männer gleichſam ſchlafend gelegen, ihre Waffen zur Seite und

auch die Pferde in einem Zuſtand der Erſtarrung im Hintergrunde des ungeheuern Gewölbes — auch ihm ſey ganz drehend im Kopfe geworden und er habe geſchlafen, bis ihn einer der Ritter geweckt, und ihm zugerufen habe: „Sieh hier die Tapferſten des böhmiſchen Volkes, die dereinſt, wenn drohende Gefahren das bedrängte Vaterland ängſten, aufſtehen werden, um ſeine Feinde zu vernichten. Gehe nun heim und verkünde den Deinen, was du geſehen und gehört haſt;“ er habe ſodann die Kluft wieder offen gefunden und ſey frohen Muthes nach Hauſe zurückgegangen. Als wir dem Hirten ſagten, daß er ein ganzes Jahr im Berge geweſen, wollte er es uns nicht glauben und wir hatten viele Mühe ihn davon zu überzeugen.“

Jnoor war ſehr zufrieden mit den Nachrichten, die ihm der Alte gegeben hatte, und begab ſich nach eingenommenen Jmbiß, zeitig auf ſein Lager, denn er konnte den folgenden Tag kaum erwarten, der ihn zum Anführer der tapferſten aller Ritterſchaaren machen ſollte.

4.

Kaum graute der Morgen, als der junge Ritter ſich wappnete und aus der Herberge zog. Der Wirth, der ihn ob ſeines leutſeligen und mannhaften Betragens ſehr lieb gewonnen hatte, gab ihm das Geleite, und eben wollte Iſidor von ihm Abſchied nehmen, als er mit Verwunderung ſah, daß alle Bäume des Waldes, durch den er geſtern geritten, an den Wipfeln plötzlich verdorrt waren; aber am Stamme um deſto ſchöner und luſtiger grünten.

Auch der Wirth beobachtete ſolches und ſprach:

„Sehet an, Herr Ritter! ihr ſeyd zur guten Stunde gekommen, ſo ihr Belieben traget, die Wunder des Blaniker Berges kennen zu lernen, denn es iſt eine alte Sage bei uns, daß, wenn die Bäume dieſes Waldes von unten grünen, die Reiter bald aus ihren Ruheplätzen ziehen werden, um dem böhmiſchen Reiche einen glücklichen Fürſten zu geben — noch geſtern grünten ſie an der Krone, und gewißlich ziehen die Tapfern bald aus ihrer Höhle.“

Der junge Ritter grüßte den Alten freundlich, dann ſtach er ſeinem Roſſe die Sporen in die Seite und jagte gegen den Berg Blanik, der auf die Berührung mit dem Stabe von Elfenbein, ſich von unten bis hinauf ſpaltete, und eine furchtbar gähnende Kluft zeigte ſich ſeinen begierigen Blicken. Iſidor band ſein Roß an einen Pfahl und ging beherzt in die Kluft; aber ſo wie er ſich der großen Halle näherte, ſchloß ſich der Berg mit einem fürchterlichen Krachen — er ſah ſich im Schooße der Erde begraben, und eilte auf einem ſchmalen Pfade vorwärts, der ihn bald zu dem Aufenthalt der Ritter brachte, welchen ein blaſſes magiſches Licht nur ſpärlich erhellte. Zu beiden Seiten lagen die ſchlafenden Männer; an eines jeden Seite lagen ſeine Waffen, und ihr Anführer ſaß in der Mitte der Halle auf einem ſteinernen Sitze; aber wie ſich ihm Iſidor näherte, fuhr Stronmir plötzlich in die Höhe, mit einer durchdringenden Stimme die Schläfer aufrufend. In einem Augenblicke erhoben ſich alle, griffen nach ihren Waffen und frugen

einſtimmig, ob es ſchon Zeit ſey, das bedrängte Vaterland aus Feindes Noth zu erretten?

Da entgegnete Stroymir mit feierlichem Ton und Geberde:

„Mit nichten iſt das Vaterland in ſo dringender Gefahr; aber der edle Ritter Iſidor iſt gekommen, eure Huldigung zu empfangen, und euch nach ſeinem Belieben zu großen Waffenthaten auszuführen. Er iſt es, unter deſſen Gebot uns alle das Schickſal gab, und welcher dereinſt, mit mir vereint, euch anführen wird bei dem letzten Zuge fürs Vaterland — heute bin auch ich ſein Knecht und huldige ihm mit euch. Es lebe der edle Iſidor, unſer Anführer! er lebe hoch!“

Alle ſenkten ihre Waffen, ließen ſich auf ein Knie nieder und riefen einmüthig:

„Es lebe der edle Iſidor, unſer Anführer! er lebe hoch!“

Der Jüngling ſtand in Erſtaunen verſunken und war keiner Bewegung fähig — die Ritter zerſtreuten ſich und gingen zu den wiehernden Pferden, um ſie zum Auszuge anzuſchicken

nur Stroymir kam zu dem ſprachloſen Iſidor zurück und ſprach:

„O Jüngling! ein großes Werk iſt in deine Hand gegeben, aber Schade iſt es, daß du dieſe Gewalt aus gottloſer Hand erhalten haſt, denn eine verderbliche Leidenſchaft hat mit großer Macht dein Gemüth ergriffen, und du mögeſt dich wohl vorſehen, nicht ſelbſt ein Opfer zu fallen dem Böſen. Der Gewalt eines unreinen Geiſtes ſind wir mit jenem Stabe, der dich zu uns führte, unterthan geworden, weil wir insgeſammt, ohne noch einmal das verſöhnende Abendmahl genoſſen zu haben, in unſern Sünden dahingerafft worden ſind. — Wer dieſen Stab hat, dem müſſen wir folgen und gehorchen; aber der alte Hexenſohn hat dir ſolchen nicht aus uneigennützigem Wohlwollen gegeben, ſondern er wird einſt einen hohen Preis dafür verlangen — doch du biſt der Auserwählten einer und wirſt ſeiner Tücke nimmer erliegen, ſo du nur den Rathſchlägen deiner Mutter folgeſt: aber ich bitte dich, ſey zufrieden mit den Dienſten, die wir dir leiſten wer-

den und zerbrich, wenn dieß Werk vollendet iſt, den Stab, der uns beherrſcht, damit wir frei von der Gewalt des Cyſus in Ruhe hier den Tag erwarten, wo du mit uns den heiligen und erhabnen Kampf kämpfen wirſt, nach dem wir erſt zur ewigen Himmelsruhe eingehen dürfen.“

Dem Iſidor kam vieles in Stroymirs Rede unverſtändlich und verworren vor; aber er brannte ſo ſehr vor Begier, ſeine Rache in Vollzug zu ſetzen, daß er jener nicht gehörig nachdachte, und alles, was Stroymir begehrte, zu erfüllen verſprach. Als alle bereit waren und ſich um beide verſammelt hatten, zog Stroymir ſein Schwert, ſchwang es im Zeichen des Kreuzes in der Luft und berührte mit demſelben die Schultern des Jünglings, der auf ſein Gebot niedergekniet war, wobei er rief:

„Hiemit ſchlage ich dich zum Ritter, und nehme dich in Gottes Namen in dieſen heiligen Orden auf!“

Und, den neuen Rittersmann aufhebend, beugte er ſelbſt die Knie und fuhr fort;

Nun, Iſidor! mein Herr und Gebieter! befiehl, und wir gehorchen dir blindlings.“

Iſidor gab das Zeichen zum Aufbruch, und in demſelben Augenblick eröffnete ſich der Berg mit großem Getöſe; die ganze Schaar der Reiter zog zum erſtenmale am hellen Tage ins freie Feld heraus und ſang mit tiefem Tone ein fröhliches Kriegslied:

Wir ziehen durch Saaten und Felder,
Wir ſtreifen durch Fluren und Wälder
Dahin ins Getümmel der Schlacht.
Es ruft uns die Stimme der Ehre,
Und jubelnd enteilen die Heere,
Den Feind zu bekämpfen mit Macht.

Daheim iſt die Sorge gelaſſen,
Vereinigt, ihr Brüder! umfaſſen
Wir jetzt die Gefahr und das Glück;
Jetzt rührt ſich das thätige Leben,
Der Ruh' iſt der Abſchied gegeben,
Dem Sieger erſt kehrt ſie zurück.

Die Tapferkeit ziert den Soldaten;
Ein andrer mag ſinnen und rathen,
Er ficht mit dem Schwerte es aus.

Ein andrer mag ſäen und pflügen,
Der Krieger ſoll ſchlagen und ſiegen,
Und überall iſt er zu Haus.

Drum friſch auf das Schlachtfeld gezogen,
Kühn drängt ſich, wie Wogen an Wogen,
Zuſammen das muthige Heer.
Schon ſchmettern die hellen Trommeten,
Es blitzen, im Blut ſich zu röthen,
Die leuchtenden Waffen umher.

Auf, ſtürmet in feindliche Reihen,
Des herrlichſten Siegs uns zu freuen,
Uns winket der ruhmvolle Kranz.
Und ſehen wir einſtens uns wieder,
So lohnt uns der Nachruhm der Lieder,
Uns lohnet des Vaterlands Glanz.

Die Bewohner der benachbarten Dörfer und Flecken, eine ſolche Begebenheit ahnend, hatten ſich an den Landſtraßen verſammelt und lauter Jubel und Segenswünſche begleitete den ritterlichen Zug.

5.

Aber Iſidor hatte durch den Zaubertrank nicht nur Rieſenkräfte erhalten, ſondern auch

ſein menſchliches Gemüth war getrübt worden, durch Trotz und Tücke; es war ihm nicht mehr genug, das Herzeleid ſeiner Eltern an dem böſen Oheim zu rächen, ſondern er hatte einen ſeltſamen und argliſtigen Plan entworfen, dieſen erſt zu erfreuen, daß ihm das folgende Leid noch mehr fühlbar werde, und der weiſe Stroymir, der vielleicht ſeinen Sinn zu ändern vermocht, hatte, ſeit er die Höhle verlaſſen, zu reden aufgehört, denn es war ihm nicht vergönnt, dem mit Rath beizuſtehen, deſſen Gebote zu erfüllen ihm Pflicht war.

Iſidor zog mit ſeinem zahlreichen Heere gegen Prag; als er aber dieſe Stadt erreichte, fürchteten ſich die Bewohner gar ſehr vor ſo vielem berittenen Kriegsvolk, das eine unbekannte Farbe trug, denn der König war in eine ſchwere Fehde mit dem König von Hungarn verwickelt und befand ſich ſelbſt bei dem Heere, das er dieſem entgegen geſtellt; da glaubten ſie, daß etwa der feindſelige Bojerfürſt von dieſer Seite ſie zu bedrängen käme, und ſchloſſen die Thore; auch ſtiegen die Bür-

ger auf die Mauern der Stadt, und wollten ſchwere Steine auf die Häupter ihrer vermeintlichen Verfolger herab ſchleudern; aber Iſidor, von dem irrigen Wahne der Prager unterrichtet, ſandte ihnen einen Herold zu, dem Volke zu verkünden, wie er gar nicht geſonnen ſey, den Böhmen ein Leid zuzufügen, ſondern vielmehr ſelbſt ein Böhme herbeigeeilt ſey, dem Reiche beizuſtehen und dem Krieg mit den Hungarn, die ſchon einen Theil des Landes überſchwemmt hatten, ein Ende zu machen, und ſein Vaterland zu befreien von fremdem Joche.

Kaum hatten ſolches die Prager vernommen, als ſich ſchnell die bange Sorge in ein allgemeines Feſt verwandelte. Alles Volk jubelte laut; Schalmeyen tönten in den Straßen und Jung und Alt zog in langen Schaaren zum Thore hinaus, den willkommnen Beſchützern entgegen, ſie einzuführen, und durch die Straßen der Stadt zu dem entgegengeſetzten Thore hinaus, auf den Weg zu geleiten, den ſie einſchlagen mußten, um zu dem Heere des Königs zu gelangen. Segenswünſche folgten

dem langen, herrlichen Zuge, und die Prager freuten ſich ſehr ob einer ſo zahlreichen Hilfe und dem edlen und kriegeriſchen Anſehen der Reiter.

Wenige Meilen vor der Hauptſtadt traf Iſidor auf den Landesfürſten, der, abermals von den Hungarn geſchlagen, ſchon ſo weit zurückgewichen war; aber die Prager hatten den König ſchon durch Eilboten von der Ankunft des heldenmüthigen Jünglings und ſeiner Reiter unterrichtet, und Iſidor ward von jenem gar feierlich und ehrenvoll empfangen. Der junge Ritter mußte ſich Gewalt anthun, den verhaßten Oheim mit falſcher Freundlichkeit zu begrüßen, und bat ihn zu erlauben, daß er ſchon am folgenden Tage die Feinde angreife; dieß geſtand ihm der König gar gerne zu, und ließ ſogleich an alle ſeine Mannen und Vaſallen den Befehl ergehen, ſich zur Schlacht bereit zu halten.

Kaum graute der Morgen und die böhmiſchen Kriegsvölker ſchlummerten noch, da zog ſchon Iſidor mit ſeiner Schaar vorwärts; in

eine furchtbare Reihe ſchwenkten ſie ſich auf, und drangen ſiegverheißend, mit dem tapfern Jüngling an ihrer Spitze, gegen die Hungarn vor. Das Heer des Königs von Böhmen erhob ſich, ſchnell den Schritten jener folgend. Iſidor ſtürzte wie ein Würgengel in die Reihen der Feinde; ſein ſtarker Arm ſchmetterte alles um ſich her zu Boden, und weidlich folgten die Seinigen dem Beiſpiel des Heerführers. Drei Tage lang währte die blutige Schlacht, und am Abend des dritten hatte der jugendliche Paladin die Feinde über die Grenzen von Böheim zurückgetrieben, und der König von Hungarn lagerte mit ſeinem Heere in großer Beſtürzung nächſt Iglau in Mähren. Iſidor genoß einer erfreulichen Ruhe nach der blutigen Mühe und lag in ſeinem Zelt, das inmitten der Gezelte ſeiner Krieger erbaut, und von dem erfreuten Könige mit den koſtbarſten Decken geſchmückt war, als der Monarch ſelbſt mit großem Gefolge einher zog, um ihm zu danken, daß ſeine unerhörte Tapferkeit das böhmiſche Reich gerettet habe.

Da fühlte Iſidor eine bittre Freude, den Verfolger ſeines Vaters, den Mörder ſeiner Mutter ſo in ſeiner Gewalt zu haben, und ſchier bekam er Luſt, durch einen ſchnellen Schwertſtreich ſogleich das graue Haupt vom Rumpfe zu trennen, der ein ſo tückiſches und undankbares Herz verſchloß — „doch nein! rief er ſich zu, noch iſt der falſche Fürſt nicht reif zum Fall, und zu gering wäre die Rache für das Leid des Vaters und der Mutter Tod, wenn ich ihn jetzt mit dem Glanz der Siegesfreude geſchmückt, ins Land der Schatten ſendete; er möge ſich ſeines eingebildeten Glücks bis zum Uebermuth erfreuen, und dann ein bitterers Leid, als ſelbſt den Tod, erfahren.“

Der König überhäufte den Jüngling mit Liebkoſungen, verſprach ihm Gold und Ehrenſtellen, und hörte es gar gern, als dieſer ihn bat, das Gefecht erneuern zu dürfen, mit dem Bedeuten, er wolle alles Ruhmes verluſtig gehen, wenn er nicht mit einer Schaar ſeiner Reiter bis zu dem Zelt des Königs von Hun-

garn vordränge. Die Ausſicht, einen mächtigen Gegner in ſeine Gewalt zu bekommen, die Hoffnung auf eine zweite Königskrone — alles dieſes entzückte den König ſo ſehr, daß er ſchier nicht Worte zu finden wußte, die Tapferkeit des glorwürdigen Jünglings genugſam zu preiſen, und ihn ſeiner Dankbarkeit zu verſichern, welche aber Iſidor ſchon aus dem Beiſpiel ſeines Vaters zu wohl bekannt war.

6.

Am andern Morgen, ehe die Schlacht begann, ritt Iſidor durch die Reihen ſeiner Krieger und ſah, wie einige derſelben im Begriff waren, eine alte Frau von erhabenem Wuchſe und ehrwürdigem Anſehen zu tödten; ſchnell ſprengte er hinzu, und fragte, was ſie da vorhätten?

Da rief der eine Krieger:

„Vergönne, o Herr! daß wir dieſem übermüthigen Weibe, ſo wir eben in einer Höhle des Grenzwaldes gefunden haben, den gebührenden Lohn für ſeine frechen Reden geben; ſie

hat sich erkühnt, deine braven Mannen Troßbuben zu nennen, und auch dich, o Herr! hat sie mit ihren bittern Schmähreden nicht verschont."

Nun wendete sich Isidor zu dem Weibe, das mit finsterm Schweigen in dem Haufen der Reiter vor ihm stand, und fragte sie:

„Was haben dir meine Mannen gethan, daß du mit so ungebührlichen Reden ihren gerechten Grimm reizend, dein Leben in Gefahr setzest?"

Da wandte das Weib den finstern Blick auf den Jüngling und entgegnete:

„Wer bist du, frecher Knabe! daß du es wagest, mir mit dem Zorn deiner Knechte zu drohen? — ich fordre den Tod von ihnen, denn er allein ist es, der mich von einer fortwährenden Pein erlöset, und er soll mir ein erfreuliches Geschenk aus ihrer Hand seyn, obschon ich alle die Deinigen, so wie dich selbst verabscheue und verachte."

Gar sehr verwundert über eine solche Sprache und eine hohe, ehrfurchtgebietende Würde,

die über der Geſtalt der Höhlenbewohnerin ausgegoſſen war, rief Iſidor:

„Wie kannſt du dich erkühnen, ſolcherlei Reden auszuſtoßen gegen einen Feldherrn und Verbündeten deines Königs?“

Da erwiederte das Weib mit wildem Hohngelächter:

„Du nennſt dich einen Verbündeten des Königs von Böhmen? — o du armer, verächtlicher Wurm, der ſich noch kindiſch prahlt, mit der Hölle im Bunde zu ſtehen — ja Verruchter! ich rufe es dir noch einmal zu: ich haſſe dich und deinen abſcheulichen Bundesgenoſſen.“

Die Reiter ſchwangen ſchon zornentbrannt ihre gewaltigen Schwerte über dem Haupte des wehrloſen Weibes, das ſolches ruhig, ohne irgend einer Bewegung und lautlos geſchehen ließ; aber Iſidors Befehl hielt ſie zurück; des Weibes Reden hatten ihn wunderſam bewegt; eine innre Stimme ſprach für ſie, und ihr Haß gegen den König von Böhmen machte ſie ja zu ſeiner wahren Bundesgenoſſin; daher befahl er, ohne ſich weiter mit ihr in Streitreden ein-

zulaſſen, die Gefangene auf ein Pferd zu ſetzen, und, ohne ihr ein Leid zuzufügen, hinter dem Haufen herzuführen; ſein Befehl wurde erfüllt, weil die Seinigen gewohnt waren, ihm blindlings Folge zu leiſten, ſo gern ſie auch das Weib für ihre bittern Reden gezüchtigt hätten, welches ſich ſtill und in ſich gekehrt auf das Roß heben ließ, und es dem Feldherrn gar nicht Dank zu wiſſen ſchien, daß er ſeinen Reitern es zu tödten wehrte.

Zufrieden mit ſolcher That und ſeltſam bewegt im Gemüthe ſtürmte Iſidor nun in das Gewühl der Schlacht; muthig folgte ihm ſein ſiegreiches Heer. Bald waren die Reihen der Hungarn gebrochen, flüchtig zerſtiebten ſie nach allen Seiten, und mit der Schnelle des Pfeiles flog unaufhaltſam der tapfre Jüngling gegen das Zelt des Königs von Hungarn — frohlockend ſah der böhmiſche Herrſcher von einem Berge den Thaten ſeines tapfern Feldherrn zu, und dünkte ſich im Geiſte ſchon geſchmückt mit der pannoniſchen Königskrone; doch als er des Jünglings wallenden Helm-

busch schon am Zelte sieht, thut schnell ein Ruf Isidors dem Kriegswüthen der Seinigen Einhalt — wie durch ein Zauberwort in eine lange Reihe gebannt, stehen sie ehrfurchtsvoll vor dem königlichen Zelt. Eine große Bangigkeit ergriff den Böhmerfürsten, und nur zu bald sah er, daß er Ursache dazu hatte. Isidor sprang vom Pferde, ließ sich auf ein Knie nieder und sprach:

„Vergieb, o großmächtigster König! daß ich nicht anders als um den theuern Preis von dem Leben so vieler deiner tapfern Krieger zu dir gelangen konnte, um dir meine und meiner Mannen Dienste gegen den falschen und gottlosen König von Böhmen anzubieten. Willst du mich gnädig aufnehmen, so magst du über uns gebieten, und ich vermeine, daß wir dir wohl gute Dienste zu leisten vermögen."

Groß war die Verwunderung und Freude des Königs von Hungarn, der noch vor einem Augenblicke in banger Furcht geschwebt hatte, von seinem grimmigen Feinde in Fesseln geschlagen zu werden, als er sich nunmehr gerettet

und ſein zahlreiches Heer durch einen ſo großen Zuwachs zum unüberwindlichen gediehen ſah; er hob den Jüngling auf, drückte ihn an ſein Herz, und entgegnete.

„Sey mir gegrüßt, du herrlicher Paladin! und empfange hiemit von mir die Oberfeldherrnſtelle über alle meine Kriegsvölker. Es iſt dieß eine Würde, welche noch nie ein andrer als ein königlicher Prinz von Hungarn begleitet hat; aber ich entſage ihr und übergebe ſie dir, weil keiner ſo wie du verdient, meinem tapfern Heere zu gebieten.“

Iſidor nahm die Ehre, ſo ihm der König erwies, dankbar an, und auf ſeinen Befehl wandte ſich das Heer plötzlich, und ſtand, einer feſten Mauer gleich, den Böhmen gegenüber, mit denen es noch am vorigen Tage vereint gekämpft hatte. Betroffen wich das böhmiſche Heer zurück; das Gefecht war für den Augenblick geendet, und die Reiter aus dem Berge Blanik lagerten ſich mit ihren nunmehrigen Bundesgenoſſen, den Hungarn, in einem anmuthigen Thale.

7.

Kaum hatte der König dem tapfern Iſidor eines der koſtbarſten Gezelte anweiſen laſſen, als dieſer befahl, die Waldbewohnerin herbeizuführen, die mit ihrer düſtern Wildheit ihn ſo wunderbar anzog.

Mit ſtolzen Blicken trat die Gefangene vor den Feldherrn, und rief:

„Was willſt du von mir, falſcher Jüngling, der ſich mir am Morgen als Bundesgenoſſen des tückiſchen Böhmerfürſten verkündet, und ſchon am Abend — vielleicht aus eben ſo laſterhafter Abſicht — ſich in ſeinen Feind umgewandelt hat?“

So bitter des Weibes Worte waren, ſo ließ doch eine innere Regung in Iſidors Gemüthe nicht zu, daß er über ſie zürne; vielmehr wollte er es nicht dulden, daß ſie ihn in einem ſo böſen Verdacht hatte, und entgegnete:

„Mit nichten war ich jemals ein Freund des Königs von Böhmen, und wenn ich als ein ſolcher mich ſtellte, ſo geſchah es blos, um

gewaltiger meine Rache an dem Feinde meines Hauses zu kühlen.“

Ein wildes Feuer entbrannte in des Weibes starrem Auge und mit einem schmerzlichen Jubelton rief sie Isidor zu:

„Willkommen, Blutbruder! so du sein Feind bist, und dein ritterliches Schwert nicht beflecken willst, mit dem Gifte, das in seinen Adern rinnt, so gieb mir einen Dolch — o ich werde es treffen, dieses verrätherische Herz! und er verdient von einem Weibe zu sterben, das durch ihn aufgehört hat Weib zu seyn.“

Da schauderte Isidor unwillkührlich, und fuhr fragend fort:

„O Weib! was hast du mit dem Herzoge? was that er dir, daß so unauslöschliche Rache dein weibliches Herz erfüllt?“

Mit sanftem Ton und abgewandtem Antlitz entgegnete die Gefangene:

„O Jüngling! so du von einem Weibe geboren, wird dein Blut erstarren, wenn ich dir sage, in welches schwere Leid mich dieser böse Fürst gestürzt — kann ein Weib, eine Mutter

wohl ſchwerer verletzt werden, als wenn ihr der Gemahl entriſſen, ſie gezwungen wird, ihr Kind, ſo ſie es retten will, von ſich zu geben, und in einer Felſenhöhle jedes menſchliche Gefühl zu ertödten.“

Da begriff Iſidor mit einemmal die dunkle Ahnung, die ihn bei dem Anblick dieſer Frau ſo ſehr bewegt hatte, und rief unwillkührlich:

„Miloſlawa!“

Verwundert und erſchrocken fragte die Prinzeſſin:

„Wer iſts, der die meinen Namen nannte?“

Iſidor warf ſich vor ihr nieder, umfaßte Miloſlawas Knie und rief voll Entzücken:

„O Mutter! — meine Mutter!“

Aber die Prinzeſſin traute ihren Sinnen nicht, und konnte nicht begreifen, was mit ihr vorgegangen war; erſt als ſie Iſidor noch mehrmals in den ſüßeſten Worten ihres Glückes verſichert hatte, und wie er bloß aus der väterlichen Burg gezogen ſey, um ſie an ihrem unnatürlichen Bruder zu rächen, da milderte

ſich ihre Verzweiflung; ſüße Hoffnung trat an ihre Stelle, und mit mütterlicher Zärtlichkeit drückte ſie den tapfern Sohn an ihr Herz.

Miloſlawa war, nachdem ſie das Knäblein durch einen getreuen Knecht an Siegmund geſandt hatte, in die mähriſchen Waldberge geflohen, um dort das Leben einer Einſiedlerin zu führen; alle Menſchen und ihre Gemeinſchaft haſſend, weil ihr eigner Bruder an ihr und ihrer Liebe zum Verräther geworden war, lebte ſie von Waſſer und Wurzeln, und begehrte ihr Leben zu enden, ohne je wieder ein menſchliches Weſen zu ſehen. Schon waren zwanzig Jahre verfloſſen, und ihr Schmerz war in eine dumpfe Hoffnungsloſigkeit übergangen, als Iſidors Mannen zufällig ihre Höhle entdeckten; ſie nannten ſich Reiter des Königs von Böhmen, und dieß erinnerte Miloſlawa ſo gewaltig an die Unbilden, die ihr ein ſo grauſamer Bruder zugefügt hatte, daß ſie in Schmähreden ausbrach.

Iſidor führte ſeine Mutter in das Zelt des Königs von Hungarn, erzählte ihm ihre Ge-

ſchichte, und bat um ſeinen Schutz für ſie, den ihm der König gar gern zuſagte. Nachher entfernte ſich der jugendliche Held, um ſein Heer zum neuen Kampfe anzuſchicken; auf ſeinen Wink ſattelten die Reiter von Blanik, und mit verdoppelter Kraft ſtürmten ſie gegen die Krieger des Königs von Böhmen, ſchlugen deſſen Heer aufs Haupt, und in wenigen Stunden führte Iſidor ſeinen falſchen Oheim als Gefangenen ins Lager des Königs von Hungarn, dem er ſelben zur Beſtrafung übergab.

Der böhmiſche König erkannte ſeine Schweſter ſogleich, obſchon zwanzigjähriges Leid die Züge ihres Antlitzes gar ſehr verändert hatten, und er erſchrack ſehr über ihre Anweſenheit; auch Miloſlawa fühlte ihr Gemüth ſchmerzhaft bewegt, bei dem Anblick ihres Verfolgers, ihre ſchwere Herzenswunde, die des Sohnes Anblick geheilt, drohte wieder aufzubrechen, und es kam ihr vor, als ſollte ſie in den Zuſtand fortwährender Pein zurückfallen, dem ſie ſeit wenigen Stunden entgangen war; ſie bat den Kö-

nig von Hungarn ihn zu entfernen, was auch sogleich geschah.

In kurzer Zeit hatte das siegreiche Heer sich des ganzen Landes bemächtigt; der König von Hungarn verbannte den grausamen Fürsten auf eine einsame Burg in den Tiefen des hercinischen Waldes, und belehnte Isidor, zum Lohn für seine guten Dienste mit dem böhmischen Reiche; doch erbat er sich von dem neuen König und seiner erlauchten Mutter die Gunst, daß sie ihn nach Hungarn, an sein Hoflager begleiten möchten, damit alle Große des Reiches einen so nachahmungswürdigen Helden schauten, welche Bitte zu erfüllen auch weder Isidor noch Miloslawa den geringsten Anstand nahmen.

8.

Während dieser ganzen Zeit war Ritter Siegmund ohne alle Nachricht von seinem Sohne geblieben, denn wenn gleich täglich Kriegs- und Wandersleute kamen, die von den wunderbaren Heldenthaten des unbekannten Jünglings Kunde brachten, der den König gefangen

genommen und nun ſelbſt zum Herrſcher des Reiches ausgerufen worden ſey, ſo wußte ihn doch keiner beim Namen zu nennen, und Siegmund ließ ſich wohl nicht träumen, daß dieß ſein Sohn ſey, ſondern betrübte ſich, daß er ihn hatte von dannen ziehen laſſen, um ſich zu einer That zu rüſten, die einem Glücklichern von der Vorſehung beſtimmt war, und es regte ſich in ſeinem Gemüthe eine Sehnſucht nach Iſidor, daß er nimmer Ruhe finden konnte.

Rudolph war nicht minder betrübt über das lange Auſſenbleiben ſeines Freundes; nichts machte ihm Freude, und ſein einziger ſchwacher Troſt war es, ein Lied in ſeine Harfe zu ſingen, das er für ſeinen Iſidor gedichtet hatte — ſo oft ihm das Herz vor Sehnſucht zu zerſpringen drohte, griff er in die Saiten, und ſang:

Ohne dich, wie lange
Wird mir Stund' und Tag!
Leer und öd' und bange
Was ich ſchauen mag.

Unſer Hain, der liebe,
Der ſo froh mich ſah,
Iſt mir ſtumm und trübe,
Denn du biſt nicht da.

Ich geh' hin und ſuche
Deiner Tritte Spur,
An der treuen Buche
Unſrer ſchönen Flur;
Rufe dich, den Meinen,
Glaube dich mir nah —
Fang' dann an zu weinen,
Denn du biſt nicht da.

Hört' ich nur von Ferne
Deiner Stimme Klang,
Würde allzugerne
Mir das Herz Geſang.
Selig, wenn mich deine
Treue Hand berührt,
Wird an deinem Herzen
Mir der Geiſt entführt.

Doch wenn Siegmund nahte, da griff er raſcher in die Saiten, trocknete ſchnell die Thränen der Sehnſucht, und ſang eine muntere

Weiſe, um den traurigen Vater zu erheitern; aber ſeine Mühe war fruchtlos, und ſelbſt ſeine ſchönſten Lieder, die freundlichſten Bilder des künftigen Wiederſehens vermochten nicht des alten Ritters Sinn zu erheitern; er blieb untröſtlich, und Rudolph ſah endlich ein, daß all ſein Harfenſpiel nichts nütze, ſein und ſeines Pflegevaters heißes Sehnen zu ſtillen, daher ſann er auf ein andres Mittel und ſprach eines Tages zu Ritter Siegmund:

„Edler Herr! vergönnet daß ich ausziehe, unſern Iſidor aufzuſuchen; gewiß iſt er an dem Hoflager eines der benachbarten Fürſten, ja es wäre wohl möglich, daß er ſich bei dem Heere des wunderbaren Prinzen befände, den wir nun unſern Herrn nennen — vielleicht auch, daß er für ein ſchmuckes Fräuleiu in Liebe entbrannt iſt, und deshalb ſo lange nicht wiederkehrt, und wenn es Gottes Wille iſt, ſo führe ich euch wohl mit dem edlen Sohne auch eine holdſelige Schnur heim — o, ich bitte euch, erlaubt mir zu gehen, — mein Herz, meine Liebe wird mich den rechten Weg geleiten,

meine Harfe mir der Fürſten Säle öffnen, und gewiß, gewiß! ich bring ihn euch heim."

Siegmund, ſo leid es ihm that, ſich nun von dem letzten ſeiner Lieblinge zu trennen, willigte endlich in Rudolphs Vorhaben, und hoch erfreut ſchmückte der Jüngling ſeine Harfe mit buntfarbigen Bändern und verließ mit gerührtem Herzen des Ritters Veſte, wo ihm ſo viel Gutes wiederfahren war. Rudolph ſann nun, wohin er zuerſt ſeine Schritte wenden ſollte, und die Ueberlegung, daß der König von Hungarn das glanzreichſte Hoflager halte, vielleicht auch die Neubegier, den Helden, von deſſen Ruhm ſein Vaterland erfüllt, und den es jetzt als König ehrte, wenigſtens aus der Ferne zu erblicken, leitete ihn grades Weges nach Preßburg; aber als er am Thore des königlichen Pallaſtes ankam, da maßen ihn die Wachen am Thore mit ſtrengen und muſternden Blicken, und da er auf der langen Reiſe nur wenig Zeit angewandt hatte, ſich zu putzen und zu ſchmücken, ſo meinten ſie, ſein Ausſehen verſpreche eben nicht, daß er der

Ehre würdig ſey, den erlauchten Perſonen vorzuſpielen, die ſich ſo eben zur Tafel verfügt hatten; um ihre ſchlimme Meinung zu widerlegen, griff er in die Saiten, ſtimmte eine gar muntre Weiſe an und ſang dazu:

Es ſind einmal drei Schneider geweſen,
Sie waren ſo eben vom Fieber geneſen,
Sie konnten kaum auf den Beinen ſtehen,
Und haben ein Schnecken für ein Bären angeſehen.
O je, o je, o je!
Sie waren deſſen ſo voller Sorgen,
Sie haben ſich hinter ein Zaun verborgen.
Der erſte ſprach: „Geh du voran!“
Der andre ſprach: Ich trau mich nicht dran.“
O je, o je, o je!
Der dritte der war wohl auch dabei,
Er ſprach: „Der frißt uns alle drei.“
Und als ſie ſind zuſammen kommen,
So haben ſie das Gewehr genommen.
O je, o je, o je!
Und als ſie kommen zu dem Streit,
Da macht ein jeder Reu und Leid;
Und als ſie wollten auf ihn hin,
Da ging es ihnen durch den Sinn.
O je, o je, o je!

„Heraus mit dir, du Teufelsvieh,
Wenn du willſt haben einen Stich.“
Der Schneck der ſtreckt die Ohren heraus,
Die Schneider zittern, es iſt ein Graus!
O je, o je, o je!
Und da der Schneck das Haus bewegt.
So haben die Schneider das Gewehr abgelegt;
Der Schneck der kroch zum Haus heraus,
Er jagt die Schneider zum Plunder hinaus.
O je, o je, o je!

Ueber dieſes Lied lachten die Soldaten gar ſehr, und zweifelten nun keinen Augenblick mehr, daß Rudolph ein gar guter Muſikus und der Ehre wohl werth ſey, dem König von Hungarn und ſeinen vornehmen Gäſten eine Tafelmuſik zu machen; einer von ihnen ging, dem König zu melden, daß ein gar kunſtreicher Harfenſpieler gekommen ſey, und bald kehrte er zurück und meldete dem Jüngling, es habe der König ihm vergönnt, im Speiſeſaal ſeine Kunſt auszuüben.

9.

Der junge Harfner ward in den königlichen Speiſeſaal geführt, wo Prinzeſſin Miloſlawa

am oberſten Platze der Tafel ſaß, ihr zur Rechten der König von Hungarn und an ihrer linken Seite Iſidor im königlichen Purpur und reich geſchmückt mit koſtbaren Kleinodien, welche ihm die Dankbarkeit ſeines erlauchten Wirthes verehrt hatte. Dem Rudolph ward der Tafel gegenüber ein Schemel geſtellt, und er begann folgende Weiſe:

Der Menſch hat nichts ſo eigen,
So wohl ſteht ihm nichts an,
Als daß er Treu erzeigen
Und Freundſchaft halten kann.

Wenn er mit ſeines Gleichen
Will treten in ein Band,
Verſpricht er nicht zu weichen
Mit Herzen, Mund und Hand.

Die Red' iſt uns gegeben,
Damit wir nicht allein
Für uns nur ſollen leben,
Und fern von Menſchen ſeyn.

Wir ſollen uns befragen,
Und ſehn auf guten Rath,

Das Leid einander klagen,
Das uns betroffen hat.

Was kann die Freude machen,
Die Einſamkeit verhehlt?
Das gibt ein doppelt Lachen,
Was man dem Freund erzählt.

Der kann ſein Leid vergeſſen,
Der es vom Herzen ſagt,
Doch wer's will in ſich freſſen,
Dem wird das Herz zernagt.

Gott ſtehet mir vor allen,
Die meine Seele liebt;
Dann ſoll mir auch gefallen,
Der ſich mir treu ergibt.

Mit ſolchem Bundsgeſellen
Verlach' ich Pein und Noth,
Geh' auf den Grund der Höllen
Und breche durch den Tod.

Bei Rudolphs erſtem Griff in die Saiten wandte Iſidor ahnungsvoll ſeinen Blick auf ihn, erkannte ſogleich den geliebten Jugendge-

ſpielen, und als er die bekannten Töne ſeines Liedes vernahm, da fühlte er ſein Gemüth ſo erfreut und gerührt, daß er keinen Biſſen mehr zu eſſen vermochte und ſein Auge nimmer von dem Sänger abwenden konnte.

Rudolph blickte, als er zu ſingen aufgehört hatte, unter den gemeinen Rittern, die am untern Ende der Tafel ſaßen, umher, ob er den Genoſſen ſeiner Kinderjahre nicht in ihrer Mitte finde, und ward unmuthig, da er ſeine Erwartung getäuſcht ſah; aber bald ſchlug wieder ſein Herz ſo ſchnell und freudig, als müſſe er ihm nahe ſeyn — zu dem Glanz des jugendlichen Königs wagte der Harfner kaum aufzublicken, und wenn ja einmal ſein Auge ſich zu ihm erhob, ſo ſchreckte ihn der feſt auf ihn geheftete Blick des Helden ſogleich wieder ab, daß er nicht ſeine wohlbekannten Züge erkennen konnte.

Ein paar Stunden, nachdem Rudolph reich beſchenkt aus der königlichen Burg in eine Herberge gegangen war, erſchien ein königlicher Bothe, der ihn zu der böhmiſchen Fürſtin be-

rief. Rudolph, der zu schüchtern gewesen war, um alle Personen an der Tafel des Königs genau zu betrachten, glaubte, es sey dieß die Gemahlin des schönen Helden, und machte sich mit einem freudigen Gefühl, und in der Hoffnung, es habe jenem vielleicht sein Saitenspiel vergnügt, und er werde ihn nun in der Nähe zu sehen bekommen, auf den Weg. Der Harfner wurde in das innerste Gemach der Prinzessin geführt, die ihm zwar sehr ehrwürdig vorkam; aber es däuchte ihm, es könne dieß nicht die Gemahlin des jugendlichen Helden seyn. Miloslawa empfing den Sänger gar herablassend und that ihm den Vorschlag, in ihre Dienste zu treten, weil sein Gesang sowohl sie als ihren Sohn gar sehr erfreut habe.

Das gefiel Rudolph gar sehr, und er hätte wohl gewünscht in den Diensten eines Fürsten zu seyn, den er so sehr verehrte, und der ihm schon so wohl gefiel, ehe er ihn recht angesehen; aber da gedachte er an Isidor, und entgegnete mit demüthiger Geberde:

„Gar sehr, o erlauchte Fürstin, fühle ich

mich durch eure Huld geehrt und erfreuet; aber vergebt dem Geringſten eurer Knechte — ich darf keinen Gebrauch davon machen.“

Da entgegnete die Prinzeſſin:

„Warum verſchmähſt du meinen Antrag? meinſt du, der König von Böhmen werde nicht im Stande ſeyn, dir deine Kunſt zu lohnen?“

Aber Rudolph erwiederte:

„Mit nichten, erhabne Frau! hege ich ſo große Meinung von meinem Saitenſpiel, daß ihr ſolches nicht zu belohnen vermöget, da vielmehr ein einziges Wort der Huld, wie ihr ſie an mich Aermſten verſchwendet, meine ganze Kunſt wohl zehnfach aufwiegt; aber es iſt auch nicht die Sorge um Lohn und Unterhaltung, die mich mit meiner Harfe hieher wandern hieß, — es iſt eine höhere Pflicht, die mich an dieſen Ort berief. O gnädigſte Fürſtin! wenn ihr wüßtet, was ich hier ſuchte, was ich zu ſuchen nie aufhören werde bis an das Ende meines Lebens, wenn ein neidiſches Geſchick es mir ſo lange vorenthält — gewiß ihr würdet

mir vergeben, daß ich eure Gnade nicht annehmen kann.“

Rudolph war bei dieſen Worten ſo bewegt, daß ſeine Stimme wankte, und er zu weinen anfing; die Fürſtin aber ſprach:

„Wenn du Vertrauen zu mir haſt, ſo thue mir kund, was du auf dem Herzen haſt.“

Da erzählte Rudolph in den rührendſten Ausdrücken, wie Siegmund ihn als eine elternloſe Waiſe aufgenommen, ihm ein zweiter Vater, Iſidor ein liebevoller Bruder geworden war — wie der junge Ritter auf Ebentheuer ausgezogen, und der Vater, der lange Zeit keine Kunde vom geliebten Sohne erhalten, ſich in Sehnſucht verzehrend, ihn ausgeſandt habe, ihn heim zu berufen — dann verlor er ſich in die Schilderungen, wie der Vater den Sohn, wie er den theuern Jugendgenoſſen liebe — da hörte er plötzlich die Töne einer Harfe in dem halbgeöffneten Seitengemach, und eine wohlbekannte Stimme ſang:

Tief im reinen Buſen lebet
Liebe, frei vom Rauſch der Sinne,
Die den Menſchenſohn erhebet,
Daß er Himmelskraft gewinne.

Leben lehrt ſie ihn und Freuden
Für den Liebling hin zu geben,
Nach dem Einen nur zu ſtreben,
Lehrt ſie ihn — in Wonnen leiden.

Ueber ſündg'e Luſt erhaben
Haßt ſie alles was verderblich,
Liebet nur des Herzens Gaben —
Aechte Freundſchaft iſt unſterblich.

Freudig ſchwelgen dann in Wonnen
Die beſeligten Gemüther;
Spotten aller Erdengüter,
Schauend fröhlich in die Sonnen.

Herz an Herzen wallen beide,
Sanft verſchmolzen ihre Seelen,
Treulich theilend jede Freude —
Liebe nur kann ſo vermählen.

Schwankend zwiſchen Luſt und Angſt hörte Rudolph das Lied, welches er ſelbſt für Iſidor

gedichtet hatte, wohl erkannte er die Stimme des geliebten Freundes; aber er wagte ſich nicht zu bewegen, damit er nicht aus einem ſo wollüſtigen Traume erwache, und ein heftiges Zittern befiel ihn — die Stimme ſchwieg, die Harfentöne erſtarrten —

„Iſidor, mein Iſidor!“

Mit dieſem Schrei des Entzückens warf Rudolph die Harfe von ſich, daß ſie in Trümmer ging, und ſtürzte in das Seitengemach; aber wie er den König ſah und erkannte, da wollte er ſich vor ihm niederwerfen und rief:

„O Iſidor, mein theurer Fürſt!“

Aber Iſidor hatte ihn ſchon in ſeine Arme gefaßt und preßte in ſprachloſer Luſt den Freund an ſein Herz.

10.

Der König und ſeine Mutter ſchwuren, daß Rudolph nie mehr von ihrer Seite kommen ſollte, und ſchon am folgenden Morgen nahmen ſie von dem König von Hungarn Abſchied, damit nicht die Sehnſucht des liebenden Va-

ters noch ſchwerer geprüft werde. Auch hielt ſich Iſidor nur einen einzigen Tag in Prag auf, wo er mit allgemeinem Jubel empfangen wurde, und ritt ſodann mit ſeinem ganzen Hofſtaat zu ſeinem Vater, um ihn im Triumph in die Hauptſtadt einzuführen.

Als Siegmund in dem bewunderten und gekrönten Helden ſeinen Sohn erkannt hatte, glaubte er nicht, daß ſein Glück noch vermehrt werden könnte, und gleichwohl geſchah dieſes, als er in Prag die langbeweinte Gemahlin wieder fand. Es war eine herzinnige Freude, dieſe vier vollkommen glücklichen Menſchen zu ſehen, und das Jubeln des Volkes, das ſich vor Vergnügen nicht zu laſſen wußte, einen Sohn der geliebten Prinzeſſin Miloſlawa auf dem Throne zu ſehen.

Obſchon Stroymir den König nicht daran erinnern durfte, daß er ihn und die Seinigen entlaſſen möge, ſo gedachte doch Iſidor ſelbſt alsbald der Pflicht, die Reiter von Blanik zur Ruhe zu bringen; er zerbrach den elfenbeinernen Stab, nahm von Stroymir und ſeinen

Gefährten Abschied, und diese zogen in stiller Feier nach ihrer Ruhestätte zurück, der Zeit zu harren, wo sie mit Isidor ihren letzten Zug, das Vaterland zu retten, machen würden. Das Gemüth feierlich bewegt durch den Abschied von Stroymir, ging der König in das Gemach seiner Mutter, welche des heiligen Kleinods gedachte, das sie dem Kinde an einem rothen Bande um den Hals gehangen; sie fragte Isidor, ob er es denn nimmer abgelegt? — doch unterbrach sie sich selbst, vermeinend, wenn er es nicht gehabt, so würde er nimmermehr solche Thaten zu vollbringen vermögend gewesen seyn.

Da erinnerte sich Isidor der ersten weissagenden Rede Stroymirs, schwang sich schnell auf sein Roß, auf Siegmunds Veste eilend, und begab sich auf sein ehemaliges Kämmerlein, das heilige Kleinod aus dem Schranke zu nehmen und wieder um seinen Hals zu legen; aber kaum ruhte es wieder auf seiner Brust, als er eine plötzliche Veränderung in seinem Gemüthe verspürte. — Der letzte Rest

der verderblichen Wirkung jenes Zaubertrankes, den ihm der Dämon gegeben, verschwand, und Isidor erkannte mit bitterer Reue, daß er im Laufe des Krieges oft grausam gewesen, er gestand sich ein, daß es Unrecht war, sich auf eine so kunstreiche und arglistige Weise an seinem bösen Oheim zu rächen, und er gelobte, nie wieder durch wilde Rachsucht sich verblenden zu lassen, daß er abweiche von dem Pfade der Tugend und Gerechtigkeit.

Als nun Isidor schon einige Zeit das Regiment in Böhmen geführt hatte, lagen ihm seine Eltern sehr an, er möge sie mit einer edlen und tugendhaften Schnur erfreuen; da erinnerte er sich — denn vorher hatte er nur des Waffenspiels, aber der Frauen gar wenig gedacht — wie des Königs von Hungarn jüngste Tochter Ada, die ihm gar oft gezeigt hatte, sie sey ihm nicht abhold, eine gar holdselige Prinzessin wäre, und nachdem seine Eltern diese Wahl gebilligt hatten, sandte er seinen treuen Rudolph als Gesandten an seinen hungarischen

Freund und Bundesgenoſſen, um die Hand der königlichen Jungfrau zu werben.

In der zweiten Nacht nach Rudolphs Abreiſe lag der König in ſanftem Schlummer, als plötzlich ein fürchterliches Getöſe ihn erweckte, und da er die Augen öffnete, war das ganze Gemach mit einem ſonderbaren, grellen Lichte erleuchtet, und Eiſſus in einem feuerfarbnen Talar mit hellgrünen Kanten, eine hochauflodernde Fackel in der Hand, ſtand vor ſeinem Lager. Iſidor fuhr haſtig empor, da fing der Dämon folgendermaßen zu ſprechen an:

„Sey mir gegrüßt, du neuer König der Böhmen! mich will bedünken, daß ich meine Sachen gut gemacht habe, und nun wohl ein Recht habe, hieherzukommen, daß ich mir meinen Lohn hohle.“

Iſidor ſchwieg, denn er verſah ſich nichts Gutes aus dieſer Anrede; aber Eiſſus fuhr fort:

„Erſchrick nicht, denn es iſt eigentlich der Lohn, den ich von dir verlange, eine Vermehrung deines Glückes, ein Geſchenk, das ich dir

noch länger bewahren wollte, wenn ich nicht besorgen müßte, daß es dann zu spät würde —"

Da fiel ihm Isidor, welcher kein großes Vertrauen in die Geschenke des Dämons setzte, in die Rede und sprach:

„Laß mich, Eissus! ich danke dir für alles, was du an mir gethan hast, und begehre keine fernern Wohlthaten."

Da wurde der Dämon zornig, sah den Isidor mit einem giftigen Blicke an, der ihm bis ins tiefste Herz ging, und versetzte:

„Sterblicher Wurm, wer frägt dich, was du begehrest? ich bin es, der dich zu dieser Größe erhoben hat, und meine Tochter wird den Thron von Böhmen mit dir besteigen, denn du bist gar schwach am Geiste, und es thut dir wohl Noth, daß eine weise und mächtige Gemahlin dir sage, was du zu thun und zu lassen habest; aber da du einen Gesandten um Ada von Hungarn zu werben geschickt hast, so will ich dir das Harren ersparen."

Nachdem Eissus so gesprochen, senkte er sei-

ne Fackel; die Flamme verlöschte, entzündete ſich aber ſogleich doppelt wieder, und Iſidor ſah neben dem Dämon ein weibliches Ungeheuer ſtehen, das ſeinen Erzeuger noch weit an Häßlichkeit übertraf — der Dämon fuhr mit leuchtendem Auge fort:

„Seh hier deine Braut, und von heute an die Herrſcherin des böhmiſchen Reiches — ehre ſie als ſolche, und ſuche ihre Liebe zu verdienen, wenn du nicht ſtatt Freund und Schwähers in mir den Feind und furchtbaren Richter erkennen willſt.“

Mit Abſcheu wandte ſich Iſidor von der angedrohten Braut und rief:

„Nimmermehr!“

Da brüllte der Dämon ihm entgegen, und warf ſeine Fackel weg:

„Wie, Unſeliger! du wagſt es, dich mir zu widerſetzen? ſogleich empfange die Braut, oder zittre vor meiner Rache.“

Die Fackel war verlöſcht, aber das Gemach blieb noch immer gleich beleuchtet, denn die beiden Augen des zornigen Dämons hatten

ſich in rothe Flammen verwandelt, die ſich in die Seele des Königs ſchienen einbrennen zu wollen. Das weibliche Ungethüm nahte ſich dem Iſidor und wollte ihn an die Bruſt drükken — aber auch ihre Augen glühten wie jene des Vaters. — Iſidor ſchleuderte ſie mit ſtarker Hand von ſich und wollte fliehen; da ergriff ihn Eiſſus und ſchrie vor Wuth ſchäumend:

„Ja, Verworfener! du ſollſt fliehen; aber nicht in deiner menſchlichen Geſtalt, ſondern in ein ſo ſcheußliches Unthier verwandelt, daß deine eignen Hunde dich zerfleiſchen werden.“

Grimmig fuhr der Dämon mit ſeinem mühſam gewundenen Stabe von lebenden Schlangen in der Luft herum — aber dem König widerfuhr nichts Böſes, denn das heilige Kleinod ſchüzte ihn gegen alle Künſte der Hölle, und ſchnaubend vor fruchtloſer Wuth verſchwand der Dämon mit ſeiner Tochter, dem Fürſten Rache ſchwörend. — Iſidor ſank erſchöpft auf ſein Lager.

11.

Eiſſus war wohl bedacht ſein Wort zu hal-

ten, und ſchon am folgenden Tage erſchien er an den Grenzen des Reiches in der Geſtalt eines fürchterlichen Drachen, verheerte durch die Flammen, die er aus ſeinem ungeheuern Rachen ſpie, die reichen und geſegneten Fluren, zerriß und tödtete Menſchen und Vieh und zog ſo bis in die Gegend von Prag, wo er dem erſchreckten Volke mit donnernder Stimme verkündete, er werde Böheim nicht eher wieder verlaſſen, als bis ſich der König des theuerſten und koſtbarſten Kleinodes entäußerte, das er in ſeinem ganzen Reiche beſitze — darunter verſtand er dasjenige, welches Iſidor auf ſeiner Bruſt trug; aber die Prager konnten den Sinn ſeiner Foderung nicht enträthſeln, und die weiſeſten und ehrbarſten Männer hielten eine Verſammlung, um darüber Rath zu halten; aber lange war ihr Nachſinnen fruchtlos, bis endlich einer aus ihnen ſprach:

„Es iſt nach meinem Sinne wohl mit Recht, daß man die Blüthe der weiblichen Keuſchheit für das Höchſte und Koſtbarſte achtet, und ihr wißt wohl, wie in Prag die Jungfrau Biela,

des alten Slawog Tochter, wohnt, die man für die schönste und tugendlichste, nicht allein in Böheim, sondern auch in allen benachbarten Ländern hält — sollte es nicht vielleicht die Meinung des abscheulichen Lindwurms seyn, daß sich der König dieses Kleinods entäußere, so sein Reich herrlich ziert, und sie jenen ausliefern?"

Diese Rede kam allen sehr weise vor; aber das Volk gerieth in großen Jammer, als es den Ausspruch vernahm, und schmähte den klugen Mann, denn jedermann liebte die holdselige Biela und betete sie gleich einer Heiligen an. Keiner wagte daher ernstlich ein solches Opfer zu verlangen; aber die fromme Jungfrau hatte kaum gehört, aus welchem Trübsal sie ihr Vaterland erretten konnte, als sie selbst begehrte, dem Unthier zur Speise vorgeworfen zu werden; — kein Zureden, selbst nicht die Wehklagen ihrer Mutter und Geschwister (der Vater war ein herzhafter Mann, der sie ob ihres Muthes lobte) konnte sie abhalten, nach der Marterkrone zu verlangen.

Das Volk bot dem Drachen das schöne Opfer an, und Cissus, lüstern auf die liebliche Beute, die er keineswegs zu fressen gedachte, nahm solches an, vermeinend, er werde schon ein andermal durch eine neue Arglist den Herzog bewegen, sein heiliges Kleinod abzulegen, damit er ihn in seine Gewalt bekomme.

Schon war der Tag bestimmt, da Biela in feierlichem Zuge nach dem Platze geführt werden sollte, wo der Drache sich gelagert hatte, als Rudolph mit der Braut seines Herrn aus Hungarn anlangte; aber er war sehr verwundert, die ganze Stadt und den Hof in tiefe Trauer versenkt zu finden, und wie er die Ursache erfuhr, da schwanden ihm die Sinne und er fiel wie todt zu Boden — als er sich erholt hatte, gestand er dem Könige, was er vordem sich selbst nicht zu bekennen gewagt, daß er die schöne und tugendsame Biela bis zum Wahnsinn liebe, und ihren Tod nimmer überleben werde; er schloß seine traurige Rede mit folgenden Worten:

„O, warum hat mir die Natur nicht Rieſenkräfte gegeben, das Ungethüm zu erlegen, da ich Aermſter nunmehr nichts thun kann, als den Lindwurm zum Zorne reizen, daß er mich mit ihr verſchlingt. Gib mir Waffen! Iſidor! ich will mit ihm kämpfen! ſicher zu unterliegen iſt ja der gleiche Tod mit ihr, das einzige Glück, das ich noch hoffen darf.“

Da entgegnete der König liebevoll:

„Mit nichten, mein theuerſter Rudolph! beſſer als du habe ich mit Waffen umgehen gelernt — du haſt mit ſüßen Worten mir meine Braut erworben, mit Schwert und Spieß will ich die deinige dem Ungeheuer abkämpfen, und Liebe und Freundſchaft werden meinen Arm ſtählen.“

Sprachlos ſank Rudolph an des Freundes Bruſt, Ada ergriff des edlen Bräutigams Hand, drückte ſie an ihr Herz und dankte in einem ſtillen und inbrünſtigen Gebet dem Himmel, daß er ihr einen ſo preiswürdigen Gemahl verliehen habe.

In demſelben Augenblick erfüllte ſich das Gemach mit einem hellen Schimmer, und eine erhabne weibliche Geſtalt erſchien; es war dieß die Nymphe Miranda, die ſich ſeit Bielas Geburt ihrem Schutze gewidmet hatte.

Die Nymphe wandte ſich gegen Iſidor und ſprach:

„Ich begrüße dich, du hochherziger Beſchützer der Unſchuld! und danke dir für deinen Beiſtand, denn ohne ſolchen wäre ich, weil Biela ſich freiwillig zum Opfer dahingegeben, nicht im Stande ſie zu retten. Doch will ich dir nunmehr zur Seite ſtehen, und dir getreulich zur Hülfe ſeyn, wo Zauberkunſt die Wirkung deines ſtarken Armes zu vernichten droht. Die Macht des Eiſſus iſt nicht groß, und wir werden ſeiner Herr werden; gleichwohl rathe ich dir, alle Arten von Waffen mit dir hinauszutragen zu laſſen, denn wenn der Drache den Todesſtoß empfängt, kann er leichtlich in der Geſtalt eines andern Ungethüms dir drohen.“

Mit dieſen Worten verſchwand die Nymphe und mit verdoppeltem Muthe ſah Iſidor dem Kampfe entgegen.

12.

Am Morgen des anberaumten Tages verſammelten ſich alle Einwohner der Stadt und umliegenden Gegend, und in einem langen und feierlichen Zuge ward die Heldin vor das Thor geführt. Biela, köſtlich geſchmückt, wie eine Braut, ſchritt ſtandhaft und ergeben einher, und kein Merkmal des Zagens war an ihr zu ſehen, bis ſie zur Seite den unglücklichen Rudolph erblickte, der, auf ſeine Harfe geſtützt, ausſah, als wollte er eben ſeinen Schwanengeſang beginnen; da entfärbte ſich Bielas blühende Wange, denn auch ſie war dem frommen Sänger hold, und ſein gebrochner Blick nannte ſie ſeine Mörderin. Als der Zug an die beſtimmte Stelle kam, ſtand ſchon der König zu Pferde und in voller Rüſtung da; ihn begleitete ſeine ſchöne Braut. Der alte Ritter Siegmund, Prinzeſſin Miloſlawa, die vornehm-

ſten Herrn und Ritter des königlichen Hofla-
gers und eine große Menge von Knappen mit
Waffen aller Art umgaben das erlauchte Paar.
Leichtlich errieth das Volk, in welcher Abſicht
ſein Herr die Ankunft des Drachen erwarte,
und lauter Jubel erfüllte die Luft. Zugleich
kam der ſchnaubende Lindwurm, ſein Opfer fo-
dernd; aber der König verweigerte ihm ſol-
ches, und trug ihm blutigen Kampf an, den
er alsbald annahm. Wie der Drache eine Be-
wegung machte den Helden anzugreifen, reichte
Miranda, in der Geſtalt und Kleidung eines
Edelknaben, dem König ein Schwert, das da-
mals in der Welt nicht ſeines Gleichen an Güte
hatte. — Iſidor ſchwang es hoch in der Luft;
aber ſein Roß, ſcheu gemacht durch die Flam-
men, die aus des Lindwurms Rachen ſchlugen,
bäumte ſich, dem edlen Reiter Verderben dro-
hend, der ſich aber mit bewundernswerther
Kunſt und Schnelle aus dem Sattel ſchwang,
und, der Flammen nicht achtend, die ihm den
Helmbuſch verſengten, mit dem Schwert in der
Fauſt in den Rachen des Unthiers fuhr, und

den acharnischten Arm nachdrückte, so daß der Lindwurm von dem scharfen Schwerte in seinen Eingeweiden verletzt, ermattet zu Boden sank; aber der ungeheure Leichnam borst und ein fürchterlicher Adler schwebte daraus hervor, sich hoch über des Königs Haupt in die Lüfte erhebend. Isidor ergreift sogleich Bogen und Pfeile, die einer seiner Schützen bereit hält, und erlegt auch den Adler.

Zweimal besiegt, nimmt Cinus nun die Gestalt einer Fliege an, im Rüssel das gewaltigste Gift verwahrend, mit dem er den Fürsten zu tödten verhoffte — aber siehe! die Fliege fängt sich in dem Gewebe einer Spinne und wird von ihr erwürgt.

Nachdem dieses geschehen, verwandelte sich mit einer außerordentlichen Schnelligkeit das Spinnengewebe in eine rosig strahlende Wolke, auf der Miranda erschien, denn nur sie war die Spinne gewesen, die den Cissus vernichtete, und sie sprach zu dem König:

„Glück auf, du glorwürdiger Sieger! der boshafte Cissus iſt vernichtet, denn ihm war es nicht vergönnt ſich in derlei Gefahren mehr als dreimal zu verwandeln, und er bleibt nun ewig in die Flammengluthen des Mittelpunkts der Erde verbannt. Dieſe Wohlthat für das Land und ganze Menſchengeſchlecht, welches er verfolgte, iſt dein Werk, und ich danke dir für deine thätige Hilfe, die mir ſo erwünſcht kam. Lebe wohl! ich überlaſſe dir die Freude, dieſe tugendreichen Liebenden zu verbinden.“

Miranda verſchwand, und die liebreizende Viela nahte dem König, ihm ihren demüthigen Dank zu zollen, während Rudolph ſchon an ſeinem Halſe Thränen des Entzückens weinte. Ritter Siegmund und ſeine Gemahlin legten die Hände der beiden Brautpaare in einander, und ſchon am folgenden Tage wurden alle viere vermählt und lebten glücklich und in Freuden miteinander.

Erſt als Ada ihrem Gemahle ſchon mehrere Söhne und Töchter geboren, wurden Siegmund

und Miloſlawa zu ihren Vätern gerufen, und wenige Tage, nachdem Iſidor ſein zwanzigſtes Regierungsjahr angetreten hatte, ging er mit ſeiner Gemahlin im Burggarten luſtwandeln; da kam es ihm vor, als wären alle Bäume von oben verdorrt, und grünten luſtig aus der Wurzel, und da er die Königin darauf aufmerkſam machte, wunderte ſich ſelbe gar ſehr darüber, ohne den Grund dieſer ſeltſamen Erſcheinung errathen zu können; aber Iſidors Seele ahnte die Folge, und als er ſeitwärts blickte, ſiehe! da ſchwebte Stroymir im Seitengange ernſt und feierlich dahin, ihm mit leichtem Kopfnicken zuwinkend, und der König rief:

„O meine Gemahlin! ſiehſt du nicht dort den Mann im ſchwarzen Harniſch mit der blutrothen Schärpe, der mir ihm zu folgen winkt?“

Ada ſah nichts als die blaue Luft und die grünen Bäume — da wollte Iſidor auf die Geſtalt zueilen; aber ehe er ſie erreichen konnte, war Stroymir verſchwunden.

Der König verſtand den Ruf und verſammelte alle ſeine Räthe, um alles weislich zu verfügen und für den Fall ſeines Todes anzuordnen — im Traum der Nacht erſchienen ihm ſeine beiden Eltern im Lichtglanz der Seligen, ihn in ihre Wohnungen einzuladen, und es war, als erfreuten ſie ſich über die Maßen der baldigen Vereinigung. Am Morgen war Iſidor ſo ſchwach, daß er ſein Bette nicht mehr verlaſſen konnte. Die getreue Gattin wich nicht von ſeiner Seite, und um dieſelbe Stunde, wo ihn des vorigen Tages Stroymir gerufen, drückte ſie ihm die Augen zu.

In der Nacht, die auf jenen Tag folgte, wo der König mit aller Feierlichkeit, die ſeinem Stande und ſeiner großen Tapferkeit geziemte, in der Gruft der böhmiſchen Herrſcher beſtattet worden war, öffnete ſich der Berg Blanik; langſam und feierlich zog die Schaar der Reiter auf die Ebene, die von mattem Fackelſchein erhellt war, dem tapfern Iſidor entgegen, den ſie mit ſtiller Feſtlichkeit bewill-

kommeten — dann theilten ſich die Reiter in zwei Haufen, wovon die Anführerſtelle des einen, nachdem er Stromir brüderlich umarmt hatte, Iſidor übernehm, worauf ſie wieder in die Kluft einzogen. Feuer fiel vom Himmel herab, der Donner rollte in den Bergen als ob alle Elemente die Feier dieſer Nacht begehen wollten, und die Kluft ſchloß ſich mit fürchterlichem Krachen. Seitdem ſind die Reiter nicht wieder erſchienen, und harren des Tages, wo ſie berufen werden, ihren letzten Zug zur Rettung des Vaterlandes zu thun.

Iſidors Andenken wurde in Böheim hoch geehrt, und ſeine Kinder und Kindeskinder führten das Regiment im Reiche mit vielem Glücke; aber die treue Ada begab ſich nach dem Tode ihres Gemahls in ein Kloſter, und Rudolph konnte den geliebten Freund nur zwei Tage überleben; zum letztenmale ſtimmte er die ſüßtönende Harfe, ſpielte auf ihr eine traurige Weiſe, und wollte dazu ſingen; aber die Stimme verſagte ihm, und wie er die Weiſe

geendet hatte, ließ er das Saitenſpiel fallen, daß es von einander brach und alle Saiten ſprangen, und er ſank tod in die Arme ſeiner getreuen Ehegattin.

Das Frauenregiment.

1.

Der trübe Winter war aus Böheim fortgegangen, die Kraniche kehrten wieder und die Bäume kleideten ſich reichlich mit grünem Laub, die kleinen Neſter der zahlloſen Vöglein verbergend, deren Tonelynrum in wunderfreundlichen Tönen erſchallte, daß ſich ſelbſt die Zweige auf und nieder wiegten, als wollten ſie mit ihren Hausherrn muſiciren, und lauter, froher Schall den Hain füllte, gleich als wäre er voll von Lauten und Geigen; die vielfarbigen Blümlein meldeten ſich, und krumm wie die Schlangen rieſelten klare Bäche durch den Waldgrund; Brünnlein, hell und quellenrein, drangen aus den Bergen, ſilberweiße Töchter der hohlen Felſen und Steine ſchoſſen ſie pfeilſchnell über die Spitzen herab, gleichſam als wenn ſie lange geſchlummert, und wollten jetzt das Verſäumte

einbringen; die Sonne hatte ihre goldne Krone wieder geſchmückt, und ſandte gleich Pfeilen Strahlen der Luſt herab auf die bräutliche Erde; mit ihr der luſtige Sommerwind, einem wohlgeſitteten Jüngling gleich, zog auf roth und veilchenfarb beſäumten Gewölke einher, als wolle er in der Luft lieblich ſpielen.

All dieſe Pracht ſchaute Krokus, der Richter in Böheim, und verſank dabei in tiefes Sinnen, wie hienieden ihm ſchon des Greiſenalters Winter herangeſchritten, und er wohl bald zu dem ewigen Frühling eingehen werde — ſo ſaß er, bis der weite Himmel ſich in ſeinen ſchwarzen Flor hüllte, daß ſein Blau nur dunkel durchſchimmern konnte, und der Mond mit den Sternen auf die Wacht gezogen war, die Götter zu bewachen, da entſchlummerte er, und es kam ihm im Traume vor, als läge er auf dem Gipfel eines hohen Berges und wollte ſchlafen, da warf ſich ihm ein Ungeheuer auf die Bruſt, das hatte die Geſtalt einer Jungfrau; aber den Kopf von einer Nachteule und Fledermausflügeln — die ſaugte an ihm, als

wollte ſie all ſein Herzblut trinken, und als er aufblickte, da ſchwebte der boshafte Traumgott Kikimora über ihm, der Göttern und Menſchen nichts Gutes gönnt, und ſchon als er noch unter dem Herzen ſeiner Mutter Triglawa ruhte, ihre Geheimniſſe aus ihrem Schlafe ſprach; aber bald nahte vom Himmel herab ſchwebend, die dreiköpfige Tochter der Nacht, und in der Hand hielt ſie den Mond, in dem der treue Kotar ſtand, und ihn begoß, daß er wachſe und zunehme. Als Kikimora die drohende Mutter ſah, nahm er den böſen Unglücksvogel vom Herzen des Krokus, und alle kehrten nach dem Himmel zurück. Krokus betete inbrünſtig und dankte herzlich für ſolche Erlöſung, als eine erhabne und ſchöne Frau vor ihm erſchien, mit einem Apfel aus Lados Garten in der Hand, den ſie zerbrach und dem ſchlafenden Krokus drei ſeiner Kerne in die Hand gab, mit dem Gebote, ſelbe in die Erde zu ſetzen — und als der Richter ſolches gethan, da keimten die Körner ſchnell, und wie ſie grün aus dem Boden hervorbrachen, da ſegnete ſie die Göttin, in der er

nun die fruchtbare Siwa erkannte, und verſchwand: aber auf ihr Geheiß ſchwebten drei liebliche Jungfrauen vom Himmel herab, der Pflänzlein zu warten, welche ſolche begoſſen und dabei einſtimmig ſangen:

Siehſt du den Fels im tiefen Thal?
Da ſchlafen die zwölf Künſtler all.

Der erſte lenkt den Wagen gut,
Der zweite ſtillt die brauſende Fluth.

Der dritte fuhr unter als ein Fiſch,
Dem vierten fehlt's immer auf ſein Tiſch.

Der fünfte die Goldharf ſchlug ſo fein,
Daß alle, die hörten, tanzten drein.

Der ſechſte das Horn blies alſo laut,
Daß allen, die hörten, grauſt und graut.

Der ſiebente unter der Erd' konnt' gehn,
Der achte tanzt auf Meilen ſchön.

Der neunte die Thier' im Walde band,
Den zehnten nimmer der Schlaf bezwang.

Der affte den Lindwurm nug im Gras,
Ja konnt noch mehr als alle das.

Der zwölfte war so ein weiser Mann,
Er wußt', was in der Fern begann.

Ich sag' es und betheur' es sehr,
Ihr's Gleichen ist auf der Welt nicht mehr.

Und als die drei Jungfrauen verschwanden, da waren die Pflanzen groß gewachsen, und jede trug eine schöne Blume, die eine von rother und die zweite von blauer Farbe, aber die, welche am schönsten und lustigsten prangte, war weiß. Krokus sah die Blumen mit großer Freude an, als plötzlich der ganze Himmel sich zu entzünden und in ein Flammenmeer umzuwandeln schien; aber aus der blendenden Himmelsglut erhob sich ein erhabner Mann, Würde und Freundlichkeit im Götterantlitz und den Donnerstrahl in seiner Rechten — da sanken die rothe und die blaue Blume vor ihm demuthsvoll nieder; auch die weiße neigte sich; aber er streckte segnend seine Hand über sie

aus; da hob ſich das Haupt der Blume und verwandelte ſich in eine Krone aus großen und glänzenden Diamanten — Krokus erhob ſeinen Blick zu dem Haupte des Perun; aber geblendet von dem Glanz des höchſten Gottes, warf er ſich auf ſein Antlitz nieder, und erwachte.

2.

Als am andern Morgen die Böhmen kamen, ihren Richter zu wecken, da fanden ſie ihn tod, und in ſeiner Hand drei Blumen: eine rothe und eine blaue, und dann eine weiße, ſo die Geſtalt einer Krone hatte. Man ging fort, die drei Töchter des Krokus zu rufen, worauf die älteſte, mit Namen Kaſcha, das Wort nahm und ſprach:

„Dieſe rothe Blume iſt mein Theil, die blaue, Tetka, iſt dir beſtimmt, und dieſe weiße ſchenken die Götter unſrer jüngſten Schweſter Libuſſa.“

Die drei Prinzeſſinnen nahmen ihr Erbtheil und weinten ſehr, daß ihnen die grauſame

Marzana, die keinen auf Erden ſchont, ſo bald den Vater geraubt hatte.

Alle drei Töchter des Krokus waren ſehr weiſe, und mit der Gabe der Weiſſagung ausgeſtattet, weshalb ſie bei dem Volke in großem Anſehen ſtanden, und die beiden Aelteſten hatten ſich große Reichthümer geſammelt, Burgen und Städte erbaut von den Geſchenken, die man ihnen freiwillig zutrug; aber Libuſſa war ihren zwei Schweſtern an Kunſt und Weisheit gar ſehr überlegen, und alle geheimen Kräfte der Natur ihr wohl bekannt; dabei war ſie gütigen Sinnes und verkündete dem ganzen Volk von Böheim, welche Veränderungen ihm in der Zukunft bevorſtünden, ohne von einem eine Gabe oder ein Geſchenk anzunehmen. Libuſſens Gefolge beſtand aus einer großen Schaar von Jungfrauen aus böhmiſchen Stämmen, die ſie in Ordnung, Zucht und Ehrbarkeit zu erhalten wußte, und welche ſtets um die Perſon der Fürſtin waren.

Das Volk liebte die jüngſte Prinzeſſin, welche ſo weiſe und gütig war, über die Maßen,

und als nach des Krokus Absterben, welcher keinen Sohn hinterließ, die Aeltesten im Lande den Schluß fasten, es solle das Regiment gleichwohl bei seinem Geschlechte bleiben, und die drei Schwestern um selbiges losen; da waren die Böhmen gar sehr erfreut, wie dieses Loos der schönen Libussa zufiel.

Bescheidentlichen Sinnes empfing Libussa so große Gunst und Ehre, bezog mit ihren Jungfrauen das Schloß Pfary, welches Krokus erbaut hatte; solches ließ sie befestigen, worauf es den Namen Libin erhielt, und mühete sich, dem Vertrauen ihrer Unterthanen zu entsprechen, und einen jeden gerecht und nach Würden zu richten; aber als es eines Tages geschah, daß ein reicher Mann gegen einen armen eine ungerechte Streitsache führte, da verhalf die Herzogin dem Armen zu seinem guten Rechte, worüber der unbarmherzige Reiche so in Zorn gerieth, daß er mit wüthenden Geberden sein Vaterland verfluchte und schrie: es sey für Männer eine Schande, von einem Weibe regiert zu werden.

Da unter den Böhmen gar viele waren, die eine Luſt an der Veränderung hatten, ſo gaben ſie ſolcher Rede Beifall, und es zogen viele von ihnen zur Herzogin, ihr den Vorſchlag zu machen, es möchte ihr gefallen, ſich einen Gemahl und ihrem Volke einen männlichen Herrſcher zu geben.

Libuſſa, die ihres jungfräulichen Standes noch keineswegs überdrüßig war, und keine Luſt hatte, ſich mit einem der Wladiken zu vermählen, fing folgendermaßen mit den Abgeſandten zu reden:

„O ihr berühmte Böhmen! ſeyd ihr ſo weit gekommen, daß boshafte Aufhetzer mit euch machen können, was ihnen beliebt, und ihr all die weiſen Lehren des Oberhauptes vergeſſen habt, der euch in dieſes Land geführt? Warum wollet ihr nicht länger in Freiheit leben, und ladet euch mit eignem Willen ein ſchweres Joch auf den Hals? Wohl verdienet ihr einen Herrn zu empfahen, der euch ſchärfer geißelt, als ſolches ein zartes Weib vermag. Gleichwie einſt die Tauben den ſanften Reiher

von Swantewit zum Könige erhalten hatten, und ſolchen verachteten, wie ihr mich verachtet, ſo gaben die Götter jenen den Habicht zum Herrſcher, der ſtrengeres Regiment führte; aber auch ihnen allerhand Vergehungen andichtete, und, ſolche ſtrafend, ſich von dem Blut ſeiner Unterthanen nährte. So wird es euch ergehen, wenn ihr einen Fürſten haben werdet, und er wird euch nicht mehr geſtatten, eine Einrede in ſeinen Willen zu thun, ſondern nach ſeinem Gutdünken mit euch ſchalten und walten, bald einen von euch in gefängliche Haft bringen, bald einen andern an den Galgen hängen laſſen, wenn es euch auch nicht recht iſt; was von eurem Beſitzthum ihm wohlgefällt, wird er wegnehmen, und als ſein eignes behalten, welches alles unter meinem Regiment nicht geſchehen. Bedenket, daß es euch alſo ergehen wird, und wenn ihr meinet, ſo will ich einen Gemahl nehmen.“

Die Böhmen aber achteten der Rede und Weiſſagung Libuſſens wenig und ſchrien laut und einmüthig:

„Gib uns einen Fürſten!“

Da nun Libuſſa ſah, daß alle Mühe vergebens war, ſolchem Anſinnen zu entgehen, erhielt ſie von dem Volke, daß ſie den Geiſt der Weiſſagung bei ihrer Vermählung zu Rathe ziehen dürfe, und ſo gleichſam durch Orakelſpruch den Gemahl erhalte. Die Herzogin entließ die Abgeſandten der Böhmen und beſchied ſie auf den folgenden Tag, um zu vernehmen, welcher zu ihrem Herrſcher beſtimmt ſey.

Noch an demſelben Tage ſandte der reiche Domaslaw einen Bothen an die Libuſſa, um anzufragen, ob ſie ihn zum Gemahle annehmen, ſo wolle er ihr hundert Kühe und dreihundert Ochſen zuſenden; die Fürſtin aber ließ ihm zurückſagen, ſie ſey keineswegs geſonnen, ſich ihm zu verkaufen; viel lieber wolle ſie einen Ackersmann zum Gemahl wählen, weil ſolches dem Reiche einen größern Nutzen bringen würde.

3.

Als zur beſtimmten Stunde die Vorſteher ſich verſammelt hatten, um die Fürſtin zu be-

fragen, welchen Gemahl ihr der Geist der Weissagung bestimmt habe, da trat Libussa, von ihren Jungfrauen umgeben, unter die Männer und fragte sie abermals, ob sie von ihrem Begehren nicht wollten ablassen? und als die Böhmen darauf bestanden, sprach sie folgendermaßen:

„Wisset denn, daß die Götter mir einen Gemahl beschieden haben, und euch einen Herrscher mit Namen Primislaus.“

Da allen dieser Name fremd war, so verwunderten sie sich gar sehr darüber und fragten die Fürstin, wer dieser Mann sey, und wo selber sich aufhalte?

Darauf entgegnete Libussa:

„Es ist dieses ein Innwohner des Reiches und ein Landmann; doch möget ihr die Götter preisen, daß sie einen Innwohner und keinen Fremdling, nicht einen hohen sondern einen geringen Manne das Regiment übertragen, und einem solchen, der die Gabe der Weissagung besitzt. Wollet ihr nun euren Herrn bald ansichtig werden, so eilet, die Gesandten, die ich

ernennen werde, abzufertigen, daß ſie ihren Gebieter aufſuchen und ihn auf den hohen Libin geleiten mögen.“

Libuſſa wählte einige vornehme Männer und ließ ihr ſchneeweißes Leibroß herbeiführen, welches geſattelt und mit einer koſtbaren Decke geſchmückt war, dann ſprach ſie:

„Laſſet dieſes mein gutes Roß gehen, wohin es ſelber Luſt hat — folget genau ſeinen Tritten und weichet nicht von ihm, bis ihr einen Ackersmann findet, der auf einem eiſernen Tiſch ſein Mahl einnimmt; wenn ihr ſolchen erblicket, ſo begrüßet ihn als euren Fürſten, ziehet ihm das herzogliche Gewand an, und die Schuhe, welche ich euch mitgebe, und bringet ihn auf das Schloß Libin, wo ich ſeiner harren will. Dieſer euer begehrter und erwünſchter Fürſt wird Geſetze für eure halsſtarrigen Gemüther erſinnen, und ſein Geſchlecht wird ſchier ſechshundert Jahre das Regiment in dieſem Lande führen.“

Als die Geſandten dieſen Befehl der Herzogin erhalten hatten, folgten ſie gar fleißig dem

Roſſe nach, welches wohl zehn Meilen vorwärts ging, bis es bei dem Dorfe Stadiz von der Straße ablenkte und feldein über einen Acker lief, welcher eben zum großen Theile aufgeriſſen war; auf ſolchem Felde befand ſich der Jüngling Primislaus, der ihn ſo eben gefügt hatte, und nunmehr auf der umgekehrten Pflugſchaar ſitzend, ſein Mahl einnahm, welches in Brod und Käſe beſtand, und als er mit eſſen fertig war, ſang er gar frohmüthig:

Befiehl dich Gott,
Sey ſtark in Noth,
Bedenk' den Tod,
Gib Armen Brod.

Erdulb und leid,
Und keinen neid',
Fleuch Krieg und Streit,
Hab' Acht der Zeit.

Auf dich ſelbſt ſchau,
Nicht allen trau,
Auf Gunſt nicht bau,
Sey nicht genau.

Halt deinen Bund,
Regier den Mund,
Hut dich vor Sünd,
Und böſem Fund.

In Freud und Scherz,
In Leid und Schmerz,
Dein Sinn und Herz
Gedenk' aufwärts.

Wer ſolches liebt,
Daran ſich übt,
Wird nicht betrübt,
Gott Freude gibt.

Als das Roß des frommen Sängers anſichtig ward, rannte es in ſchnellem Laufe auf ihn zu, und neigte vor ihm ſeine Vorderfüße, als wollte es ihm ſeinen Reſpekt bezeigen; aber Primislaus blieb ſitzen, und bediente ſich der Pflugſchaar als eines Tiſches, bis die Abgeſandten ihn erreichten, und nach der Libuſſa Befehlen als ihren Herrn und Herzog ehrenvoll begrüßten; auf ihre erſte Anrede ſchwieg er aber nach Art der böhmiſchen Bauern ganz ſtille, und erſt als ſie zum zweitenmale ihm zuriefen:

„Sey uns gegrüßt, du glückseliger Mann! den das Geschick zum Regiment des böhmischen Reiches berufen hat — spanne deine bunten Ochsen aus, bekleide dich mit diesem fürstlichen Gewande und besteige das Roß, welches sich vor dem Herzog von Böhmen demüthig neiget.“

Da erhob sich Primislaus mit nachdenklicher Miene, ergriff seine Haselruthe und berührte mit solcher seine beiden Ochsen, ihnen sagend, sie möchten hingehen woher sie gekommen, und alsbald fiel ihnen das Joch vom Leibe; die Ochsen liefen schneller, als man es von diesen Thieren gewöhnt ist, von dannen, und sollen der Sage nach in einen Berg verschwunden seyn, aus welchem sie nimmer wieder hervorgekommen sind.

Sodann nahm Primislaus die Ruthe, steckte solche in die Erde, wo sie alsogleich in eine grüne Haselstaude aufwuchs, und drei lustige Zweige trieb; aber der neue Herzog wandte sich zu den Abgesandten, und lud sie zu seinem Mahle; sie setzten sich um ihn her auf den

Naſen und aßen von dem eiſernen Tiſche Brod, und tranken Waſſer aus ſeinem Kruge; auch ſahen ſie mit Verwunderung auf die Haſelſtaude, von welcher zwei Zweige gar ſchnell verdorrten, der dritte aber hoch über ſich wuchs, gar luſtig grünte und Früchte trug.

Nachdem ſie das Mahl eingenommen, erhob ſich Primislaus und ſprach zu den Abgeſandten:

„Gehet! ich werde euern Schritten folgen, um den hohen Göttern zu gehorſamen, die mich vom Pfluge zum Regiment berufen. Doch thut es mir leid, daß eure Frau alſo mit ſolcher Bothſchaft geeilet hat, denn, ſo ich noch Zeit gehabt, den ganzen Acker umzupflügen, ſo wäre in aller zukünftigen Zeit Brodes im Ueberfluß; ſo aber, weil ihr mich daran verhindert habt, wird oftmals Hunger in dieſem Lande einfallen.“

Als Primislaus ſo geſprochen, legte er ſein Bauerngewand ab, und ſchmückte ſich köſtlich mit dem fürſtlichen Gewand und den Schuhen,

die ihm Libuſſa geſandt hatte; ſodann beſtieg er das weiße Roß, um auf den hohen Libin zu ziehen, und dort ſeine Vermählung feierlich zu begehen.

4.

Die Reiſenden waren noch nicht weit gekommen, da erinnerte ſich Primislaus und ſagte zu den Abgeſandten:

„O weh! ich habe das Säcklein liegen laſſen, in dem ich meine Speiſe und Schuhe von Baſt bewahrt habe; deshalb bitte ich, es möge einer von euch umkehren und mir ſolches von dem Acker holen.“

Die Abgeſandten erfüllten das Gebot ihres Herrn, und als ſie ihm ſein Säcklein überreichten, ſprach der eine von ihnen:

„Sage uns doch, o Herr! warum du ſo ſehr nach deinem Säcklein und Schuhen verlangteſt, da doch ſolche gar geringen Werth haben, und du ſie lieber verbergen ſollteſt und von dir werfen, damit kein Auge ſie ſehen, und kein Spottvogel daran ſeine Luſt büßen könne.“

Aber der Fürſt entgegnete dem Frager:

„Mit nichten bin ich ſolcher Meinung, ſondern glaube großen Ruhm damit zu erwerben, daß ich, zum Fürſten des Reiches berufen, mich nicht meiner geringen Abkunft ſchämend, den künftigen Fürſten des Landes ein Gedächtniß hinterlaſſe, von wannen ſie kommen und in welcherlei Schuhen ihr Stammvater einhergegangen, auf daß ſie ſtets fein demüthig bleiben, und ſich nicht einem ſündlichen Stolze hingeben.“

Wie ſie den Weg fortſetzten, frug der Abgeſandte weiter um die Bedeutung der beiden Wunderzeichen, nämlich das Verſchwinden der Ochſen in den Berg und das Grünen und Wachſen des Haſelſtabes, worauf der Fürſt antwortete:

„Wiſſet, daß das, was ihr geſehen, die Ehre und Hoheit bedeutet, zu welcher ich durch die Huld der Götter erhoben worden, und das künftige Schickſal meines Geſchlechtes, denn die Ruthe, aus welcher drei Zweige erwuchſen, bedeutet die drei Söhne, welche mir eure Her-

zogin gebähren wird, und wie jene Zweige verdorrten, ſo werden auch zwei dieſer edlen Kindlein nicht lange leben, der dritte Sohn aber uns im Regiment nachfolgen und dem Lande Früchte tragen — wäret ihr aber ſpäter gekommen, wenn ich ſchon den ganzen Acker umgeriſſen, ſo würde mein männlicher Stamm bei den Böhmen nimmer ein Ende genommen haben; nun aber, da ihr mich an der Vollendung gehindert habt, wird er zwar gleichwohl eine lange Zeit währen, doch zuletzt untergehen, wenn der Enkel den Großvater rächt."

Und ferner noch fragten die Abgeſandten den Fürſten, warum er nicht wie andre Ackersleute auf der Erde, ſondern auf dem Eiſen der Pflugſchaar ſein Mahl einnehme, worauf Primislaus erwiederte:

„Solches geſchieht, weil mein Geſchlecht euch mit einer eiſernen Ruthe züchtigen wird."

Als nun der Fürſt und die Geſandten ſich dem hohen Libin näherten, da ſtieß der Wächter in ſein Horn und fröhliche Muſik erſcholl von allen Seiten; auch zog die Herzogin dem

Gesponsen entgegen, zu ihren Seiten gingen die beiden Schwestern, Kascha und Tetka, und ihr folgten alle ihre Jungfrauen, die mit fröhlicher Weise ein Hochzeitlied sangen, wie es bei den Böhmen Sitte war.

Schmück dich, Liebchen! eile Jungfrau!
Schmücke dich mit jenem Schmucke,
Der einst deine Mutter schmückte.

Lege an die Prachtgewänder,
So die Mutter einst anlegte.
Rüstig! es wird draußen helle.

Weine, weine nicht, o Jungfrau!
Wenn du bei dem Brautschmuck weinest,
Weinest du dein ganzes Leben.

Dank dir, Jungfrau, schöne Jungfrau!
Daß du deine Treu bewahret,
Daß du schönen Wuchs gewachsen.

Jetzo führen sie zur Hochzeit,
Frohe Schwestern, schöne Schwestern!
Ist dem Vater keine Schande.

Hohe Jungfrau! komm, o Jungfrau
Lerne deinen Bräut'gam kennen,
Lerne deine Freund' empfangen.

Herzchen, Blümchen, goldnes Mädchen!
Wenn ich deinem Volk gebiete,
Dann bist du die Meine.

Primislaus und Libussa feierten ihr Beilager durch dreißigtägige Feste, worauf die beiden fürstlichen Personen mit einander in Einigkeit lebten, und sich blos mit der Wohlfarth ihres Reiches beschäftigten. Der Herzog ersann den Böhmen allerhand weise Gesetze und Verordnungen, und da mit jedem Tage neue Gold- und Silberbergwerke entdeckt wurden, so ward das Land gar reich und glücklich.

Im zweiten Jahr der Regierung des Primislaus trat Libussa mit ihrem herzoglichen Gemahl und beider Gefolge aus dem Schlosse Libin, und fing folgendermaßen zu prophezeien an:

„Heil und Preis Dir, Perun! du Gott aller Götter, der meinem Auge die Klarheit gegeben, in das Verborgene zu schauen und die Räthsel der verschleierten Zukunft zu lösen. Vor meinen Augen breitet sich das se-

gemzeiche Thal aus, und in ſeiner Mitte zieht der Fluß ruhig dahin, in gleichem, ernſtem und ehrbarem Schritte; Schiffe und Nachen, Floſſe und Fäſſer trägt er auf ſeinem ſtarken Rücken und er bleibt immer ruhig und ſtill gleich geſchmolzenem Glas — auf ſeinen beiden Ufern ſehe ich eine Stadt ſich erheben, die einſt mit ihrem Ruhme die Welt erfüllen wird; Perun ſchwebt ſtrahlenflammend über ihr, und mit ihm Siwa, die Schützerin alles irdiſchen Lebens, welche ihr reiches Füllhorn ob der Stadt gänzlich ausleeret, und der vierhäuptige Svantowit, der den heiligen Pokal, ſo ihm der Slaven gläubiger Sinn mit ſüßem Weine gefüllt, auf ſelbe herabgießt."

Dann wandte ſie ſich zu den Dienern des Primislaus und fuhr fort:

„Eilet an das rechte Ufer der Moldau, und wenn ihr am Fuße des Berges einen Arbeitsmann findet, ſo fraget ihn, was er mache — danach ſoll die Stadt benannt werden.

Die Diener des Herzogs befolgten ſchleunig Libuſſens Gebot, und als ſie den Häuſern nah-

ten, die am Bache Bruſky erbaut waren, ſo gewahrten ſie zwei Männer mit Aexten, die einen Stamm fällten, und ſolchen nach Art der Zimmerleute behauten; da traten ſie hinzu und fragten:

„Was machet ihr hier?“

Und die Arbeiter entgegneten:

„Wir machen eine Schwelle.“ *)

Als man der Herzogin dieſe Antwort meldete, ſprach ſie:

„Solches iſt wohl geſprochen, daher geht und verordnet meinen Willen, daß man bei jenen Häuſern und an beiden Ufern des Fluſſes eine Stadt baue, und gebt ihr den Namen Praz, denn gleichwie die großen Leute den Kopf zu neigen gewohnt ſind, wenn ſie in eine niedere Thüre eingehen, ſo wird dieſer Stadt große Ehre widerfahren, und große Herren ſich vor ihr beugen — Thürme und große Palläſte werden mit ihrem Haupt in die Luft ragen, und eine Königskrone ſchwebt über ihr — auch

*) Böhmiſch: Prah, worunter man aber auch den obern Theil der Thüre verſteht.

werden in ihrem Weichbild zwei Oliven erwachsen, deren Geruch alle sieben Himmel durchdringen wird.“

Primislaus nahm seinen Pflug zur Hand, und pflügte den Raum ab, welchen die neue Stadt einnehmen sollte, die alsobald fleißig erbaut wurde. Libussa entdeckte mittelst ihrer Kenntnisse der Natur viel Goldes und Silbers in den Bergwerken und beglückte mit ihrem edlen Gemahl das Volk der Böhmen viele Jahre lang; als sie im vierzehnten Jahre ihrer Ehe starb, folgte ihr das allgemeine Bedauern; aber auf ihrem Todtenbette verkündete sie noch ihrem Gemahl das künftige Schicksal des Reiches, ermahnte ihren Sohn zum Gehorsam gegen seinen Vater, und schenkte ihren Jungfrauen eine große Summe Geldes, dann verschied sie, und eine große Wehklage erfüllte die gesammten böhmischen Lande.

5.

Unter den Jungfrauen der Fürstin war die vornehmste Wlasta oder Wlastislawa, welche ei-

nen hohen Geiſt und die Gabe der Weiſſagung gleich ihrer Gebieterin beſaß; dieſe ſtand bei allen übrigen in ſo großem Anſehen, daß ſie ihren Worten gern Folge leiſteten, und als ſie bemerkte, daß nach dem Tode der Herzogin weder der Herzog noch ſein Gefolge ihr ſonderliche Achtung bewieſen, ſo berief ſie ihre Gefährtinnen auf einen Berg, wo ſich alle niederſetzten; ſie aber blieb ſtehen und ſprach:

„Unſre Herrin, die erhabne Libuſſa, iſt uns geſtorben, und die Gewalt und Freiheit der Jungfrauen haben ſie mit ihr zu Grabe getragen, als hätte ſie allein die Tugend der Weiber beſeſſen; gleichwohl kenne ich viele unter euch, die ſie an feſtem Sinn noch übertreffen, und ich ſelbſt wollte ihr nicht gerne an Ruhm etwas nachgeben. Deshalb wollen wir berathſchlagen, wie wir uns der leidigen Dienſtbarkeit entziehen, die der Fürſt den Dirnen zudenkt, und ſchon lange ausgeführt haben würde, wenn er ſich nicht vor ſeiner Gemahlin gefürchtet hätte. Sprechet alſo, ob ihr euch der

Herrſchafe des bäuriſchen Fürſten unterwerfen wollet, der vom Dorfe kommt, und alle ſeine Gedanken nur auf den Pflug und Ackerbau richtet — ſo ihr dieſes demüthigen Sinnes ſeyd, bin ich es auch zufrieden; ſeyd ihr aber gewillet die Freiheit mit Gewalt zu erwerben, um die man uns gebracht, ſo iſt es mir deſto lieber."

Da erhob ſich die liſtige Stratka, und entgegnete:

„Wohl höre ich, wie du, o tugendſame Jungfrau! nichts als unſre Ehre begehreſt, und lobe dich für ſo edle Geſinnung. Unſre Herrin hat den Gemahl gewählet, welcher ihr beliebt, worein das ganze Land hat willigen müſſen, und ihre Macht und Freiheit iſt durch ſolche Ehe um nichts vermindert worden, weil Libuſſa durch ihren weiſen Sinn immer den Herzog regiert hat; nun aber wird Primislaus ſich ſelbſt eine Gemahlin wählen, und ſein Sohn wird dereinſt ſeinem Beiſpiele folgen; daher iſt es nothwendig, daß wir verhindern, es möge uns ſolche Wahl nicht ſchädlich werden. Des-

halb halte ich dafür, du mögeſt zum Herzog ſchicken und begehren, er ſolle dich zur Gemahlin erwählen, ſo er nun dieſes annimmt, kann es nicht fehlen, daß unſre Herrlichkeit ſich noch mehre, und waget er es, deine Hand auszuſchlagen, ſo wollen wir uns blutig an ihm rächen, und mit Feuer und Schwert das Regiment für uns erwerben."

Wlaſta lobte ihre Geſpielin über die Maßen, daß ſie ihr einen ſo guten Rathſchlag ertheilet, und ſandte ſogleich einige der beredteſten Dirnen an den Herzog ab, ihm ihr Begehren kund zu thun.

Primislaus war gar ſehr verwundert über ſolche Bothſchaft, und entgegnete nach kurzem Beſinnen:

„Schöne Jungfrauen! vermeldet derjenigen, die euch zu mir geſandt hat, meinen Gruß, und wie ich ihren Antrag wohl überlegen wolle, und ſo es mir zu Sinne ſeyn würde, wollte ich ihr wohl meine Hand reichen."

Als die zurückkehrenden Dirnen der Wlaſta dieſe Antwort brachten, gerieth ſie gar ſehr in

Zorn, und ſchwur alle Männer zu tödten, oder zu ihren Knechten zu machen; dann verſammelte ſie alle Jungfrauen, die ſich mit allerhand Wehr bewaffneten, und alsbald den großen Hof eines reichen Inſaſſen und getreuen Vaſallen überfielen, ihn und alle ſeine Knechte tödteten und ſein Eigenthum in Beſitz nahmen.

Primislaus erfuhr gar bald dieſen begangenen Frevel und ſandte einen Bothen an Wlaſta, um dieſe zu ſich zu laden, daß er ſie zur Rede ſtelle; aber die Jungfrau hatte kaum ſeinen Namen vernommen, als ſie in Wuth entbrannte, und den Bothen verſtümmelt an das Hoflager des Herzogs zurückſandte. Primislaus ließ der Wlaſta vorſtellen, welch großes Unrecht ſie einem ehrlichen Mann und Abgeſandten zugefügt, und wie er ſolches an ihr und ihren Untergebenen rächen wolle — da lachte Wlaſta dieſer Drohung und begab ſich mit allen ihren Jungfrauen auf einen hohen Berg, dem Libin gegenüber; da befahl ſie etlichen, große Stämme niederzuhauen, andern, Kalk zu brechen und zu brennen, noch andern,

Sand auszugraben, und ſodann begannen ſie aus den vorräthigen Steinen des Felſens eine große und feſte Burg zu bauen, bei welcher Errichtung keines Mannes Hand etwas verrichtet, weshalb ihr Wlaſta den Namen Diewin (Mädchenburg) gab; dieſe bezog ſie nun mit allen Dirnen, welche ſie als eine Fürſtin und Vorſteherin ehrten, und nun anfingen, ganz nach der Weiſe der Männer zu leben; ſie hatten vor der Burg einen großen Wahlplatz, wo ſie ſich in allen Arten von Kämpfen übten, ritten in der Gegend herum, und tödteten die Männer, wo ſie deren habhaft werden konnten.

Eines Tages wurden alle in den Saal des Schloſſes berufen, wo Wlaſta auf einem erhöhten Throne ſaß, und alſo zu ſprechen begann:

„Ihr edlen Jungfrauen! in deren Angedenken noch die Zeit nicht erloſchen iſt, wo die weiſe Libuſſa zu Preis und Ehre des Frauenvolkes das Regiment über dieſes Land geführet hat, glaubet meinen Worten, daß es euch ein nicht geringer Ruhm ſeyn wird, wenn ich

ſolches beherrſchen kann. Ihr wiſſet, wie Libuſſa alle in Wiſſenſchaft zukünftiger Dinge weit übertroffen — daſſelbe verſtehe ich auch. Kaſcha iſt wohl erfahren in den geheimen Erkenntniſſen der Pflanzen und Kräuter; aber glaubet nicht, daß ſie mir darin gleich komme, ſo wie ich weit mehr als die Tetka von Zauberkünſten und Beſchwörungen verſtehe — mit einem Worte, was die Töchter des Krokus zuſammen konnten und vermochten, kann und vermag ich allein; deshalb ſtehet mir bei, daß ich die Herrſchaft erhalte, und ich will euch alle zu hohen Ehren bringen.

Nach ſolcher Rede bewirthete Wlaſta ihre Jungfrauen mit einem bezauberten Getränke, welches in ihre Gemüther einen bittern Haß gegen alle Männer goß, ſo daß eine jede die Luſt fühlte, ihren eignen Vater und Bruder zu verfolgen und zu erſchlagen, und alle ſchrieen einmüthig:

„Ehrſame Gebieterin! kämpfe muthvoll für deine und unſre Ehre! wir wollen dir getreulich helfen, und unſre Götter werden uns den

Sieg über die bärtigen Männer verleihen. Wir wollen nicht allein den Swantewit, welcher den Sieg verleiht, und die zornige Jagababa anrufen, so gern des Krieges Flamme entzündet, sondern auch dem Czeron-Bay und seinem Sohn Kikimora Opfer bringen, daß sie der Geister unserer Feinde verwirren, und dieser letztere ihnen ihre Vorfahren als Unglücksvögel zusende, damit sie solche im Schlafe erwürgen."

6.

Zu derselben Zeit hatte Primislaus ein Traumgesicht; da kam es ihm vor, als läge er in einem anmuthigen Gefilde, und eine der Dirnen nahte ihm mit einem goldenen Pokal, reich mit allerhand Kleinodien geschmückt, und am Rande war eine Reihe von Rubinen hineingearbeitet; aber als er in den Becher sah, war er voll Blut, das wollte sie ihm zu trinken geben, und als sich der Herzog weigerte, vergoß sie es auf die Erde; da erkannte er, daß es das Blut seiner getreuesten Vasallen war, und alsbald zerfloß die Gestalt in leichten Dunst.

Der Herzog ließ ſeine Räthe verſammeln, und verkündete ihnen, wie dieſe blutgierigen Dirnen groß.s Wehe über das Land bringen würden; doch die Böhmen mißtrauten der Wiſſenſchaft ihres Fürſten, und weil man wußte, daß die Dirnen den Traumgott Kikimora gebeten hatten, ihre Feinde zu täuſchen, ſo hatten ſie ihr Geſpötte über ſein Traumbild, welches ſie für lügenhaft hielten, und lobten noch der Jungfrauen Herzhaftigkeit, und daß ſie ſich alſo mannlich hielten.

Die Jungfrauen ſuchten ihre Anzahl und Macht immer zu vermehren, und wenn ſie vernahmen, daß ein Mann mit ſeinem Weibe in gutem Verſtändniß lebe, ſo lockten ſie ihn unter allerhand Vorwande auf ihre Burg, und während ſie ihn da reichlich bewirtheten, eilten andre zu ſeinem Weibe mit der Bothſchaft, ihr Mann habe ſeiner Treue entſaget, und ſey auf die Mädchenburg geſchlichen, ſich dort ein neues Gemahl zu erkieſen; ſodann ermahnten ſie das Weib zur Rache, ihn, wenn er heim käme, im Schlafe zu tödten und zu ihnen zu kommen,

wo ſie verbleiben könne. Viele Weiber von Rache und Eiferſucht ganz verblendet, glaubten den trügeriſchen Worten, und geſellten ſich zu ihnen, nachdem ſie ihre Männer grauſam erſchlagen hatten. Auch wußten die Jungfrauen noch eine andre Liſt; ſie luden nämlich irgend einen vornehmen Jüngling zu ſich, bewirtheten ſelben herrlich, und ließen ihn ſodann mit einer der ſchönſten und klügſten Dirnen allein; dieſe ſtellte ſich alsbald gar traurig, und klagte ihm, ſie ſey ſchier ungern unter dieſen blutgierigen Weibern, und wolle ewig ſein eigen ſeyn, ſo er Muth habe ſie zu befreien; war nun der Jüngling bereitwillig, ſo ſagte ſie, es wolle ſie Wlaſta nächſter Tage mit fünf andern zu einem vornehmen Manne mit einer Bothſchaft ſenden, er möge daher mit zehn ſeiner Freunde kommen und ſie ihren Gefährtinnen wegnehmen. Die leichtgläubigen Jünglinge entgingen dieſem böſen Fallſtrick ſelten, und um die beſtimmte Zeit ſandte dann Wlaſta vierzig bis funfzig bewaffnete Jungfrauen, welche das kleine Häuflein der Männer überfielen und grauſam zu-

ſammenhauten, worauf ſie auf den Dietwin zurück kehrten, und von der Wlaſta großes Lob erhielten.

Solche böſe Thaten wurden vielfältig in Böhmen verübt, und die Weiber, welche Männer hatten, gingen mit ihnen gar übermüthig um, wollten ihnen auch nicht mehr gehorchen; wenn aber ein Mann ſein Weib ſtrafte, ſo wurde er nächtlicher Weile von ihr erſchlagen, wonach die Mörderin auf das Schloß Dietwin lief und ſich unter die Zahl der ſtreitbaren Weiber aufnehmen ließ, wo ſie ganz ohne Strafe blieb; ſo daß keiner ſeinem Weibe trauen konnte und ihr mußte blinden Gehorſam leiſten, ſo er nicht wollte eines ſchmählichen Todes erblaſſen.

Da kamen die vornehmſten Vaſallen zu dem Herzoge und baten ihn, ſolchem Greuel mit gewaffneter Hand ein Ende zu machen; dieſer aber machte ihnen Vorwürfe, daß ſie ſeiner Verkündigung nicht Glauben beigemeſſen, und ermahnte ſie zur Geduld, weil jetzt die Zeit und die Zeichen nicht günſtig ſeyen, die Dirnen zu

bekriegen, welchen die Sterne den Sieg verkündeten, so daß alle Männer umkommen würden, welche gegen sie zögen. Da waren die Böhmen mit den Reden ihres Fürsten gar nicht zufrieden, und beschlossen auf ihre eigne Faust eine Fehde mit den Weibern zu beginnen; sie wählten den Samoslaw zum Heerführer, der sie vor Diewin führte, und sie waren fest gesonnen, die Burg mit Sturm einzunehmen; aber dieses zahlreiche Heer war ohne Ordnung und Kriegszucht, und konnte den Dirnen nicht gefährlich werden.

Wlasta bewaffnete alle Weiber, vermahnte sie, daß sie nicht sollten kleinmüthig werden, denn es sey nun Zeit und Stunde gekommen, daß sie das ganze Land unter ihre Herrschaft bringen könnten; dann schwang sie sich auf ihr Streitroß, mit einem vergifteten Schwert in der Hand, und als die Thore des Schlosses geöffnet wurden, zogen die Frauen und Jungfrauen in einer furchtbaren Schlachtordnung hervor, so daß die Männer über die Maßen erschracken und nicht Zeit hatten, ihre gehörigen

Waffen anzulegen, ſondern nur eilig ſich auf ihre Roſſe warfen; Wlaſta hingegen ſtürzte mit ihren Kriegerinnen auf ſie ein, zertrennte ihre Reihen, und tödtete mit eigner Hand ihren Anführer Samoslaw. Auch die Dirnen bereiteten ein großes Blutbad unter ihren Feinden, von denen nicht die Hälfte durch die Flucht entkam, ſo daß es ſchien, als hätten nur die Frauen Männermuth, die Männer aber Weiberherzen.

Nach erhaltenem Siege entkleideten die Dirnen die Erſchlagenen aus ihren Rüſtungen und kehrten auf ihre Burg zurück. Wlaſta ließ die Tapferſten auf erhöhte Stühle ſetzen, beſchenkte ſie mit goldenen Ketten und erwies ihnen überaus große Ehre, weil ſie ihr Anſehen ſo ſehr erhöhet und befeſtigt hatten, daß — ſo meinte ſie — die Männer es nimmer wagen würden, ſich ihnen zu widerſetzen.

Zu jener Zeit aber war alles öde und wüſt um Diewin, denn die Landleute, welche den grauſamen Dirnen gar ungeneigt waren, ließen viele Aecker brach liegen, und führten ihr Getreide und Vieh weit weg, damit es die

Bewohnerinnen des Schloſſes nicht bekommen könnten. Da ſah Wlaſta ein, daß ſie nicht würden beſtehen können, und um dem Hunger zu entgehen, beſchloſſen ſie einmüthig, über die Moldau zu gehen, und in die Scheuern und Ställe des Herzogs einen Einfall zu thun; das Getreide wurde ſchier vor Primislaus Augen geraubt, und das Vieh vom Felde hinweggetrieben, ohne daß er etwas dagegen thun konnte.

7.

Als Ctirad, des Herzogs Rath, der bei ihm in großem Anſehn und Gnaden ſtand, alle dieſe Bothſchaften vernahm, da ging er in das Gemach des Primislaus und ſprach mit weinenden Augen:

„Was willſt du, o Herzog! noch lange verziehen, mit deiner ganzen Macht gegen die blutdürſtigen Weiber zu rücken, um den Tod ſo vieler edler Jünglinge und Männer zu rächen? Bedenke wohl, auf welcher Stelle du ſitzeſt, und daß es deine Pflicht iſt, nicht zu wahrſagen, ſondern dein Volk zu ſchirmen und

zu ſchützen, und ſo ungeheure Miſſethat zu rächen — fürchte, daß, die du verlaſſen, dich wieder verlaſſen möchten."

Als Etirad ſo geſprochen, wollte er hinweggehn; aber Primislaus hielt ihn zurück und ermahnte ihn, den Böhmen nicht ein ſolches Unheil zu bereiten, wie ſie ſelbes unter Anführung des Samoslaw betroffen, vielmehr ſolle er nur noch eine kurze Weile warten, weil ſich das Glück bald wieder auf die Seite der Gerechten wenden werde.

Etirad war mit der Rede des Herzogs gar nicht zufrieden; doch beruhigte er ſich und wollte noch eine Weile warten, wie jener geboten; aber Wlaſta hatte ihre Kundſchafter an Primislaus Hoflager; und als ſie vernahm, wie übel Etirad gegen ſie geſinnt war, trachtete ſie auf Mittel und Wege, ihn ums Leben zu bringen, wozu ſich ihr gar bald eine Gelegenheit ſchickte; ſie erfuhr, daß Etirad in einem Geſchäfte des Herzogs durch einen nahen Wald ziehen werde, und ſandte alsbald funfzig bewaffnete Jungfrauen mit dem Gebote aus, den Etirad ent-

weder durch List oder Gewalt zu fangen und zu tödten, welchen Befehl sie aufs Genaueste zu erfüllen versprachen.

Unter diesem Kriegshaufen befand sich auch eine junge Dirne von besonderer Schönheit und List, Namens Scharka; diese banden die übrigen mit Händen und Füßen an einen Baum, hingen ihr ein Jagdhörnlein über den Rücken, und setzten neben ihr einen großen Krug mit Meth auf die Erde, worauf sie sich im Dickicht verbargen. Als nun Etirad durch den Wald ritt und eine schöne Jungfrau an den Baum gebunden sah, näherte er sich, und Scharka fing gewaltig zu wehklagen an.

Etirad hielt mit seinen Gefährten an und fragte Scharka, was ihr fehle, und wer sie so schlimm behandelt habe? da sprach sie mit schwacher Stimme und thränenden Augen:

„Ach Herr! weißt du nicht, welche Gräuel von den Mägden verübt werden? wenn du willst so gut seyn, und meine Bande lösen, so sollst du hören, was sie mit mir vorgenommen haben.“

Ctirad ſtieg vom Pferde ab und befreite Scharka von den Stricken, womit ſie gebunden war, dann ſetzte ſich dieſe nieder, als ob ſie ſehr ermattet wäre, und ſprach:

„Ich bin die einzige Tochter des Wenoslaw von Okorzin, und mit ihm hier auf der Jagd geweſen, wie du dieß Jagdhörnlein ſieheſt, und den Krug voll Meth, den ich mit mir genommen, um meinen alten Vater von Zeit zu Zeit mit einem Labetrunk zu erquicken. Als ich in dieſem dichten Wald ein Wild verfolgt habe, verlor ich mich vom Vater und gerieth unglücklicher Weiſe in die Hände dieſer grauſamen Weiber, die mich meines Roſſes beraubt, und alſo an dieſen Baum gebunden haben, wo ſie mich mit Pfeilen todt ſchießen wollten, weil ich mich weigerte, mit ihnen nach Diewin zu ziehen und an ihren Gräueln Theil zu nehmen; aber als ſie das Geräuſch deines Zuges vernahmen, meinten ſie, es ſey mein Vater, der mit großer Macht mich zu befreien komme, und flüchteten ſchnell von hinnen. Ich bitte dich daher demüthiglich, daß du mich

meinem Vater wieder bringen wolleſt, oder wenn dir ſolches zu thun nicht anſteht, ſo tödte mich viel lieber, als daß du mich einſam hier zurück läſſeſt, denn bald werden die blutdürſtigen Mägde wieder kehren und mich unter den grauſamſten Qualen ums Leben bringen.“

Da entgegnete Etirad mit tröſtender Stimme:

„Monoslaw von Okorzin iſt mir gar wohl bekannt, und weil du ſeine eheliche Tochter biſt, ſo ſetze dich hinter mich auf mein Roß und ich will dich alsbald zu ihm bringen.“

Die liſtige Scharka ſtand auf, bedankte ſich ob ſeiner guten Meinung und fügte hinzu:

„Sey aber ſo gut, mein lieber Herr! und geſtatte, daß ich mich ein wenig erhohle.“

Mit dieſen Worten ſetzte ſie ſich wieder auf den Raſen, trank aus dem Kruge und reichte ihn auch dem Etirad, ihn bittend, er möge doch auf ihre Geſundheit trinken; aber dieſer war ſchon ſo von ihrer Schönheit geblendet, daß er nicht mehr gehörig überlegen konnte, that ihr Beſcheid, und reichte auf Scharkas Bitte den Krug auch ſeinen Genoſſen, welche

alle von dieſem Tranke genoſſen, ohne zu wiſſen, daß er durch allerhand Zauberkünſte ſo bereitet war, daß, wer ihn trank, aller Kraft verluſtig ging und ſich nicht mehr wehren konnte. Sodann bat Scharka den Ctirad, in ihr Jagdhörnlein zu ſtoßen, damit ihr Vater, ſo er noch im Walde wäre, dieſen Schall hören und zu ihnen eilen könne; jener erfüllte ihr Begehren, und auf ſolches Zeichen ſtürzten die Dirnen von allen Seiten des Waldes hervor — ehe die Männer ihre Roſſe beſtiegen, waren ſie ſchon von ihnen mit Pfeilen niedergeſchoſſen; den Ctirad banden ſie, und ſeine Diener wurden theils getödtet, theils hieben die Weiber den Gefangenen beide Hände ab, und ließen ſie alſo verſtümmelt zurück; aber als Ctirad auf Diewin gebracht wurde, ließ ihn Wlaſta auf die Spitze des Berges führen, im Angeſicht des Herzogs, welcher ihn ſo ſehr liebte, die Glieder auseinander reißen, und auf ein Rad geflochten am Ufer des Fluſſes ausſtellen. Primislaus hätte ſeinen Leichnam gern zur Erde beſtattet, aber die Weiber ſtellten beſtändig

Wachen aus, welche jeden nahenden Kahn mit Pfeilen begrüßten, ſo daß dem bekümmerten Herzog auch nicht dieſer kleine Troſt zu Theil wurde.

8.

Wlaſtas Hochmuth wuchs von Tage zu Tage; ſie ließ von ſich ihren Frauen huldigen, als wenn ſie eine wahrhaftige Herrſcherin in Böhmen geweſen wäre und erſann allerhand Geſetze und Verordnungen, wovon folgende die wichtigſten waren:

1) „Wenn im Lande ein Knäblein geboren, ſoll man ſelben den Daumen an der rechten Hand abhauen, damit es dereinſt kein Schwert aus der Scheide ziehen oder feſt halten könne.

2) Ferners ſoll man ihm das rechte Auge ausſtechen, damit er weder hinter dem Schilde ſehen, noch mit dem Bogen ſchießen könne.

3) Wenn eine Tochter geboren wird, ſo ſoll alsbald die rechte Bruſt mit einem glühenden Eiſen niedergebrannt werden, damit ſie ihr nicht wachſe und ſie am Spannen des Bogens hindre.

4) Es ſoll kein Mann nach Reiterſitte zu Pferd ſitzen, ſondern nur, wenn es die Noth erfodert, in einem Seitenſattel, wie ſich ſonſt die Weiber zu bedienen pflegten; auch ſolle keiner ein Schwert oder andre Waffen führen.

5) Die vornehmſten Männer ſollen, wie das gemeinſte Volk, ſich des Ackerbaus befleißen, die Jungfrauen und Weiber aber für ſie mit den Feinden des Landes ſtreiten.

6) Jede Jungfrau ſoll die Macht haben, denjenigen Mann zu nehmen, der ihr wohlgefällt.

Als Wlaſta dieſe Geſetze ihren Frauen vorlas, erfüllten ſie die Luft mit großem Jubel, und verbreiteten dieſe Landesordnung in allen Theilen des Herzogthums.

Primislaus war tief betrübt über den großen Unfug, den die Weiber in ſeinem Lande trieben, auch kamen täglich ſo viele Kläger aus dem Volke, daß er endlich wieder die Sterne rathfragte, und erſah, daß die Zeit gekommen ſey, ſolchem Unheil ein Ende zu machen; er ermahnte daher das Volk, nur noch wenige

Tage zu harren, und es ſolle ſehen, daß der Wlaſta mit gleicher Münze bezahlt werde; dann ließ er der Wlaſta durch einen Bothen ſagen, ſie möge ihm die vertrauteſten ihrer Jungfrauen zuſenden, weil er ihr eine wichtige Sache wolle eröffnen laſſen. Wlaſta ſandte drei Dirnen auf den hohen Libin, unter dieſen Bonislawa, welche ihr Vertrauen beſaß, und noch mehr als Stratka und Scharka von ihrem Thun und Treiben wußte; der Herzog empfing ſie freundlich, führete alle drei in ſein innerſtes Gemach und ſprach alſo zu ihnen:

„Ihr lieben Jungfrauen! ich habe euch zu mir rufen laſſen, um der Wlaſta einen Beweis zu geben, wie ich ihr, als dem ehemaligen Liebling meiner Gemahlin, auch vorzüglich ergeben bin, welches ich ihr längſt dadurch bezeuget habe, daß ich meine Böhmen ſtets vom Kriege abgehalten habe, und auch jetzt nicht unterſtütze, da ſie aufs Neue zuſammen ſind, gegen ſie zu Felde zu ziehen. Meine Kräfte ſchwinden mir, auch habe ich in den Sternen geleſen, daß mein letztes Ende herannaht, und da

mein Sohn noch ein zarter Jüngling und zur Herrſchaft zu wenig erfahren iſt, ſo bin ich geſonnen, eurer Gebieterin das Regiment abzutreten, ihr meinen Sohn anzuempfehlen, und mich wieder nach Stadiz zurückzuziehen, welchen Ort ich wider meinen Willen verlaſſen, und wo ich mein letztes Stündlein geruhig erwarten will. Ich erkenne, daß Wlaſta nach meiner Gemahlin am meiſten verdient über das Reich zu herrſchen, vermeldet ihr daher meinen Gruß und wie ich ſie erwarte, um ihr das Schloß und meinen Sohn zu eignen Händen zu übergeben.“

Als die drei Dirnen der Wlaſta dieſe Bothſchaft brachten, empfing ſie ſelbe gar willig; doch wollte ſie nicht ſelbſt zu Primislaus kommen, ſondern ſandte eine zweite und zahlreiche Geſandtſchaft unter Anführung der Bonislawa zum Herzog, mit dem Auftrage, das Schloß und den Prinzen zu übernehmen; ſie ſaßen ab, banden ihre Roſſe vor der Burg an, und gingen in die herzoglichen Gemächer, wo Primis-

laus ſie freundlich empfing, an die gedeckte Tafel ſetzen hieß und feſtlich bewirthete.

Mittlerweile kam eine Schaar von des Herzogs Knechten hervor, ſtürzte in das Gemach, fiel über die Dirnen her, mit denen ſie ſich beluſtigten, und dann alle mit dem Schwerte tödteten, ſo daß den Raben und Hunden ein herrliches Mahl bereitet wurde, und von den Mägden nur eine einzige davon kam, die ſich bei den Roſſen befunden und im erſten Getöſe entwich.

Swatislawa brachte alsbald der Wlaſta dieſe traurige Bothſchaft, welche nicht ſäumte, ihre Rüſtung anzulegen und alle ihre Jungfrauen ſich wappnen zu laſſen, worauf ſie über die Moldau ſetzten, um den Tod ihrer Geſpielinnen zu rächen; aber als ſie das jenſeitige Ufer erreicht, am ihnen eine Schaar Reiter in den Rüſtungen der Jungfrauen entgegen, ſo daß Wlaſta ſchier zweifelte, ob ihr Swatislawa auch rechten Bericht erſtattet habe; aber bald merkte ſie den Betrug, da die verkleideten Männer ſich auf ihren Haufen warfen, und gar blut-

dürſtig drein hauten. Das ganze Heer der Böhmen eilte herzu, und man wollte die Anführerin gern lebendig haben; ſolches war aber unmöglich, weil ſie allzu ſtark und beherzt war. Ein mannhafter Jüngling aus einem vornehmen böhmiſchen Stamme zerhaute Wlaſta den ſtählernen Helm, daß er in zwei Stücken von ihrem Haupte fiel; aber obgleich dieſes nun entblößt war, ſo hieb ſie noch tapfer um ſich, verwundete viele mit ihrem vergifteten Schwert und zerhaute dem tapfern Stiaſon den rothen Helmbuſch von Hahnenfedern und den hörnernen Schild, wodurch dieſer ſo ſehr entrüſtet wurde, daß er ſein Schwert mit beiden Händen ergriff und auf einen einzigen Streich Wlaſtas Haupt zerſpaltete, daß ſie herabfiel und von den Roſſen niedergetreten wurde.

Die Männer erlegten alle Dirnen und zogen dann nach dem Diewin, wo die wenigen, ſo daheim geblieben waren, das Schloß zu bewehren, das Schickſal ihrer Gefährtinnen theilen mußten; Wlaſta aber blieb unbegraben lie-

gen und wurde von den Vögeln und Hunden gefreſſen.

Als die Beute unter die Krieger vertheilt wurde, erhielt jeder einen gleichen Theil; nur ein koſtbarer Ring, den Wlaſta an ihrem Finger getragen, und ihre goldnen Ketten wurden dem Herzoge überreicht; dieſer aber wollte ſie nicht haben und ſchenkte ſelbe dem Stiaſon, und das Schwert der Wlaſta wurde dem jungen Nezamisl zu Theil.

Alſo haben ſich die Böhmen von dem Regiment der Weiber befreiet, unter welchem ſie ſieben Jahr geſeufzet und gar grauſames Weh erlitten.

Horimir

oder

das Roß aus dem Berge

Zur Zeit als Herzog Krzesomisl das Regiment in Böheim führte, da war das Land gar reich an edlen Metallen, die Flüsse führten Goldkörner mit sich, so die Armen aus dem Sande wuschen und häufig in den Schatz des Herzogs trugen; damit war er aber nicht zufrieden, sondern er befahl zu graben in den Eingeweiden der Berge, die das glückliche Land auf allen vier Seiten umgränzen; tief unter der Erde liefen die Gruben und Gänge, und im Schweiße ihres Angesichts erbeuteten die Bergleute ihrem Fürsten Stücke Gold und Silbers, größer als er selbst war — dabei aber wurde der Ackerbau vernachläßigt und das Land lag unangebauet, denn die Uebriggebliebenen

waren nicht im Stande allen Boden zu bearbeiten, zumal da ſie ſich des erworbenen Segens gar wenig erfreuten und der Herzog immer darauf ſah, daß von allen Vorräthen zuerſt ſeine Bergleute betheilt wurden, die niemals Mangel leiden durften, weil ſie gleich Maulwürfen die Erde durchwühlten, ihm koſtbares Metall zu erwerben.

Da trat plötzlich ein großer Unſegen im Land Böheim ein — vierzig Wochen war der Himmel verſchloſſen, und es fiel kein Tropfen Regen auf die unfruchtbare Erde, und die hungrigen Unterthanen ſtrömten in langen Schaaren zu dem Hoflager des Krzesomisl, da riefen ſie mit lauter Stimme:

„Vater! gib uns Brot für unſre verſchmachtenden Kinder und für uns ſelbſt — vergönne, o Fürſt! daß unſre Brüder wieder in unſern Hütten wohnen, ſtatt in deinen Gruben, daß ſie helfen unſre Aecker zu bauen, ſtatt deiner Schachten!“

Vor allem aber baten ſie, daß die Bergleute von der Eule, Piſek und Schittenhofen von ſolcher Arbeit abſtünden und nach Hauſe kehrten, daß der Himmel — der über den Bergbau erzürnt ſey — ihnen wieder ſeinen Segen ſchenke.

Der Herzog hörte ihr Bitten an, und verſprach demſelben Gewährung; als ſie aber von dannen gezogen waren, da überlegte er, daß der Mangel des Brodes nimmer ſo weit kommen werde, um ihm ſelbſt läſtig zu fallen; wenn er aber nach ihren Bitten den Bergbau einſtellte, ſo werde ſein Schatz nicht größer werden, und ſo vergaß er, deſſen Seele allzuſehr von der großen Begierde nach Gold und Silber eingenommen war, ſeines Verſprechens ganz, nicht aber die Unterthanen, welche täglich warteten, ob ihr Fürſt ſeine Zuſage erfüllen werde, und noch minder der edle Horimir von Neumintel, einer von des Herzogs Räthen, welcher ſeinen Herrn gar oft daran erin-

nerte, bis ihm Krzesomisl mit schnöden Worten solches untersagte.

Als aber die Bergleute, welche sich sehr wohl stunden, und vor der allgemeinen Noth bewahrt wurden, erfuhren, daß Horimir am meisten in den Herzog dringe, den Bergbau einzustellen, faßten sie einen gewaltigen Haß und Widerwillen gegen ihn, und schwuren ihm ewige Rache; einige begehrten, daß man ihn erschlage; andre wollten, man solle ihn so lange Brod in den Mund stopfen, bis er daran erstücke, und endlich kamen sie darin überein, daß man ihn auf seinem Gebiete überfallen und gefangen nehmen solle; aber Horimir, der ein sehr kluger Mann war, und aus den Sternen die zukünftigen Dinge zu deuten verstand, wußte dieß alles und begab sich, als er von der Zinne seiner Burg die Bergleute aus der Ferne anrücken sah, an das Hoflager des Herzogs, dem er meldete, was sich eben zutrage.

Schon am folgenden Tage kam ein Knecht

des Horimir und berichtete: es hätten die Bergleute, als ſie geſehen, daß der Herr abweſend ſey, das Getreide aus den Scheunen auf offne Plätze geſchleppt und angezündet, wobei ſie unaufhörlich gerufen.

„Weil Horimir ſich des Hungers fürchtet, ſo mag er ſolchen erleiden!“

Der Herzog bat den Ritter, an ſeinem Hoflager zu bleiben, und verſprach, die ihm zugefügte Unbill zu rächen: aber er hatte abermals keine Luſt Wort zu halten, denn er liebte die Bergleute über die Maßen, und es kam ihm nicht in den Sinn, ſolchen ein Leid zuzufügen, und als Horimir einſah, wie es gar nicht möglich ſey den Fürſten zu bewegen, daß er ſich ſeines Landes annehme, ward er darüber tief betrübt; wie er ſich eines Abends in unwirthbarer Wüſte erging, unwiſſend, ob er zurückkehre in ſein Gebiet, wo überall ihm blaſſer Mangel entgegen treten werde, oder wohin er ſeine Schritte wenden ſolle, da ſtand plötzlich

am Fuße eines Felſens ein Greis von hoher und königlicher Geſtalt vor ihm, ſeinen Leib in ein langes und weites Gewand gehüllt, und ſein Bart, der ihm bis an den Gürtel reichte, ſo wie das Haupthaar ſchienen von geſponnenem Silber zu ſeyn; an ſeiner Hand führte er ein weißes Roß von edlem Stamme, deſſen Auge gleich Blitzen funkelte, und des Thieres Naſe ſprühte Feuerfunken, und der Greis ſprach:

„O, edler Horimir! empfange dieſes Roß aus meiner Hand, welches Schennik heißt, und wenn du ſeiner in der Noth bedarfſt, ſo magſt du es mir bei dieſem Namen nennen; es wird dir gewislich helfen — aber jetzt gehe eilig und verſchütte die geöffneten Bergesklüfte, denn ſo lange ihr weiter Rachen gähnt, ſteigt daraus ein giftiger Dampf gen Himmel, eine Peſt den Armen.“

Als der Greis ſo geſprochen, öffnete ſich der Berg gleich einem großen Thore, und

ſchloß ſich wieder, da er hineingegangen war. Das Roß ſah Horimir mit hellen Augen an, wieherte und ſcharrte in dem Sand; gar verwundert faßte es der Ritter beim Zügel, ſtreichelte es und nannte es bei ſeinem freundlichen Namen:

„Schennik, lieber Schennik! alſo nenne ich dich, und du ſollſt mir helfen.“

Horimir ſchwang ſich auf, und das Roß floh gleich der Schnelle des Windes nach den Gold und Silbergebürgen hin, und ſo oft es bei einer ankam, ſtampfte es auf die Erde, worauf Tauſende von Berggeiſtern, Zwergen und Kobolden herbei kamen und mit großem Getöſe die gähnenden Klüfte verſchütteten. Freundlich leuchtete des Mondes runde Scheibe zu ſolch verdienſtlicher Arbeit, und die Sterne tanzten einen fröhlichen Tanz um ihren Führer, der, von Gott in Silberſtück gekleidet, ſeit vielen tauſend Jahren ihnen den Weg zeigt, von dem ſie ſich niemals verirren; aber als ſie mit

allem fertig waren, flog das Roß gleich einem Pfeil zum Hoflager des Herzogs zurück, und kaum dämmerte der Morgen, so stand Horimir am Lager des Herzogs, ihm zu dienen bereit; aber erst am folgenden Tage langten die Kläger an, dem Krzesomisl zu berichten und mit gewaltigen Eiden zu bestätigen, daß Horimir im Frevelmuthe ihn seiner höchsten Lust beraubt und in einer Nacht alle Quellen seiner Reichthümer verstopft habe.

Da entbrannte der Herzog in wilde Wuth und schwur den Horimir zu strafen, den er solchen Beginnens wohl fähig hielt, weil er ihn so oft an sein Versprechen erinnert, den Bergbau einzustellen, und letztlich von den Bergleuten so herbe Schmach erduldet — alsbald ließ er ihn in enge Haft bringen, sagend, er wolle über sein Leben entscheiden; aber Horimirs Freunde traten auf und sprachen zu Krzesomisl:

„O Herr! wie hast du sobald vergessen, daß er gestern am Morgen schon vor deinem

Lager erſchien, um deine Befehle zu vernehmen? kann er wohl zugleich hier und an allen jenen Orten geweſen ſeyn, und dann, iſt es wohl möglich, daß ein einzelner Menſch in einer Nacht die ungeheuern Klüfte einzuſtürzen vermöge, an denen Tauſende ſeit Jahren gegraben haben?“

Doch, umſonſt waren alle Reden, denn der Herzog war in ſeinem Herzen verwundet, und wollte ſeine Rache an einem Opfer kühlen, und da mit jeder Stunde mehrere der Bergleute kamen, die den Schaden als gar ungeheuer darſtellten, ſo verſammelte Krzesomisl viele Wladiken und hielt ein förmliches Gericht über Horimir, bei deſſen Schluß er den Tod über ihn ausſprach und den folgenden Morgen zu ſeiner Hinrichtung beſtimmte.

Als in der Frühe die Sonne, den Roſenſchein der Morgenröthe verdrängend, einherzog mit lichtem, goldnem Haupthaar und den gewaltigen Brand noch in ihrem Purpurſchooſe verborgen

trug, da bereitete ſich Horimir, den Tod für ſein löbliches Werk zu erleiden, als mit einem Male ein Strahl der Hoffnung in ſein Gemüth hereinleuchtete, denn ihm fielen die Worte des Greiſes ein: „es heißt Schennik, und wenn du ſeiner in Noth bedarfſt, ſo magſt du es nur bei dieſem Namen nennen; es wird dir gewißlich helfen.“ Und als er vor den Herzog geführt wurde, ſprach er:

„Fürſt! o mögeſt du meine letzte Bitte erfüllen! — vergönne mir vor meinem ſchmähligen Tode noch die letzte Freude. Laß mich mein gutes Roß, das im Leben mir ein treuer Freund geweſen, zum letzten Male auf dieſem Platze tummeln.“

Da lachte der Herzog ob ſolchem Begehren und ließ alle Pforten des hohen Libin feſt verriegeln, dann entgegnete er:

„Was du ſo thöricht in deiner letzten Stunde forderſt, o du Bergverwüſter! das ſey dir gewährt.“

Horimir ging mit großem Herzklopfen zu dem Stalle, wo ſein edles Roß traurig ſtund; aber als es ſeinen Herrn kommen hörte, da ſah es mit hellen Augen auf ihn und wieherte ihm entgegen, als wollte es ihn fragen: „hatteſt du denn meiner vergeſſen?“ und es beugte ſich, ihm den Rücken darbietend; da ſprach Horimir mit ſchmeichelnden Worten als er ſich im Sattel feſtſetzte:

„Schennik, lieber Schennik nenn ich dich, o hilf mir aus meiner größten Noth!“

Kaum hatte der Ritter ſolches Wort geſprochen, da ſchwang ſich das edle Roß hoch in die Luft über Mauern und Thürme und trug ihn über die Wogen der Moldau in ſein Schloß, wo alle ſeine Freunde ſich verſammelt hatten, um über ſein hartes Schickſal zu weinen und zu wehklagen, und gar ſehr verwundert waren alle, den Vielgeliebten ſo durch die Lüfte ankommen zu ſehen, und empfingen dieſes Wunder mit lautem Jubel, die Vorſicht preiſend,

indem ſie dem hülfreichen Roſſe mit ſüßen Worten ſchmeichelten; aber Schennik ſtand traurig, das Feuer ſeiner Augen war verloſchen und er ließ das Haupt matt darnieder ſinken, als er plötzlich zu reden begann und alſo zu Horimir ſprach:

„Ach, ich muß hier ſterben und ein Raub der Wölfe, ein Freſſen für Geier werden, ſo du nicht, mir meinen guten Dienſt zu vergelten, mich eiligſt hin zu meinem Berge geleiteſt, denn was ich gesollt, habe ich vollbracht, und meine Stunde iſt kommen.“

Da ergriff Horimir des Roſſes Zügel und geleitete es ſanft zu dem Berge, wo er es zu ſeinem Heil erhalten, und wie ſie hinkamen und aus dem geöffneten Felſen der Greis mit den Silberhaaren und langem Barte hervortrat, da erhielt Schennik ſeine Munterkeit wieder, und wieherte ihm entgegen vor großer Freude; der Alte aber ſprach zu Horimir folgende Worte:

„Heil dir! daß du dieſes edlen Roſſes Willen thateſt; dafür wird es deinen Söhnen wohl ergehen, und nach Jahrhunderten wirſt du der Retter Böheims heißen. — Denn wiſſe, ich bin der Böhmen erſter Fürſt, Primislaus iſt mein Name, und dieſes iſt das Roß der Libuſſa, worauf ſie oft ihr Reich durchzieht und ihre Kinder aus mancher Noth errettet.“

Und als er dieſes geſprochen, nahm er das Roß am Zügel und verſchloß ſich wieder im Berge.

Der Herzog und ſeine Wladiken waren gar ſehr erſtaunt über Horimirs Entkommen, und jener erkannte wohl, wie er ſeine Hand an einen Mann habe legen wollen, der in dem unmittelbaren Schutz des Himmels ſtand; deshalb ſandte er alsbald Bothen auf das Schloß Rodorin und ließ dem Ritter ſagen, er ſolle nur getroſt zu ihm kommen, es wäre ihm alle Schuld vergeben. Horimir kam demüthig zum

Herzog und geſtand ihm alles, und auf welche Weiſe ſolches geſchehen ſey, auch weſſen Gebot er erfüllet, worauf Krzesomisl ſeiner Begierde nach Silber und Gold Schranken ſetzte und dem Horimir bis an ſein Ende gewogen blieb.

Die Schöne im eisernen Thurm.

1.

Tief verborgen in den Schatten des ungeheuern Schwarzwaldes lag ein einſames Haus, ehemals ein Tempel der germaniſchen Göttin Hertha, in ſpätern Zeiten aber von einer Frau, Namens Gertraud bewohnt, die viele Kenntniſſe in den Geheimniſſen der Natur hatte, in den Sternen zu leſen verſtand, und viele vortreffliche Arcana beſaß; aber das Wunderbarſte, welches ihr Haus verſchloß, war ein metallner Spiegel, zu dem durfte ſie, wenn ihre Kinder abweſend waren, nur ſagen:

Goldner Spiegel! Zauberbild!
Ohne Säumen, ohne Weilen
Zeige du mir das Gefild,
Wo die Söhne mir verweilen.

ſo ſah ſie im Spiegel den Ort, wo ſie ſich befanden und wie es ihnen erging.

Frau Gertraud hatte vier Söhne, wovon die beiden älteſten, Otto und Adalbert, in den Krieg gezogen waren, und ſich als wackere Kämpfer Ruhm und Ehre erwarben; den freundlichen Luitold nahm der König von Böhmen, wie er mit ſeiner Gemahlin von Trier heimzog, als Edelknappen mit ſich, und nur der zarte Balduin, ein Knabe von funfzehn Jahren, war noch daheim. Die weiſe Mutter hatte aus den Sternen erkundet, daß ihrem jüngſten Sohn von dem Geſchicke beſtimmt ſey, große Dinge zu verrichten, und ſelbſt ſeine Brüder aus grauſamen Fährlichkeiten zu erretten; darum wandte ſie alle Sorge an, ihn wohl und chriſtlich aufzuerziehen; verſäumte aber dabei nicht fleißig in den magiſchen Spiegel zu ſchauen: oft ſah ſie Adalbert und Otto im dichten Gewühl der Feldſchlacht und in großer Lebensgefahr; aber ihr ſtarker Arm half ihnen immer wieder durch, zerſtreute die Feinde und erwarb ihnen neuen Ruhm; der Sachſenfürſt ſchlug ſie zu Rittern, und hoch geehrt und reich beſchenkt von ihm, den ihre Tapferkeit eine wichtige Fehde gewon-

nen hatte, zogen sie weiter. Auch dem Luitold ging es durch mehrere Jahre recht gut, stets sah ihn Frau Gertraud um die Person des Königs, dem er treu diente, und dafür von ihm über die Maßen geliebt wurde, so daß dieser keinen seiner Dienerschaft so gern in seiner Nähe sah, als den freundlichen Luitold, und ihm auch sein ganzes Zutrauen schenkte, zuletzt sogar seinen Schatz in des Jünglings Verwahrung gab. Immer waren die Bilder des Spiegels so freundlich, daß Frau Gertraud fast an der Wahrhaftigkeit der Sterne, die ihren Kindern große Fährlichkeiten geweissagt hatten, zu zweifeln anfing, und jenen seiner als sonst rathfragte.

Mittlerweile war Balduin zum herrlichen Jüngling gereift; gar wundersam war die Schönheit seines Leibes, und Kraft und Jugendblüthe strahlten aus dem freundlichen Antlitz; aber sein Herz sehnte sich nach Ebenheuern, und er bat oft die Mutter, sie möge ihn ausziehen lassen, um sich Ruhm und Ehre zu erkämpfen, wie seine Brüder; doch jedesmal

gebot ihm Frau Gertraud geduldig zu harren, bis ſie in den Geſtirnen den günſtigen Augenblick erſehen, und der begierige Jüngling ſah alle Abend flehentlich zu den Sternen auf und ſang:

Sternlein! ſeyd ihr aufgegangen,
O, ſo ſtillet mein Verlangen.
All mein Wünſchen, all mein Hoffen
Steht hinaus aus dunkelm Walde:
Drum befreiet mich doch balde,
Denn die Welt iſt ſchön und offen.

Gebt der Mutter gute Zeichen,
Daß ich mag mein Ziel erreichen,
Denn ich kann's nicht mehr verhehlen:
Muß nun in der Nähe ſchauen
Jene wundergrünen Auen,
Reich geſticket mit Juwelen.

Balduin hatte ſein zwanzigſtes Jahr erreicht. da nahm die Mutter ihren Spiegel zur Hand, der mehrere Monden im Winkel gelegen, und ſprach zu ihm:

Goldner Spiegel! Zauberbild!
Ohne Säumen, ohne Weilen
Zeige du mir das Gefild,
Wo die Söhne mir verweilen.

Aber welch ein Bild zeigte ſich ihr! — ein ungeheurer Wald breitet ſich vor ihren Blicken aus; unter vielen wilden und zahmen Thieren, die traurig unter einander herum gehen, ohne daß eines dem andern etwas zu Leide thäte, fällt ihr beſonders ein ſchönes weißes Roß und ein aſchgrauer Jagdhund auf. Eine blendend ſchöne Dame beſteigt das Roß und reitet von dannen — ſchnell verändert ſich das Bild; Frau Gertraud ſieht das Hoflager des Königs von Böhmen, und dieſelbe Dame auf dem weißen Roſſe, den aſchgrauen Jagdhund zur Seite, kommt dahin; Luitold drängt ſich an ſie und ſcheint in Liebe für ſie entbrannt zu ſeyn; aber ſtolz nahm die Dame ſeine Huldigungen auf. — Luitold zieht in glänzenden Gewändern einher, mit reichen Kleinodien geſchmückt, und endlich ſcheint die Dame ihm Gehör zu geben — erſchreckt verbarg Frau Gertraud ihren Spiegel und wollte eilen, die Geſtirne rathzufragen, was ſie beginnen ſolle, um ihre Kinder zu retten, aber da hatte ſich der Himmel mit ſchwarzen Gewitterwolken umzogen, der Re-

gen ergoß ſich in Strömen und kein Licht des Himmels bot der zagenden Mutter einen Troſt in ihrem ſchweren Leid.

Als Gertraud am folgenden Morgen wieder in den Spiegel ſchaute, da war keiner ihrer Söhne zu ſehen, nur derſelbe Wald, dieſelben Thiere und ein großer ſchwarzer Eber, der geſtern nicht da geweſen war, zeigte ſich ihren Blicken, und der Hund verfolgte den Eber; aber als er ihn einholte, that er ihm nichts zu Leide, ſondern ſie ſchienen alte Bekannte zu ſeyn, und koſeten freundlich mit einander; noch dieſen Tag wartete ſie ab, und als die Nacht heiter und rein hernieder ſchwebte, da ſtieg ſie auf die Zinne ihres Hauſes und kehrte, nachdem ſie mehrere Stunden oben geweſen war, mit beruhigtem Gemüth zurück.

2.

Am folgenden Morgen trat Frau Gertraud vor Balduins Lager und ſprach:

„Mein lieber Sohn! dein ſehnlichſter Wunſch, auf Ebentheuer auszuziehen, hat ſeine Erfüllung

erreicht, und eine hohe Pflicht ruft dich aus der Heimath.“

Da ſprang Balduin freudig von ſeinem Lager auf, und die Mutter fuhr fort:

„Deine Brüder, o mein Balduin! ſind in großer Bedrängniß, und dir iſt es vorbehalten, ſie zu erretten, ſo du dich einer ſo großen That würdig bezeigen wirſt. Ziehe die grade Straße gegen Aufgang bis du durch Böhmen hindurch gekommen, und an der jenſeitigen Grenze am Eingang eines weiten und dunkeln Waldes einen fünfeckigen eiſernen Thurm findeſt; dort lagre dich, und du wirſt aus den Händen der Unſchuld die Waffen zu dem Kampfe erhalten, den du etwa zu beſtehen haben könnteſt.“

Fröhlich begann der Jüngling ſich anzukleiden, legte eine blanke Rüſtung an, die ihm die ſorgſame Mutter brachte, ſchnallte das gute Schwert um, welches ſie eigends für ihn bewahrt hatte, und ſchwang ſich, nachdem er die gute Mutter noch geliebherzt hatte, und ihren beſten Segen empfangen, wohlgemuth auf das ſchlanke Roß, ſo ſie ihm ſchenkte; er

trabte, wie ihm der Mutter Lehre gebot, gegen Sonnenaufgang, und gelangte endlich zu einem großen Walde an dem Platze, wo ſpäter das Städtchen Hohenmauth erbaut worden iſt — da ſah er ſchon von ferne einen hohen fünfeckigen Thurm aus purem Eiſen, und erkannte gar wohl, daß es derſelbe ſey, von dem ihm die Mutter geſagt hatte.

Balduin beſchloß hier zu bleiben und trat in eine Herberge, die hart am Wege, dem Thurm ganz nahe ſtand; aber als er in der Nacht darüber nachſann und ſich den Kopf zerbrach, was wohl hier mit ihm vorgehen werde, hörte er ein anmuthiges Saitenſpiel in der Ferne ſchallen, und wie er ſich aufgemacht und ins Freie gegangen war, vernahm er die Töne einer Laute, und in dem Thurme ſang eine ſüße weibliche Stimme:

Ach, nun iſt der ſchöne Maimond,
Wo die Blümlein blüh'n im Thal;
Wo die Lerche lieblich ſinget,
Lieblich ſingt die Nachtigall.

Wo ſich Treugeliebte wieder
Neu dem Dienſt der Liebe weih'n,
Und ich Arme ſitz' im Kerker,
Sitze traurig und allein.

Wär' es meines Königs Wille,
Nun, ſo iſts mein hoher Herr;
Aber dieſer Zaub'rin Ketten
Dieſe drücken allzu ſchwer.

Und ich ſeh', wie's draußen taget,
Sehe wie die Nacht bricht an —
Einſt ein Vöglein kam geflogen,
Frohe Kunde bracht's heran.

Aber ach! ein böſer Schütze
Schoß es — lohn ihn Gott dafür!
Seit der Vogel mir entriſſen,
Nahet keine Freude mir.

O, daß jemand mir mein Vöglein
Wiedergäbe — wär's ein Staar,
Daß es mit mir ſchwatzen könnte,
Oder eine Nachtigall.

Balduin war ſehr erfreut über dieſen rührenden Geſang, und zweifelte keinen Augenblick

daß es ihm beschieden sey, der Befreier dieser unglücklichen Dirne zu seyn, und daß er aus ihren Händen die Mittel erhalten werde, auch seine unglückseligen Brüder zu erlösen; er horchte noch lange Zeit, aber die Stimme schwieg, und so oft er sie auch mit den süßesten Namen rief, so schlug doch kein Laut mehr an sein Ohr. Umsonst lauerte Balduin den ganzen folgenden Tag, die ganze Nacht, und wieder den ganzen Tag — die schöne Gefangene erschien nicht, und erst in der dritten Nacht, da er wieder in der Flur umher schweifte, erschien die Jungfrau auf der Zinne des Thurmes; im Mondenlicht sah er ihr weißes Gewand und den flatternden Schleier — er rief ihr zu und bat sie flehentlich, ihm zu sagen, ob er sie retten könne, denn er wolle gern sein Leben wagen, um sie zu befreien.

Gar sehr erfreut ob solcher tröstlichen Worte, bat ihn die schöne Milada, sich unter das einzige runde Fenster des Thurmes zu stellen, wohin sie kommen wolle, seine Worte zu vernehmen. Balduin folgte ihrem Gebote, und als er unter

dem Fenſter einen Eichbaum ſtehen fand, ſo ſchwang er ſich leicht und behende von Aſt zu Aſt bis zu der Höhe des Thurmfenſters, wo er der kommenden Jungfrau harrte, die nicht wenig erſtaunte, als ſie beim Schimmer des Mondes den ſchönen Jüngling ſich ſo nahe erblickte; auch ihn überraſcht Miladas holdſeliges Antlitz, das, obſchon mit der Bläſſe großen Leides überzogen, doch noch wunderſchön war.

Da rief Balduin:

„Sag an, liebreizende Jungfrau! ob ich dich zu retten vermag, und welcherlei Mittel ich zu dieſem Zweck anwenden ſoll?“

Und Milada entgegnete mit holder Freundlichkeit:

„Ich danke dir, o großmüthiger Ritter! aber ſo großes Vertrauen ich auch in deine Tapferkeit ſetze, ſo wird ſie doch nimmer hinreichend ſeyn, mich zu retten, oder auch nur dich ſelbſt gegen die Tücke einer argliſtigen Zauberin zu bewahren. — Flieh vielmehr, o Jüngling! ehe ſie dich in ihre Netze lockt, und dir das grauſamſte Schickſal bereitet.“

Aber Balduin erwiederte:

„Mit nichten bin ich so feige gesinnt, zu entfliehen, wo Gefahr dräut. Ich habe mir vorgenommen, dich zu retten, und so du mir die Ehre erzeigen willst, mich für jetzt und immerdar zu deinem Ritter anzunehmen, so schwöre ich dir, mein Haupt nicht eher ruhig zu legen, bis ich dich wieder in Freiheit gesetzt habe. Sage an, schöne Jungfrau! wer ist der Grausame, der dich hier eingesperrt hat?"

Und Milada antwortete:

„So du mich anhören willst, so werde ich dir mein leidvolles Leben, und wer mich hier eingeschlossen, erzählen: Ich bin aus dem Geschlecht der Könige von Böhmen entsprossen, und sollte mit meinem Vetter, dem Sohne des jetzigen Königs, vermählt werden, als die furchtbare Ismene, die Besitzerin dieses unseligen Hauses, aus fernen Landen an das Hoflager zu Prag kam, und in sündige Liebe für meinen Verlobten entbrannte; sie erklärte ihm ihre Gefühle, und ließ kein Mittel unversucht, ihn von mir abwendig zu machen; aber als sie sah, daß

weder ihre Reize, noch Kunſt und Argliſt und Zauberkünſte ihn von mir zu trennen im Stande ſeyen, verwandelte ſich ihre Liebe in Rachſucht, die ſie an mir zu kühlen begann, denn mitten in der Nacht ergriffen mich ihre dienſtbaren Geiſter und trugen mich durch die Luft hieher, wo ſie durch zauberiſche Künſte mich in dieſen Thurm bannte. Hier ſchmachte ich ſchon mehrere Monden, und meinen Verlobten hat mittlerweile der Gram ob meines Verluſtes getödtet."

Da rief Balduin, vor Wuth und Rache glühend:

„Sag an, wo iſt die Schändliche? Gewiß iſt es dieſelbe, die meine drei Brüder in Thiere verwandelt, und ſo bei ſich behält."

Mit bejahender Miene entgegnete Milada:

„Wohl wird ſie es ſeyn, denn Tauſende von Prinzen und Rittern erfüllen in ſo unglücklicher Verwandlung den Wald; allein wie willſt du ihre Zauberkünſte beſiegen? ihre Reize werden auch dich beſtricken, wie all die andern — denn ſie weiß ſich ſtets jung zu erhalten —

und bald vielleicht wirst auch du als Wolf oder Bär die Schatten des Forstes durchirren. Jedoch, du edler Jüngling! sage an, wer du seyest, und was dich in so jammervolle Fluren leitet?"

Baldum erzählte der Prinzessin, welche Pflicht ihn hieher führe, die, als sie ihn ganz entschlossen sah, in den Wald zu gehen und von der boshatten Zauberin ihre und seiner Brüder Freiheit zu erzwingen, folgendermaßen sprach:

„Wenn du denn keineswegs dich von deinem Vorhaben abwenden lässest, das so edel und heilig ist, daß du wohl auf den Schutz des Himmels zu rechnen Ursache hast, so höre meine Worte, die dir vielleicht zu Nutzen kommen können. Geh zu Ismenen, und deine Schönheit wird dir ihr Herz gewinnen – möge Gott das deinige bewahren! — in zwei Tagen tritt der Vollmond ein, und um dieselbe Zeit befällt die Zauberin ein unwillkührlicher Schlaf, der eine Stunde dauert, und so lange sind alle ihre Bezauberungen aufgehoben — je-

der der verwandelten Ritter und Prinzen hat seine natürliche Gestalt wieder, doch ohne den Wald verlassen zu können. Vielleicht gelingt es dir, in dieser Zeit deine Brüder zu finden, und selbst die Abscheuliche während ihrer Bewußtlosigkeit ihrer unseligen Macht zu berauben — auch nimm diesen Fingerreif mit dem hellleuchtenden Karbunkel; ich erhielt ihn von meiner Pathe, einer mächtigen Faye, und hätte ich, als mich die Dämonen der Ismene ergriffen, nicht vergessen, den Stein einwärts zu drehen, so wäre mir alsbald die wohlthätige Belenia erschienen, mich aus ihrer Macht zu erlösen; aber in diesen Thurm darf die gütige Faye nicht eingehen, und so bringt mir dieser Talisman keinen Nutzen. Nimm ihn, er wird dich in Gefahren schützen, und mögest du glücklich zum eisernen Thurm zurückkehren."

Auf Balduins Bitte reichte ihm Milada zum Abschied die zarte Hand durch das eiserne Gitter, und er drückte einen herzinnigen Kuß darauf, ihr versprechend, daß er bald wieder kehren, und den eisernen Thurm eröffnen wolle;

ſodann zog ſich die Prinzeſſin zurück, und Baldwin kletterte vom Baum herab, in die Herberge zurückkehrend, wo er die ganze Nacht vor großer Erwartung der künftigen Dinge nicht mehr ſchlafen konnte.

3.

Mit Tagesanbruch verließ der muthige Jüngling die Herberge, um Ismenen aufzuſuchen, und er war nicht weit im Walde vorwärts geſchritten, als Töne der Jagd an ſeine Ohren ſchlugen; er hörte freundlichen Hörnerklang, und, ohne daß er den Sänger entdecken konnte, erſcholl ein munteres Lied aus dem Gebüſch:

Klingend war mein Pferd gezäumet,
Klingend mit der Harfenſaite;
Mit ihm ritt ich in die Ferne,
Tönete,
Hüpfete.
Auf ſtieg ich den Hügel, ſchaute
Rund umher nach goldnen Dirnen.
Schaarenweiſe kamen Dirnen,
Tanzten alle um den Hügel,
Hatten Apfelblüth' in Händen.

Mädchen ſah ich in der Fremde,
Schön wie Blumen, friſch wie Roſen. —
Jüngling! der du einſam lebeſt,
Haſt nur Leid und Plage;
Jüngling! nimm dir eine Freundin,
So haſt Lebensfreude.

Wie die luſtigen Töne verhallten, ward es wieder lauter, und wildes Jagdgetöſe erhob ſich; von allen Seiten trieben ſich Jäger und Hunde, auch kurzgeſchürzte Dirnen mit den Waffen der Jagd umher, und ein ſchwer gehetzter Eber kam aus dem dichteſten Forſt auf ihn zu, bei ihm ſtille haltend, gleichſam als ſuche er Schutz zu ſeinen Füßen. Balduin gedachte des unglücklichen Luitolds und blickte mitleidig auf das Thier herab, da folgte der friſchen Spur ein Troß von Jägern und Hunden, und an ihrer Spitze auf einem ſchneeweißen Renner, in koſtbarem Jagdgewande eine wunderſchöne Dame, welche Balduin ſogleich als die Gebieterin der Gegend erkannte.

Ismene war ſo ſehr verwundert als erfreut, einen Ritter in ihrem Forſte zu finden,

wie sie noch nie einen so schönen gesehen hatte; sie empfing ihn auf das Freundlichste, und lud ihn sogleich ein, sie auf ihr Schloß zu geleiten; Balduin — den ihre große Schönheit so sehr überraschte, daß er sich wohl eingestehen mußte, er habe keine so reizende Feindin erwartet, und dessen Herz gewißlich von ihr bestrickt worden wäre, wenn es nicht schon früher eine keusche Liebe für die schöne Gefangene erfüllt hätte — nahm ihre Einladung an, und ward zwei Tage lang von der Zauberin aufs Trefflichste bewirthet. Auf Ismenens Fragen, wer er sey, und von wannen er komme? gab er sich für den Sohn eines baierischen Ritters aus, der auf Ebentheuer ausgezogen, und durch den Zufall, welchen er nicht genugsam dafür preisen könne, hieher geleitet worden sey. Ismene war mit diesem Mährchen zufrieden, und beschloß, den schönen Jüngling, für den sie beim ersten Anblick in Liebe entbrannt war, auf immer an sich zu fesseln.

An dem Abend, wo der Vollmond eintreten sollte, begab sich die Zauberin zeitig in ihr

Schlafgemach, und bat ihren Gaſt, es ihr nicht übel zu deuten, daß ſie ihm nicht Geſellſchaft leiſten könne; er möge ſich daher gefallen laſſen, daß einſtweilen ihre Dienerinnen ihm durch Geſang und Tanz die Zeit zu verkürzen ſuchten. Die Zofen verſammelten ſich in dem großen Saal des Schloſſes, und während eine Schaar derſelben in bunter Reihe auf verſchiedene Weiſe tanzte, ſangen andre zu muntern Harfentönen:

Der Mai iſt kommen wonniglich,
In mannigfacher Schöne;
Ganz neu belaubet, freuet ſich
Der Wald, der Vöglein Töne;
Wohl ſingen ſie mit lautem Schall,
Voraus die liebe Nachtigall;
Ihr Liedeslied ich krone.

Auf! Alt und Jung iſt doch erfreut,
Und rühmt die zarten Frauen!
Sie ſchaffen jede Seligkeit;
Man mag ſie gerne ſchauen.
Wer wär' nicht ihnen immer hold,
Sie geben ſüßer Minne Sold,
Darauf kann jeder bauen.

O denke ſinnig, wackrer Mann!
An zarter Frauen Güte.
Wohl dem, der je ihr Herz gewann,
Dem je ihr Lieben blühte,
Umſtrahlt ein lichter Strahlenkranz,
Und leuchtet wie der Sonnen Glanz,
Die Frauen Gott behüte!

Aber Balduin fühlte ſich durch ihre Tänze und Geſänge wenig erfreut, und als ſie einen Augenblick inne hielten, um zu ruhen, verließ er den Saal und eilte in den dichten Wald, wo er, durch alle Gänge rennend, den Namen Luitold erſchallen ließ, und endlich traf dieſer, ſeinem Rufe folgend, mit ihm zuſammen; er erzählte dem Bruder, wie Jsmene an zwei verſchiedenen Orten mit Otto und Adalbert zuſammengetroffen, wie einer nach dem andern durch ihre Künſte ſo verſtrickt worden ſey, ihr überall hin zu folgen, und ſie zuletzt, nachdem ſie mit einem jeden eine Zeit Kurzweil getrieben, den einen in das weiße Roß, das ſie gewöhnlich ritt, den andern aber in ihren Jagdhund

verwandelt habe, und er schloß seine Erzählung mit folgenden Worten:

„So groß sind die Leiden unsrer Brüder, und doch ist das meine noch bei weitem schwerer und grausamer, da ich im Innersten meines Herzens mir zurufen muß, daß ich es gar wohl verdient habe. O, mein Bruder! wird dein redliches Herz es wohl glauben können, daß ich von dieser Schlange mich so bethören ließ, selbst die Pflicht und Treue gegen den König, meinen Herrn und Wohlthäter zu verletzen? — Um Ismenens Stolze zu fröhnen, so den demüthigen Schatzmeister gering achtete, beraubte ich die königliche Schatzkammer und folgte ihr endlich hieher, wo sie meiner heftigen Leidenschaft bald überdrüßig, mich in einen häßlichen Eber verwandelte, und, wenn ihr die Luft ankommt, mich selbst herumhetzt — o wehe mir! zu schnell ist die Stunde vergangen — so viel habe ich dir noch zu sagen, und das Wichtigste vergaß ich über meiner großen Noth. Fliehe, Balduin! daß nicht die Zauberin dich

im Walde findet, ſonſt wirſt auch du ihrer Rache nicht entgehen.“

Balduin ſprach noch einige Worte des Troſtes zu dem unglücklichen Luitold, und eilte ins Schloß zurück, damit ihn Ismene beim Erwachen nicht vermiſſe; er beſchloß, bis zur Zeit des nächſten Vollmonds hier zu bleiben, zu welcher Zeit er durch Luitold zu erfahren hoffte, welcher Mittel er ſich bedienen müſſe, um Ismenens Macht zu zerſtören.

4.

Die ſchöne Zauberin ward ihrem Gaſte von Tage zu Tage mehr gewogen; ſie fühlte, daß ſie nicht mehr ohne ihn leben könne und bot ihm ihre Hand, und die Theilnahme ihrer Gewalt an. Balduin, durch die Liebe zu ſeinen Brüdern und Milada, ſchlau und vorſichtig gemacht, wußte ſie jedoch künſtlich hinzuhalten, bis der Vollmond wieder eintrat — kaum war Ismene in ihrem Gemache, ſo ſtürzte er in den Wald und ſuchte Luitold auf, der in nicht

geringe Verwunderung gerieth, ſeinen Bruder nach vier Wochen noch frei und in ſeiner eignen Geſtalt auf dem Gebiete der Zauberin zu finden. Auf Balduins Verlangen entdeckte ihm ſein Bruder, die eigentlichen Werkzeuge von Ismenens Macht beſtünden in einem goldnen Schlüſſel und einer unverwelklichen Zauberroſe, und ſchloß ſeine Rede mit folgenden Worten:

„Jener Schlüſſel eröffnet die Thüre des eiſernen Thurmes, und wie er ihr geraubt wird, ſind augenblicklich alle Bezauberungen dieſes Waldes vernichtet; bleibt ihr gleich die Roſe, ſo kann ſie doch allen Gefangenen des Thurmes und Waldes kein Leid mehr zufügen, wenn ihr auch noch eine große Macht übrig bleibt, und es für die Menſchen, denen ſie ſchon ſo vielen Schaden zugefügt, wohl zu wünſchen wäre, daß ihr beides genommen würde.“

„Nach dieſem Bericht verließ Balduin ſeinen Bruder mit dem Verſprechen einer baldigen Erlöſung, und eilte in Ismenens Gemach, um ſie ihrer Macht zu berauben. Die Zaube-

rin lag auf einem herrlichen Ruhebette, und zu deſſen Häupten auf einem golddurchwirkten Kiſſen die beiden Talismane. Aus allzugroßer Begier nach ſeiner Milada griff Balduin zuerſt nach dem goldnen Schlüſſel, und als er zum zweitenmale die Hand ausſtreckte, die Wunderroſe zu ergreifen, war eben die Stunde vorüber. — Ismene erwachte, und ſein Beginnen ſehend, faßte ſie ſogleich die Roſe, ſchwang ſelbe, ſchnell von ihrem Lager auffahrend, und das Gemach erfüllte ſich mit Flammen. — Ismenens dienſtbare Geiſter drangen auf Balduin ein, der aus dem Gemache und durch die Hallen des Schloſſes floh. — Ismene und die flammenden Dämonen verfolgten ihn, da gedachte Balduin des ſchützenden Fingerreifs, den ihm Milada gegeben; er drehte den Karbunkel einwärts, und plötzlich erſchien, von einem blendenden Lichtglanz umſtrahlet, die ſchützende Faye. Ismene fuhr beſtürzt zurück, und gelähmt ſanken die Dämonen zu Boden.

Belenia wünſchte dem kühnen Jüngling Glück zu der großen That, daß er den Zauber

des Waldes, und mit ihm den größern Theil von Ismenens Macht vernichtet habe. Diese entwich beſchämt, jene aber geleitete den entzückten Balduin zum eiſernen Thurm, den ſie, ſobald die Pforte geöffnet und Milada herausgegangen war, durch ein Wort in Staub verwandelte. Die Faye vereinigte das liebende Paar, verſicherte ſie ihres Schutzes und reichte beim Abſchiede Balduin eine ſchönglänzende Frucht mit folgenden Worten:

„Nimm dieſen Granatapfel, der nimmer verdorrt, und wenn dereinſt ein Unfall euch trifft, ſo zerbrich ihn, daß ich dir zu Troſt und Hülfe erſcheine.“

Ohne den Dank des Beſchenkten abzuwarten, verſchwand die Faye, und Balduin zog mit ſeiner Braut und einer großen Schaar von erlöſten Buhlen der Zauberin an das Hoflager des Königs von Böhmen, welcher ſehr erfreut war, ſeine tugendhafte und ſchöne Baſe wieder zu ſehen; und als er den ganzen Verlauf der Sache erfuhr, belehnte er Balduin mit der Grafſchaft Raudnitz; ſeine beiden ältern Brüder er-

hielten Stellen im Heer, und auf Miladas Vorbitte vergab er auch dem treuloſen Luitold, deſſen wahre und aufrichtige Reue jedermann bewegte; ja er erhob ihn ſogar zu ſeinem Kämmerer, für welche Gnade alle Geſchwiſter gerührt dankten.

Von dieſer Zeit an erhielt Frau Gertraud nur frohe Kunde von ihren Söhnen, denn ehe ein Jahr ins Land ging, hatte Gräfin Milada ihrem Gemahl ein wunderſchönes Söhnlein geboren, und jeder Bothe von ihm erzählte ihr neues Glück und Segen ohne Ende. In mehrern Jahren gebar die Gräfin drei holde Töchter und alles wies auf Freude hin, nur eines verwunderte ſie: wenn ſie ihren Spiegel hernahm und zu ihm ſprach:

Goldner Spiegel! Zauberbild!
Ohne Säumen, ohne Weilen
Zeige du mir das Gefild,
Wo die Söhne mir verweilen.

Da zeigte ihr das blanke Metall alle ihre Kinder deutlich und in lebhaften Farben, nur die

liebreizende Geſtalt ihrer edlen Schnur und ihrer Kleinen vermochte ſie nicht gehörig auszunehmen, und ſie glichen wandelnden Schatten, welches ſie anfänglich für die Anzeige eines baldiges Todes hielt; da ſie jedoch die Sterne rathfragte, und dieſe ihr ein langes Leben der Gräfin verkündeten, ſo ward ſie darüber ſehr bedenklich und brachte manche Stunden und Tage in fruchtloſem Nachſinnen zu. Endlich bat Balduin ſeine Mutter ſo lange und inſtändig, ſie möge doch bei ihm auf dem Schloß Raudnitz wohnen, daß ſie ſeinem zärtlichen Bitten nicht länger widerſtand, und ſich zu ihm begab; aber ſie fühlte einen geheimen Widerwillen gegen ſeine Gemahlin, ſo ſie ſich keineswegs zu erklären wußte; aber doch, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht zu überwinden vermochte.

Eines Tages war Frau Gertraud in dem Gemache ihrer Kinder, und hatte den kleinen Enkel auf dem Schooſe, der ſich gar wild und ungeberdig benahm, als durch einen Zufall Balduin den Granatapfel, den ihm die Faye ver-

ehrt, in die Hand nahm; er achtete dieß Geſchenk wenig mehr und hielt ſein Glück für ſo feſt gegründet, daß er nicht glaubte Beleniens Schutz jemahls mehr zu bedürfen. Balduin ſpielte mit der glänzenden Frucht; auch die Gräfin nahm [illegible] in die Hand, fragte, woher er ſie habe und begehrte ſie zu eſſen. Das fiel dem Grafen ſchwer aufs Herz, denn er wußte zar wohl, Milada ſey gegenwärtig geweſen, als Belenia ihm ſelbe beim Abſchiede reichte — ohne zu überlegen, was er thue, bot er der Gemahlin an, ſelbe mit ihm zu theilen. Die Gräfin brach, und in demſelben Augenblicke ſah Balduin die verhaßte Ismene vor ſich ſtehen; auf Gertrauds Schooſe ſaß ſtatt des ſchönen Knaben ein ungeſtalteter Dämon mit Bocksfüßen und großen Hörnern, den ſie in der Angſt ihres Herzens von ſich abſchüttelte. Die Fayn Belenia von einer milden Klarheit umfloſſen, trat aus der ſich öffnenden Wand, ihr zur Seite Milada, mit ihrem engelſchönen Sohn auf dem Arme.

Als Ismene im Zauberwalde verſchwand,

da verfiel ſie über Balduins Verluſt in eine Art von verliebter Raſerei, und beſchloß, ihn, den ſie trotz aller Unbilden, die er ihr zugefügt, zu lieben nicht aufhören konnte, zu beſitzen, um jeden Preis; da ihr die unverwelkliche Zauberroſe noch die Macht gab, jede Geſtalt anzunehmen, und viele ihrer Geiſter ihr noch dienſtbar geblieben waren, ſo ließ ſie durch einige derſelben die Gräfin, als ſie einſt mit ihrem Kinde im Garten luſtwandelte, abermals entführen, und ſie — weil ihr kein bezaubertes Gefängniß mehr zu Gebote ſtand, und ſie ihr Leben nicht antaſten durfte — in ein entferntes Land tragen, worauf ſie ſelbſt Miladas Geſtalt annahm und an ihrer Stelle mit einem ihrer Geiſter, den ſie ſo verwandelte, daß er wie der Knabe ausſah in Raudnitz erſchien; doch konnte ſie es nicht hindern, daß Belenia ihren Schützling zu ſich in ihr kriſtallnes Schloß auf den Höhen des Libanon nahm. Ismene gründete die Hoffnung, die Früchte ihres Verrathes lange zu genießen, nur auf den Umſtand, daß es den Feyen nicht erlaubt ſey, den Sterb-

lichen ungerufen zu erſcheinen, und hatte mehrere Jahre Balduins Liebe genoſſen, ihm drei Töchter geboren, als ſie durch den Bruch des Granatapfels ihr ſchändliches Gewebe ſelbſt wieder zerſtörte.

Balduin errieth Ismenens Tücke; er ſtürzte zu den Füßen der Fay, die ihn mit ſeiner wahren Gemahlin wieder vereinigte. Frau Gertrauds Spiegel zeigte wieder das volle Bild der ſchönen Schnur, und Ismene mit ihrem dienſtbaren Dämon ging in eine unterirdiſche Höhle, wo ſie noch immer todt. Die drei Fräuleins behielt der Graf bei ſich, und Milada erzog ſie ſo ſorgfältig, daß ſie eben ſo viele Tugenden beſaßen, als ihre Mutter Laſter in ihrem ſchwarzen Gemüthe nährte.

St. Walburgis-Nachtstraum

oder

die drei Gesellen.

1.

Es war durch chriſtlichen Glaubensmuth und große Tapferkeit das heilige Kreuz wieder auf die Thürme Jeruſalems gepflanzt; Gottfried von Bouillon beherrſchte das neue Reich der Chriſten und viele von den Streitern des Herrn zogen, froh an ſolchem Werke Antheil genommen zu haben, ins Vaterland zurück; unter dieſen Wanderern befanden ſich auch drei tapfere Geſellen, aus dem heiligen römiſchen Reiche gebürtig, ſo aus Landsmannſchaft beſchloſſen hatten, den Heimweg mit einander zu vollenden. Alle drei hatten ſich wacker gehalten; aber von dem Glücke waren ſie gar verſchieden bedacht worden, denn die beiden ältern hatten nur geringe Beute gemacht und ſolche leichtſinnig wieder verſchwendet, da hin-

gegen der jüngſte von ihnen, Wolfgang mit Namen, einem vornehmen Muſelmann einen beträchtlichen Schatz von Gold und Edelſteinen abgenommen und nun als ein reicher Mann in die Heimath zurückkehrte. Darüber waren die beiden andern in ihrem Gemüthe ſehr erzürnt und ſannen oft darüber nach, wie ſie ihm wohl ſeinen Schatz entwenden könnten; aber Wolfgang war wohl auf ſeiner Hut, denn er hatte oftmals ihre gierigen Blicke geſehen, und er gab ihnen nimmer eine Gelegenheit, ſolchen Diebſtahl auszuführen.

Als nun der junge Geſell eines Morgens, mit ſeinem Räuzlein unter dem Kopfe noch eines erquickenden Schlummers genoß, da verabredeten ſich die Böſewichter, ſobald ſich eine gute Gelegenheit darböte, ihm ſeinen Schatz mit Gewalt abzunehmen, und ihn dann ſo zuzurichten, daß es ihm unmöglich werde, ſie zu verfolgen. Wenige Tage, nachdem ſie dieſe verruchte That beſchloſſen hatten, gelangten ſie in einen großen Wald, der gar kein Ende nehmen

wollte — ermüdet und hungrig lagerten ſie ſich endlich in ſeiner Mitte, zündeten ein luſtiges Feuer an, und ſteckten ein Häslein, das ſie unterwegens gefangen hatten, an den hölzernen Spieß. Des kargen Schmauſes harrend, ſchwatzten ſie allerhand, und die böſen Buben wendeten ſich mit verſchiedenen freundlichen Reden zu dem unſchuldigen Wolfgang, damit er nicht ſehe, wie ſie ein breites Eiſen im Feuer erhitzten; aber wie ſie meinten, es werde hinlänglich glühend ſeyn, fielen ſie unbarmherzig über den Wehrloſen, der ſich ſolchen Angriffes keinesweges verſehen, blendeten ſeine Augen, nahmen ihm das ſchwere Ränzlein ab, und eilten ſchnellen Laufes von dannen. Vergebens ſchrie der unglückliche Geſelle ihnen nach und flehte die Böſewichter aufs Kläglichſte an, ſie möchten ſich ſeiner erbarmen und ihn aus dem Walde führen, damit er nicht in dieſer Wildniß verſchmachten müſſe; aber wenig achteten dieſe ſein Flehen und eilten mit verdoppelter Schnelle weiter. Da klagte der Aermſte bitterlich über die boshaften Ge-

ſellen, und um ſein Gemüth mit Tröſtung zu erquicken, wandte er ſeinen Sinn zu Gott und bat ihn inbrünſtig, ihm beizuſtehen in ſeiner großen Noth, und die Schritte eines Menſchen heranzuleiten, der ihn aus dieſem furchtbaren Walde führte.

Wolfgang hörte es endlich am Sturmwinde und dem fernen Tone des Käuzleins, daß die Nacht hereingebrochen war, und weil er ſich ſehr fürchtete, von wilden Thieren zerriſſen zu werden, ſo kletterte er mit vieler Mühe auf einen hohen Baum, deſſen Aeſte ihn aufnahmen und ihm ein anmuthiges Lager gewährten, ſo daß er, trotz ſeines großen Leidens, endlich einſchlief; aber als es ohngefähr gegen die zwölfte Stunde gehen mochte, da däuchte es ihm, als vernehme er Stimmen in ſeiner Nähe, und einen ſchauerlich luſtigen Geſang.

Es war nämlich die Walburgis-Nacht, und der Forſt, in dem ſich Wolfgang befand, ein Theil des ungeheuern Harzwaldes, in dem ſich die Hexen zu verſammeln pflegten, ehe ſie

ſich bei dem Feſte auf den Höhen des Brocken einfanden; es war ihr Gebrauch, ſich in die Gipfel der Bäume zu ſetzen, und ſo lange zu ſingen, und ſich über Thaten und Angelegenheiten der Menſchen und ihre eignen zu beſprechen, bis alle verſammelt waren, und ſie dann in wilder Schaar den Blocksberg hinan ſchwärmten.

2.

Mit luſtiger Stimme fing eine der Hexen folgendes Spottlied zu ſingen an, wozu die andern Schweſtern einen Rundtanz in der Luft begannen:

Wer ſoll Braut ſeyn?
Eule ſoll Braut ſeyn.
Die Eule ſprach:
„Ich bin ein ſehr gräßlich Ding,
Kann nicht die Braut ſeyn;
Ich kann nicht die Braut ſeyn.“

Wer ſoll Bräutigam ſeyn?
Zaunkönig ſoll Bräutigam ſeyn.

Zaunkönig ſprach
Zu ihnen hinwieder den beiden:
„Ich bin ein ſehr kleiner Kerl,
Kann nicht Bräutigam ſeyn;
Ich kann nicht Bräutigam ſeyn.“

Wer ſoll Brautführer ſeyn?
Krähe ſoll Brautführer ſeyn.
Die Krähe ſprach
Zu ihnen hinwieder den beiden:
„Ich bin ein ſehr ſchwarzer Kerl,
Kann nicht Brautführer ſeyn;
Ich kann nicht Brautführer ſeyn.“

Wer ſoll Koch ſeyn?
Wolf ſoll der Koch ſeyn.
Der Wolf ſprach
Zu ihnen hinwieder den beiden:
„Ich bin ein ſehr tückiſcher Kerl,
Kann nicht der Koch ſeyn;
Ich kann nicht der Koch ſeyn.“

Wer ſoll Einſchenker ſeyn?
Haſe ſoll Einſchenker ſeyn.

Der Haſe ſprach
Zu ihnen hinwieder den beiden:
„Ich bin ein ſehr ſchneller Kerl,
Kann nicht Einſchenker ſeyn;
Ich kann nicht Einſchenker ſeyn.“

Wer ſoll Spielmann ſeyn?
Storch ſoll Spielmann ſeyn.
Der Storch ſprach
Zu ihnen hinwieder den beiden:
„Ich habe einen großen Schnabel,
Kann nicht wohl Spielmann ſeyn;
Ich kann nicht Spielmann ſeyn.“

Wer ſoll der Tiſch ſeyn?
Fuchs ſoll der Tiſch ſeyn.
Der Fuchs aber ſprach
Zu ihnen hinwieder den beiden:
„Schlagt von einander den Schwanz,
So wird er euer Tiſch ſeyn.“

Die Hexen erfreuten ſich über dieſes Lied, und als ſie lange genug geſcherzt hatten, fingen ſie an über ihre Künſte zu ſprechen, wo eine jede ſich gar ſehr rühmte und lobte; un-

ter andern ſprach eine Hexe (die wußte Liebestränke zu bereiten) folgendermaßen:

Hört alle mir zu mit Freuden —
Wir thäten uns herbeſcheiden,
Daß jede mög' ihre Kunſt bewähren
Und auch den andern etwas lehren.
So wißt, daß ich mit meiner Kunſt
Bezwingen kann aller Männer Gunſt,
Mit Zauberliſt an ich's ihnen thu,
Daß ſie haben ohne mich keine Ruh.

Ueber ſolche Kunſt ſpottete eine zweite Hexe und nahm das Wort:

Du kannſt wahrlich nicht viel;
Doch meine Kunſt ich erzählen will:
Die Wunden kann ich ſtillen und heilen,
Und Milch melken aus den Thorſäulen;
Die Ottern bannen, den Wurm beſiegen,
Und wo beſchriene Kinder liegen,
Da mach ich ſie wieder geſund,
Das iſt im ganzen Lande kund.

Aber eine dritte konnte es gar nicht erwarten, bis ſie zur Rede kam und ſchrie:

Wollt ihr meine Künſte hören —
Ich kann den Teufel beſchwören,
Sobald ich will, in einen Kreis,
Daß er verborgene Schätze mir weiſ'
Auch ſeh' ich allerhand Geſicht,
Was viele Meilen von hier geſchicht,
Und kann den Leuten wahrſagen,
Wohin man ihnen hat was entragen.

Da lachte die vierte überlaut mit gellendem Schall und fuhr fort:

Ihr ſeyd mir alle nur ſeicht gelehrt,
Die wahre Kunſt, die iſt mir beſcheert;
Den Teufel hab' ich genommen an,
Ich bin ſeine Frau und er mein Mann;
Der hilft mir nun Wetter machen,
Daß drob die Wucherer lachen,
Wenn ich's Getreid in die Erde ſchlag,
Mit Hagel, Blitz und Donnerſchlag.

Doch fing noch eine fünfte ſich zu prahlen an, vermeinend, was ſie könne, ſey doch das Beſte von allen, und verſetzte:

Da mögt ihr ſelber das Urtheil fällen —
Ich kann mich in eine Katze verſtellen,
Auch kann ich reiten auf dem Bock,
Wohl weit hin über Stein und Stock,
Wohin ich will durch Berg und Thäler,
Aus der Küche in den Weinkeller;
Da hohl' ich mir gute Flaſchen mit Wein,
Würſt', Hühner, Gänſe, wo ſie auch ſeyn,
Damit erfreu ich meine Gäſte,
Drum iſt meine Kunſt allweg die Beſte.

Da ſchlugen die geſammten Hexen ein hölliſches Gelächter auf, und als ſie noch eine Weile über ihre ſchwarzen Künſte geſprochen, fiel ihre Rede auf die Begebenheiten der Welt und Menſchen, und die zweite Hexe, welche unfern von Wolfgang in einem Baume ſaß, begann alſo zu ſprechen:

Seht ihr den Vollmond ſcheinen? —
Sollte doch billig weinen,
Von dieſem Walde ſein Licht abwenden,
Wo heute von verruchten Händen,
So arge That iſt begangen worden. —
Denn es zogen mit muntern Worten
Drei junge Geſellen einher,
Wovon der eine im Kreuzesheer,
Gewonnen hatt' reiche Beute von Gold,
Und erſpart ſich von ſeinem Sold;
Aber als er ſo friedlich daher that wandern,
Da überfielen ihn die beiden andern,
Beraubten des Schatzes ihn und des Augenlichts,
Und gingen fort, als wäre das nichts.
Doch iſt noch dem Jüngling zu helfen,
Denn ehe am Morgen die fleißigen Elfen
Spinnen die Fäden über die Au,
Fällt ein gar heilſamer Thau;
Netzt er damit die ausgebrannten Höhlen,
So wird ihm die Rettung nicht fehlen,
Schnell kehrt ihm das Augenlicht wieder zu-
rück. —
Günſtig ſey dem Jüngling das Glück!

Und als ſie ſchwieg, da nahm die Wettermacherin das Wort und ſprach:

Könnt ihr hinter des Berges Rücken
Wohl die Thürme der Stadt erblicken,
Die ſo glanzvoll zum Himmel ſtrebt,
Wo am Morgen die Sonne ſich hebt?
Dort iſt gar große Noth,
Aller Augen weinen ſich roth —
Denn ein tückiſcher Geiſt
Ihnen die Quellen verſchleußt,
Und im tiefen Grunde
Jaget er rings in die Runde;
Mögen ſie graben und klopfen,
Nicht ein erfriſchender Tropfen
Labt den lechzenden Gaum,
Nimmer finden ſie Waſſer im Raum;
Schicken zum Himmel die fruchtloſe Bitte,
Haben die Hilfe doch in ihrer Mitte:
Auf dem Markte gemein
Steht St. Martinus von Stein —
Zwei Schuh gegraben, ſo fließet hell
Ein friſcher labender Quell.

Wohl würde ein großer Lohn
Dem betriebſamen Erdenſohn,
Der ihr ſolchen Quell herausfände,
Macht' all der großen Noth ein Ende,
So ihnen auflud ein böſes Geſchick. —
Günſtig ſey dem Jüngling das Glück!

Dann aber fuhr die Geiſterbannerin fort:

Geſtern erſt bin ich aus Böheim kommen,
Hab dort gar großen Jammer vernommen,
Denn des Herzogs einziges Kind
Iſt von böſer Krankheit entzünd't;
Bruſt und Haupt und Wangen
Sind ihr vom ſchmerzlichen Ausſatz umfangen,
Und der Vater zum Lohn
Setzt ſchon die Tochter und Thron,
Wer es vermöge ſie zu geſunden;
Aber es hat ſich noch keiner gefunden,
Wird auch keiner gewinnen den Preis,
Weil er nicht das Geheimniß weiß,
Und was die Krankheit thät entzünden —
Solches will ich euch jetzo verkünden:

Wenige Monden mögen es ſeyn,
Wollt' ſich von ihren Sünden befrei'n
Die Prinzeſſin, in frommer Erkenntniß
That ſie dem Prieſter ein wahrhaft Bekenntniß;
Als er ihr aber bot
Freundlich das heilige Brot,
Siehe! da fiels zum Boden hernieder
Und die Jungfrau bückte ſich wieder —
Aber, unter dem hohen Altar
Saß eine Kröte, die nahm es war
Und ſie ergriff die Hoſtie ſchnelle
Und verbarg ſich unter der Schwelle.
Da nun das Fräulein ſolche nicht fand,
Sank ihr das Betbuch aus der Hand;
Von den Wangen erblich das Roth,
Und ins Schloß trug man ſie halb todt;
Ein Ausſatz ergriff die zarten Glieder,
So liegt ſie nun krank darnieder,
Und die Kröte ſitzt, wunderbar
Angeheftet unter dem Hochaltar,
Denn nimmer erlaubet Gott,
Daß ſie genieße ſo heiliges Brot,
Und die Prinzeſſin kann nicht eher geſunden

Bis das köſtliche Gut wieder gefunden,
Bis der Prieſter, dazu beſtimmt,
Die Hoſtie von dem Thiere nimmt,
Der Fürſtin ſie reicht mit geweihter Hand —
Das nur errettet vom Grabesrand,
Das nur erheitert den matten Blick, —
Günſtig ſey dem Jüngling das Glück!

So ſprächen die Hexen, die den Jüngling bedauerten, weil er unſchuldig ſo großes Leid erduldet, und als ſie ihre Reden geendet hatten, da erſchien Belzebub auf einem feurigen Drachen, ſie zum Feſt und Walburgismahl abzurufen; freudig hoben ſie ſich in die Lüfte und machten ſich alleſammt unter großem Getümmel auf den Weg.

3.

Wolfgang hatte kein Wort des Hexengeſpräches vergeſſen, und als die kühle Morgenluft wehte, da ſtreifte er den heilſamen Thau von den Blättern und wuſch damit ſeine wun-

den Augen — und ſiehe! als er dieß einigemale wiederholt hatte, erkannte er alle Gegenſtände um ſich her und ſah heller als jemals zuvor. Das machte ihm gute Hoffnung, daß auch die übrigen Erzählungen der Hexen wohl kein Trug der Hölle ſeyn möchten, und er ſtieg wohlgemuth von dem Baum herunter, hoffend, daß er noch Erſatz für ſein großes Leid und den Verluſt ſeiner Habe finden könne.

Munter förderte der Jüngling ſeine Schritte, und ehe der Abend anbrach, erreichte er die Stadt, deren große Noth er aus den Reden der Hexen vernommen hatte; ſchon auf dem Wege ſah er viele Wagen mit leeren Tonnen fahren, die in der Gegend geweſen waren um Waſſer zu erbetteln oder zu kaufen; aber da grade eine große Dürre eingefallen war, hatten ſie deſſen nirgend Ueberfluß, und welche noch einiges hatten, geſtatteten jenen nicht, es von dannen zu füh-

ren, weil ſie ſelbſt noch Mangel daran zu leiden befürchteten — ſo wie er der Stadt näher kam, ſah er Leichen heraus führen, lauter Menſchen, die ſchon aus Mangel eines erfriſchenden Trunkes verſchmachtet waren, und an dem Thore ſtanden, ſaßen und lagen viele Hunderte von Menſchen, die ſchon ſehr matt waren und der kommenden Wagen ſehnlich harrten; als dieſe nun erſchienen, und ihre Führer mit trauriger Miene berichteten, wie es ihnen ergangen, da fingen ſie ſo laut zu ſchreien und zu wehklagen an, als es ihre wenigen Kräfte erlaubten.

Dem frommen Wolfgang blutete das Herz im Leibe, und er hätte gern, auch ohne allen Lohn ſeine frohe Mähr alſogleich verkündet; aber er ſah ſehr wohl ein, daß für ſelbigen Abend nicht mehr die Ausgrabung des Brünleins zu bewerkſtelligen ſey, und beſchloß, dazu den folgenden Morgen zu erwarten; einſtweilen ging er in die Stadt, und erkundigte

ſich bei einem ehrwürdigen Greis, der vor ſeiner Hausthüre ſaß, wo er wohl das ſteinerne Bild des heiligen Schutzpatrons Martinus finden könne, zu dem er gern ſeine Andacht verrichten möchte.

Der wies ihn zurecht, ſegnete ihn und ſprach:

„Möchten doch alle Jünglinge ſo frommen Sinnes ſeyn, als du, mein Sohn! aber es gibt unter ihnen gar gottloſe Geſellen; ſo kamen ihrer heute am Morgen zwei hier durch — in ihrer Kleidung glichen ſie faſt dir; aber nicht an Tugend und Sitten, denn, ſtatt mitleidig der hatten Prüfung eingedenk zu ſeyn, die uns der Herr auferlegt hat, ſpotteten ſie unſrer großen Noth, und trieben allerlei Kurzweil mit den Bewohnern dieſer Stadt.

Das mißbilligte Wolfgang gar ſehr, der leichtlich errieth, daß es keine andern, als die böſen Buben geweſen, die mit ihm von Pald-

ſtina gezogen waren, und, nachdem er dem Alten eine gute Nacht gewünſcht hatte, begab er ſich auf den Marktplatz, wo er bald das Bild des heiligen Martinus fand, vor dem er niederkniete und ein inbrünſtiges Gebet anhob. Nachdem er ſeine Andacht vollendet hatte, fing er an, den Platz rund herum zu unterſuchen, wo wohl das Brünnlein verborgen ſeyn könnte, und als ſein Wanderſtab auf einen großen viereckigen Stein traf, der in dem Pflaſter eingegraben war, da ſcholl es ihm ſo hell entgegen, daß er nicht länger zweifelte, den Quell entdeckt zu haben, und froh in eine Herberge eilte, um der Ruhe zu genießen, und am folgenden Morgen das Leid der Stadt zu enden.

Um die Mitternachtsſtunde lag Wolfgang in tiefem Schlummer, als ein gewaltiges Getöſe ihn daraus erweckte, und vor ſeinem Lager ſtand ein rieſenhaftes Geſpenſt, deſſen Augen gleich zwei Lampen aus den tiefen Höhlen herausleuchteten, ſo daß das ganze Zimmer

davon erhellet war. Es war dieß derſelbe Berg-geiſt, der die unglücklichen Stadtbewohner ſeiner Bosheit opfern wollte; er war des Jünglings Abſicht inne geworden, und drohte ihn unter den fürchterlichſten Martern zu tödten, wenn er es wagte, den Quell des heiligen Biſchoffs Martinus zu entdecken; dagegen verſprach er ihm große Schätze zu ſchenken, und ihn zum großen und vornehmen Mann zu machen, wenn er das Geheimniß ewig in ſeiner Bruſt bewahren, und gleich am folgenden Morgen weiter ziehen wollte.

Rudolph hütete ſich wohl, dem Berggeiſte ein einziges Wort zu entgegnen, ſondern empfahl ſich andächtigen Sinnes in den Schutz des Biſchoffs Martinus, und ſchlug das Zeichen des heiligen Kreuzes, worauf der unreine Geiſt mit entſetzlichem Gepolter in die Erde verſank.

Als der Morgen kaum angebrochen war, begehrte der Jüngling zu den Aelteſten der

Stadt geführt zu werden, und fragte, welch eine Belohnung wohl dem zu Theil würde, der die Stadt aus ihrer großen Waſſernoth errettete? Da ſchauten ihn die Vorſteher bedenklich an, und fragten, ob er ſich ſolches wohl zu bewerkſtelligen getraue? aber Wolfgang gab vor, er ſey ein wohlerfahrner Bergknappe, und es dünke ihm, als ſpüre er in dem Grund und Boden dieſer Stadt einen anſehnlichen Reichthum an Waſſer, der mit einem Male Ueberfluß in die Stadt bringen würde. Da verſprachen ihm die Aelteſten eine Belohnung von tauſend Goldgulden; hatten aber noch immer wenig Vertrauen in ſeine Verheißungen, indem ihnen gar wohl bewußt war, welch arge Bosheit ihnen all ihr Waſſer abgeleitet hatte; aber Wolfgang hielt ſich munter dran, begehrte eine Anzahl Arbeiter mit Hacken und Schaufeln, und als er mit dieſen auf dem Marktplatz kam, befahl er ihnen, zuerſt den Stein zu heben, der ihm geſtern ſo hell erklungen war, und gleich wie

dieß geſchehen war, ſchien ihnen, als bemerkten ſie einige Feuchtigkeit, ſo daß einer aus ihnen vor großem Durſt niederfallen wollte, und die feuchte Erde ausſaugen; aber Wolfgang ermunterte ſie, fleißig weiter zu graben, und nach einer kleinen Weile, als ſie noch ein paar Eimer voll Schutt und Stein weggeſchafft hatten, da rauſchte ihnen ein ſtarker und klarer Quell entgegen, daß ſie vor Freuden laut aufſchrien.

Die frohe Kunde verbreitete ſich bald durch die ganze Stadt, und alles drängte ſich auf den Markt, um den Wundermann zu ſehen, den ſie für nichts Geringeres als einen Engel, vom Himmel zu ihrer Rettung geſandt, hielten. Freude und Hoffnung belebte auch die Kranken und Schwachen, die noch Tages zuvor kaum am Krückenſtabe einher wankten, mit neuer Kraft, daß ſie ohne Stütze ſich auf den Markt begeben konnten, wo ihnen der wunderbare Fremdling Troſt und Labung verſchafft hatte.

Höchlich vergnügt ob ſeiner That, ging Wolfgang wieder zu den Aelteſten, die ihm unter großen Dankſagungen ſeinen wohlverdienten Lohn auszahlten, dann zog er munter von dannen.

4.

Ohne weitern Aufenthalt begab ſich der Jüngling nunmehr an das Hoflager des Herzogs von Böhmen, welches er in gar großer Traurigkeit antraf, wie er ſich ſolches nach den Erzählungen der Hexen in der Walburgis-Nacht leicht vorſtellen konnte. Alles ging in der größten Beſtürzung umher, und wenn gleich einige fühlloſe Herzen an den Schmerzen der frommen Prinzeſſin keinen wahrhaften Theil nahmen, ſo durften ſie ſich ſolches gleichwohl nicht merken laſſen, weil ſonſt der Tadel aller Gutgeſinnten, welche die erlauchte Jungfrau anbeteten, ſie hart getroffen haben würde.

Wolfgang ließ ſich bei dem Herzoge als ein reiſender Arzt melden, der aus fremden Ländern gekommen ſey, und die Prinzeſſin ganz ſicherlich herzuſtellen verſpreche. Da erheiterte ſich des Fürſten kummervolles Antlitz, denn, wenn er gleich ſchon ſo oft in ſeiner frohen Hoffnung ſich getäuſcht geſehen, ſo konnte er ſich gleichwohl nicht enthalten, jedesmal eine neue zu faſſen, daß ihm ſein geliebtes Kind wieder geſchenkt werden möge; er ließ den fremden Arzt zu ſich rufen, verkündigte ihn nochmals, welchen Lohn er auf die Geneſung ſeiner Tochter geſetzt habe, und führte ihn ſodann ſelbſt in die Gemächer der Prinzeſſin; aber dieſe wollte von keinem Arzte mehr hören, weil ſchon ſo viele ihr fruchtlos Beſſerung verheißen hatten, und erſt nach langem Bitten ihres Vaters verſtattete ſie dem neu angekommenen Doktor ſich an ihr Bette zu begeben. Obgleich das Antlitz der Prinzeſſin ganz mit einem ſchuppigen Ausſatz bedeckt war, ſo errieth Wolfgang doch, daß ſie ſehr ſchön ge-

weſen ſeyn müſſe, und prieß ſich glücklich, daß er durch ſein Unglück zu ihrem Beſitz geleitet worden war; auch der Prinzeſſin däuchte es, als dürfe ſie es nicht bereuen, gegen ihren Vorſatz und Willen dieſen Arzt angenommen zu haben, ſo tröſtlich kam ihr ſein ſchönes und frommes Antlitz vor; nachdem er ſie über die Dauer ihrer Krankheit befragt hatte, verordnete er ihr zum Schein einen Kühltrank, und verſprach am folgenden Morgen wieder zu kommen, ſeiner Wirkung nachzufragen.

Noch an demſelben Abend ging Wolfgang zu dem Hofcappellan, und bat, ihn Beichte zu hören; nachdem er aber dem ehrwürdigen Prieſter alle ſeine Sünden vertraut, und die Abſolution erhalten hatte, entdeckte er ihm auch den ſonderbaren Fall mit der Prinzeſſin, und erſuchte den Cappellan, ſogleich mit ihm in die Capelle zu gehen, welches Begehren dieſer willig erfüllte. Wolfgang ergriff eine Wachsfackel, trat ehrerbietig dem Prieſter vor-

an, und als ſie ans Hochaltar kamen, befand ſich alles ſo, wie es der Jünaling zuvor geſagt hatte: eine mächtig groſſe Kröte ſaß unter den Stufen des Altars, und hielt die geweihte Hoſtie im Maule. Wolfgang ſah dieſes zuerſt, aber er kannte die Heiligkeit ſolchen Himmelsbrotes zu wohl, als daß er gewagt hätte, daſſelbe zu berühren; auf ſein Begehren nahm der Prieſter die Hoſtie aus dem Maul des Thieres, welches ſogleich todt blieb, und nach wenigen Augenblicken in Staub zerfiel; er verwahrte ſie wohl, um ſolche am folgenden Tage der Prinzeſſin zu reichen

Als der jugendliche Arzt am Morgen zu der Kranken kam, bat er ſie, vor allem ihre Seele durch den Genuß des heiligen Abendmahls zu erquicken, damit ſodann auch ihr Leib der Wirkung ſtärkender Arzneien theilhaftig werden könne; ſolches ließ ſich die Prinzeſſin gar gern gefallen, zumal da ſie in

dieſen ihren neuen Arzt ein groſſes Zutrauen ſetzte; aber der Herzog und ſein Hofgeſinde erſchracken ſehr, vermeinend, der fremde Doktor habe alle Hoffnung auf die Geneſung des Leibes aufgegeben, und wolle nur noch auf das Heil der Seele Bedacht nehmen. Was die Hofleute betrifft, ſo ließ ſie der Jüngling in ihrem Glauben; aber den Herzog beruhigte er bald, indem er ſagte: „Man möge ihm den Kopf abſchlagen, wenn nicht die Prinzeſſin binnen vier und zwanzig Stunden geneſen wäre.“

Als der Prieſter von der Prinzeſſin ging, und ſie die verlorne Hoſtie genoſſen hatte, da ſchien es, als ergöſſe ſich neues Leben in ihre Adern; die Schmerzen ließen allmählig nach; die Schuppen des Ausſatzes fielen ab, und ehe ſechs Stunden vergingen, konnte ſie ſchon außerhalb des Bettes ſeyn — ja, am folgenden Morgen brachte die fürſtliche Jungfrau, ganz geneſen und ſchöner

als je in holdem Liebreiz ſtrahlend, ihrem Vater den Morgengruß.

Unmöglich iſt es, die Freude des Herzogs zu beſchreiben, und die Lobeserhebungen nachzuſagen, womit er den glücklichen Wolfgang überhäufte; ja, wenig fehlte, ſo wäre er ihm zu Füßen gefallen, und hätte ihm in dieſer demüthigen Stellung die fürſtliche Krone überreicht.

Die Prinzeſſin ſprach ſehr wenig; aber deſto beredter waren ihre Blicke, und als der Jüngling ſich ihr ehrfurchtsvoll nahte, und fragte, ob er wohl hoffen dürfe, daß auch ſie nicht unwillig den Preis auszahlen werde, den der Herzog, ihr Vater, auf die Heilung ſeiner Prinzeſſin Tochter geſetzt habe? da erröthete ſie, und reichte ihm mit freundlicher Geberde die ſchöne Lilienhand.

Mehrere Wochen dauerten die Feſte der Vermählung und Krönung, ſo daß es ſchien,

es ſey das ganze Reich der geretteten fürſtlichen Jungfrau nahe verwandt, und als die Feierlichkeiten vorüber waren, da baten die Räthe des Reiches den neuen Herzog um ſein Urtheil in einer gar ſeltſamen Sache, die ſie zu entſcheiden ſich nicht getrauten, und einer von ihnen begann alſo zu reden:

„Gar groß iſt deine Weisheit, o Fürſt! welches du durch die Heilung deiner Gemahlin, unſrer geliebten Herzogin bewieſen haſt; deshalb geruhe uns ein geneigtes Gehör zu ſchenken, und zu vernehmen, welche Frevelthat wir deiner Klugheit vorlegen, daß du ihre Strafe beſtimmeſt: kurze Zeit, ehe du anhero gekommen, erſchien ein junger Mann, welcher ſich gleichfalls für einen Arzt ausgegeben, und die Geneſung der Prinzeſſin zu bewerkſtelligen verſprach; allein es war dies keineswegs weder ſein Gewerbe noch Vorſatz, vielmehr ſeine böſe Abſicht, die reichen Kleinodien der Prinzeſſin zu entwenden, über welchem frevelhaften

Beginnen ihn die Kammerfrau der herzoglichen Tochter überraſchte und den Händen der ſtrafenden Gerechtigkeit überlieferte; als er aber ins Gefängniß gebracht wurde, und wohl einſah, er könne dem Tode nicht mehr entgehen, da geſtand er ſein arges Vornehmen, und zugleich wie er ſchon früher einen ſeiner Kriegskameraden mit einem zweiten böſen Buben ſeiner ehrlichen Beute beraubt, und mit einem glühenden Eiſen geblendet habe; doch, fügte er hinzu, daß ſein Genoſſe im Berammer Walde ihn wieder beſtohlen, und dadurch zu dem Vorhaben bewogen hätte, ſich hier durch die Kleinodien der Prinzeſſin auf einmal zu bereichern. Durch unſre genauen Nachſuchungen iſt nun auch jener zweite Böſewicht in unſre Hände gefallen, und wir erbitten uns, o weiſer Herzog! dein Urtheil."

Wolfgang befahl, die beiden Verbrecher vor ſeinen Thron zu führen, welche ein großes Entſetzen befiel, als ſie denſelben Kameraden,

den ſie ſo bübiſch des Augenlichts beraubt hatten, mit zwei offenen Augen und fürſtlichem Purpur angethan, vor ſich erblickten, und ſie ſahen ſich im Geiſte ſchon als Opfer ſeiner Rache und ihrer Büberei auf dem Schaffot.

Der Herzog erzählte nun ſeinen Räthen, wie er ſelbſt es geweſen, den dieſe Treuloſen ſo grauſam mißhandelt hatten, und wie er nur durch göttlichen Rathſchluß wieder hergeſtellt und zu Glück und Ehre geleitet worden ſey — und als dieſe Rede geendet, fragte er ſeine ehemaligen Kameraden, ob ſie wohl erkennten, den Tod verdient zu haben?

Die böſen Geſellen, die nunmehr allzuwohl erkannten, daß die göttliche Gerechtigkeit nur den Frommen erhöhet, und das Unrecht auch im tiefſten Dunkel auffindet und ſtraft, vermochten dieß nicht zu läugnen.

Da vergab ihnen der Herzog und beſchenkte ſie reichlich, mit der ernſten Vermahnung, ſich

zu bessern und in Zukunft als gerechte und fromme Männer zu leben, und er erlebte die Freude, daß sie, durch einen so sichtlichen Fingerzeig der göttlichen Vorsehung bekehrt, in sich gingen, und einen tugendhaften Lebenswandel führten.

Wolfgang und seine fromme Gemahlin regierten viele Jahre in Ruhe und Frieden und erlebten große Freude an ihren Kindern und Kindeskindern.

Volksmährchen

oder

Böhmen.

Bearbeitet

von

Wolfgang Adolph Gerle.

Zweites Bändchen.

Prag, 1819.

bei Friedrich Tempsky, Firma: J. G. Calve.

Inhalt

des zweiten Bändchens.

Rübezahl, der Herr vom Berge. . Seite 1

Erſtes Mährchen: Lidomir und Prinzeſſin Claribella oder die Wunderquellen. . . . . — 39

Zweites Mährchen: Die Zwillingsbrüder. . . . . — 201

Drittes Mährchen: Die ſchöne Müllerin. . . . . — 351

Die goldne Ente. . . . . — 325

Rübezahl,

der Herr vom Berge.

1.

In jener traurigen Zeit, da noch das Licht des wahren Glaubens ſich nicht verbreitet hatte, und das Herzogthum Böheim von einem wilden und ungeſitteten Volke bewohnt, auch noch gar wenig angebauet, und ſeine ungeheuern Wälder und Felſenhöhlen Wölfe, böſe Schwarzkünſtler und Zauberer herbergten, da war aus Oſten ein ſtarker Mann gekommen, der ſich die Völker am rechten Ufer der Moldau und Elbe unterwarf, und nach den blutigen Geſetzen ſeiner Willkühr herrſchte; auf einem ſeiner Streifzüge in die benachbarten ſarmatiſchen Länder raubte er die fürſtliche Jungfrau, Adleta, die ihm, ihres hohen Liebreizes wegen, gar wohl gefiel. Die Prinzeſſin war wunderſchön, von erlauchtem Stamme und tugendlichen Sinnes;

aber dabei hochmüthig und rachgierig, und gar sehr unzufrieden durch Zwang mit einem Manne aus ihr verhaßtem fremden Samen verbunden zu seyn; sie blieb ihrem Gemahl stets abgeneigt, und mochte selbst, als sie von ihm einen Sohn gebahr, der so schön als ein Engel war und von seinem Vater den Namen Koronatus erhielt, solchem nimmer gewogen werden. Der Fürst sah gar wohl ein, wie seine Gemahlin ihm so wie dem unschuldigen Knäblein abgeneigt sey, und weil sein Geist unbiegsam und störrisch war, so ließ er sie dafür harte Behandlung erdulden und trieb seine Grausamkeit so weit, daß er sie in einen Thurm einsperrte, und nicht mehr vor Augen sehen wollte.

Wenn schon bevor das stolze Herz der Fürstin ihrem aufgedrungenen Gemahl abhold war, so gerieth sie durch seine Grausamkeit in eine Wuth, die sie nur in seinem Herzblut kühlen zu können glaubte; aber weil ihr die Gewalt zur Rache fehlte, nahm sie ihre Zuflucht zur

Liſt, und ſtellte ſich ſo reuvoll und demüthig an, daß der Fürſt, durch ihre Verſtellung getäuſcht, ſie wieder an ſein Hoflager aufnahm, und mit ihr als ſeiner Gemahlin lebte.

Zu derſelben Zeit erfuhr Libuſa, daß eine ſlaviſche Zauberin aus den ſarmatiſchen Gebürgen nach Böhmen herübergezogen war, welche in ihrem Vaterlande des Ruhmes einer großen Macht und Wiſſens genoſſen hatte, und alſobald beſchloß die Fürſtin ſich ihrer Hülfe zu bedienen; ſie verließ das Hoflager und gelangte, nachdem ſie ſich genau erkundigt hatte, wo die Schwarzkünſtlerin zu finden ſey, in einen gar anmuthigen Wald, der ſich — es war im Lenz — eben mit dem neuen grünen Feſtkleid geſchmückt hatte. Blumen und Blüthen ſchimmerten vom Boden herauf und zwiſchen dem freundlichen Laub; die Vögel ſangen fröhlich durch einander und keiner wollte ſchweigen und feiern in ſeinem fröhlichen Thun; mit lautem Geſang war der weite Hain erfüllt, und in reinen Tönen ſchienen ſie fliegend dem

Schöpfer Lobpſalmen zu ſingen, die gar lieblich erſchallten, und gleichſam aller menſchlichen Kunſt Hohn ſprechen wollten — auch die Bäume rauſchten in ihren Zweigen von Gottes Hauch bewegt, als wollten ſie in den großen Chor einſtimmen, und die rieſelnden Quellen miſchten ihre Stimmen in den allgemeinen Jubel; aber die Fürſtin, deren Sinn ganz verkehrt worden, achtete nicht darauf, wie alles um ſie her Liebe athmete, und verſank immer mehr in das bittre Gefühl des Haſſes, ſo daß ſie viele Stunden weit fortging, ohne auch nur zu bemerken, daß es ganz finſter geworden war und im ſchnellen Lauf der Mond auf ſchwarzen Rappen daher eilte; auch fehlte es ihm nicht an Trabanten und Gefolge, denn alle Sterne, hell und klar, und ſo vom Licht glänzend, als der Gebieter, folgten ihm und bewegten ſich um ihn her in ernſthaftem Wechſeltanze — da ſah die Fürſtin auf einmal ein Licht im Walde, und als ſie näher kam und den Ausgang auf einen großen runden Platz erreicht hatte, ſtellte ſich ihr ein gar ſeltſames

Schauſpiel dar: Die geſuchte Hexenmeiſterin ſtand in der Mitte des runden Platzes und hatte in ihrer Rechten ein zierlich geflochtenes goldenes Netz, und rund um ſie her befanden ſich mehrere Hunderte von Schlangen, die hatten ſich aufgerichtet und ziſchten ihr Gift gegen einander aus; aus dieſem aber bildete ſich nach und nach ein glänzendes Ey, welches die Hexe mit dem goldnen Netze zu fangen ſich bemühte, und als ihr ſolches endlich gelungen war, da fuhren alle Schlangen mit einer ſolchen Wuth auf ſie, daß Adleta erſchrack und befürchtete, ihre Rathgeberin möge dem Grimm dieſer giftigen Thiere erliegen; aber die Hexe griff ſchnell zu einem Horne, welches ſie in Geſtalt einer großen Schnecke in der linken Hand hielt, blies hinein, daß ein fürchterlicher Ton durch den weiten Hain wiederhallte, und alſobald war der klare Himmel mit ſchwarzen Wolken bedeckt. Zackige Blitze ſchienen das Gewölke zerreißen zu wollen, und in Strömen ſchoß der Regen herab — da verſchwanden die Schlangen, die Zauberin blieb ſiegreich auf

dem Platze, und die durchnäßte Fürstin nahte ihr, welche sie einlud, ihr in ihre Höhle zu folgen und an einem guten Feuer ihre Gewänder zu trocknen; während dieses geschah, trug die Fürstin der Hexe ihr Anliegen vor und fand ein sehr geneigtes Gehör; dann mußte sich Adleta in den Hintergrund der Hütte verfügen, wo auf einem niedrigen Fußgestelle ein schlecht geschnitzter Götze aufgestellt war, und die Hexe sprach:

„Sieh hier den Czerne-Bog, unsern mächtigen Schutzgott — wirf dich nieder in brünstigem Gebet, während ich dir das Nöthige zur Erreichung deiner Wünsche bereite, und wenn du ihm deinen Sohn zum Eigenthum versprichst, so zweifle ich nicht, daß er uns ein gefälliges Ohr leihen werde, denn du bist zu einer glücklichen Stunde gekommen, wie ich eben beschäftigt war, das Schlangenei zu gewinnen, welches aus der Luft hinweggefangen werden muß, ehe es die Erde berühret, wenn es seine große Kraft behalten, und den, der

es beſitzt, zu allem Glücke behülflich ſeyn ſoll; aber wem der ſchwarze Gott einer ſolchen Handlung zuzuſchauen geſtattet, des Gebet muß ihm wohlgefällig ſeyn, und wie derjenige, welchem einſt dieß Schlangenei zum Eigenthum wird, in allen Kämpfen und Rechtsſtreiten obſiegen wird, ſo verkündige ich dir auch einen erwünſchten Sieg über deinen Feind.“

Die Fürſtin warf ſich, wie ihr geboten war, zur Erde nieder, betete den ſchwarzen Gott an und gelobte ihm, ihren Sohn Koronatus zum Eigenthum, ſobald er kommen wollte, ihn in Empfang zu nehmen; aber in demſelben Augenblicke, wo ſie im Geiſte dieß Gelübde ausſprach, hörte ſie einen Schrei, der in der hohen Kluft furchtbar wiederhallte; ſie wendete ſich ſchnell um und ſah wie die Hexe auf einem grünlichen Feuer einen Keſſel ſtehen hatte, mit allerhand Fett und Kräutern, und oben darüber hielt ſie mit der einen Hand ein zartes Knäblein, das ſtach ſie mit einer Nadel in die linke Bruſt, daß ein Tropfen

Blutes in den Keſſel fiel, und wie dieß geſchehen, ſchäumte die Flüſſigkeit in dem Keſſel hoch auf und ſchien ſich zu entzünden — fünfmal ſtach ſie das Kind, deſſen Geſchrei jedesmal die weite Höhle wiederhohlte; fünf Tropfen roſenrothen Blutes fielen in das zauberiſche Gemiſch, und fünfmal entzündete ſich daſſelbe — dann nahm ſie den Keſſel vom Feuer, ermahnte die Fürſtin im Gebet fortzufahren, und während dieſe abermals ſich vor dem Czerne-Bog niederwarf, bereitete die Hexe aus dem ſchnell erkalteten Fett, unter allerhand wunderlichen Zauberſprüchen, eine Kerze, welche ſie der Fürſtin mit folgenden Worten überreichte:

„Der ſchwarze Gott iſt dir gewogen, weil du eine wahre Slavin und der Rache ſtets eingedenk biſt, ſollte ſie auch dein eigen Blut treffen — nimm dieſe Kerze, zünde ſie an, und ſobald der Docht das letzte Fett verzehret hat, hört auch deines Gemahles Lebenslicht zu leuchten auf; aber nimm dich wohl in Acht,

daß du es in keinen Luftzug ſtelleſt, denn wenn es vom Winde eher verlöſcht würde als es ausgebrannt iſt, ſo tritt dein Gemahl in den Schutz der weißen Gottheiten und wir können nichts mehr gegen ihn unternehmen."

2.

Nachdem Adleta der Hexe gedankt und ihr ein koſtbares Geſchenk gemacht hatte, begab ſie ſich auf den Rückweg; aber ſie konnte es gar nicht erwarten, die Todesſtunde ihres Gemahles ſchlagen zu hören, und wenn ſie nicht der Warnung eingedenk geweſen wäre, hätte ſie das Licht mitten im Walde angezündet; endlich fand ſie einen hohlen Baum, darin machte ſie das Licht feſt, zündete es an, und ſtellte ſich davor, mit ihren Gewändern, den Wind aufhaltend, daß er das Licht nicht verlöſche, und nun betete ſie abermals zu dem ſchwarzen Gotte, bis es ganz verbrannt war, worauf ſie vergnügt ihrer Straße ging. — Als ſie heim kam, da erzählte man ihr, der Fürſt ſey in der Nacht unter großen Schmerzen geſtorben,

worüber man im Volke kein groſses Leid verſpüre, weil er ſo gar wild und grauſam mit den Seinigen umgegangen ſey; die Väter des Landes aber hätten beſchloſſen, ſeiner hinterlaſſenen Wittib, die auch viel von ihm erduldet, das Regimen. anzuvertrauen. Solche Botſchaft war der Fürſtin gar angenehm; ſie verſprach dem Volke ein mildes und gerechtes Regiment und nahm ſogleich deſſen Huldigung an; dann erſt ließ ſie auch ihren Sohn zu ſich bringen, gegen den ſie ſeit ihrer gottloſen Aufopferung an den ſchwarzen Gott, keine ſolche Abneigung, ja ſogar eine Art von Mitleid empfand, welches ſich noch vermehrte, als ihr die Wärterinnen erzählten, wie ein böſer Traum das arme Knäblein gar ſehr geängſtet haben müſſe, denn es habe fünfmal laut geſchrien, und dabei immer ans Herz gegriffen, als empfinde es dort einen heftigen Schmerz. Die Fürſtin küßte den kleinen Koronatus zum erſtenmale, und die Amme durfte nun täglich mit dem Kindlein zu ihr kommen; doch dauerte dieß nicht lange, denn einſt kam es Adleta im

Traume vor, als ſey Koronatus zu einem wunderſchönen und ſtattlichen Jünaling herangewachſen, und fodre von ſeiner Mutter die böhmiſche Krone, um ſie ſeiner erwählten Gemahlin, einer Fürſtin aus dem Vaterlande ſeines Vaters, aufzuſetzen; da fuhr ſie erſchreckt aus dem Schlafe auf, und der wilde Haß gegen das Geblüt ihres Gemahls entbrannte mit verdoppelter Wuth in ihrem Herzen, ſo daß ſie noch denſelben Tag die Hexe zu ſich berufen ließ, und ihr ſagte:

„Sage mir, warum hohlt der ſchwarze Gott nicht das Kind ab, welches ich ihm verſprochen habe? — wenn ich ſolches nicht als ſein Eigenthum betrachtete, worüber er zu ſchalten hat, ſo würde ich den unſeligen Prinzen, von dem mir größeres Leid droht, als noch je mein Haupt betroffen hat, mit eignen Händen erwürgen.“

Sie erzählte der Schwarzkünſtlerin ihren Traum und gebot ihr, ein Mittel zu erſinnen, wie ſolches zu vermeiden; und als dieſe in ihre

Höhle gegangen war, um dem Czerne-Bog Opfer zu bringen und ihn rathzufragen, kehrte sie am andern Morgen zu Adleta zurück und sprach:

„Erhabne Herzogin! ich habe in den unterirdischen Büchern gelesen und wohl erfunden, daß dir der Sohn des Tschart und der glänzenden Triglawa einen wahrhaften Traum zugesendet hat. — Der schwarze Gott will dein Opfer noch nicht annehmen, und dem Prinzen Koronatus ist das Loos bestimmt, sich wieder mit dem väterlichen Stamm zu vermählen, so du es nicht zugeben willst, daß er, aller menschlichen Gesellschaft auf immer entzogen, ein eheloses Leben führen müsse; solches ist zu bewerkstelligen, und du, erlauchte Fürstin! brauchst dich nicht mit seinem Blute zu beflecken. Mitten in den hohen Gebirgen, welche zwischen diesem und deinem Vaterlande sich erheben, steht in einem klaren See ein einzelner Fels; auf diesen lasse du eine Burg erbauen und sende deinen Sohn mit einer zahl-

reichen Dienerſchaft — es bleiben dir ja deren noch genug an deinem Hoflager — dahin; dann laſſe es meine Sorge ſeyn, daß nimmer einer von ihnen über den See zurück, oder ein Menſchenkind zu ihnen hinüber kommen ſoll. Jedoch will ich dir, ſo du es begehrſt, einen kunſtreichen Talismann verehren, der dir allein die Ueberfahrt geſtattet.“

Nach den Rathſchlägen der Hexe ließ Adleta auf dem einſamen Felſen im See eine ſtattliche Burg erbauen, und als das Werk vollendet und Koronatus eben ſein fünftes Jahr erreicht hatte, ſandte ſie ihn mit ſeiner Amme und vielen Dienern dahin ab, mit der Zuſage, ihn bald zu beſuchen; eigentlich aber war es ihr feſter Vorſatz, ſich nimmermehr um den Prinzen zu bekümmern, und ſie ſchritt — ſobald ſie der Schwarzkünſtlerin den Befehl gegeben, den Koronatus, gleich wie er in die Burg eingezogen, dort feſt zu bannen — zu einer neuen Ehewahl, um ſich einen Erben ihres Reiches zu verſchaffen.

Die Hexe, welcher wohl bekannt war, wie dieſe Gegend von der Natur mit großen Kräften und Geheimniſſen ausgeſtattet ſey, beſtand auf dem Bau der Burg nicht ſowohl um den Wunſch der Fürſtin zu erfüllen, ſondern ſie vermeinte, wenn ein dem Czerne-Beg verfallnes Weſen dieſen Ort bewohne, werde es auch ihr vergönnt ſeyn, dort zu hauſen und in die höchſten Geheimniſſe der Natur einzudringen; ſie eilte frohlockend in die Rieſenberge und belegte den See durch eine Berührung ihres Stabes, an deſſen Spitze ein Rabenſtein befeſtigt war, mit dem Bann, daß kein Menſchenkind mehr über ihn oder ſeine Brücke herüber gelange, und die Vorübergehenden weder Fels noch Burg ſehen konnten — ſodann wollte ſie ſich hinein begeben, um die geheimen Klüfte des Felſens zu durchwandeln, und ſelbſt bis in die Mitte des Erdballs zu ſteigen; aber wie ſehr war ſie verwundert, als ihr Zauber auch gegen ſie ſich wirkſam zeigte, und alle angewandten Zauberſprüche und Beſchwörungen fruchtlos waren; eine höhere Macht als die

ihres ſchwarzen Gottes widerſtand ihr; beſchämt und in ihrer Hoffnung getäuſcht mußte ſie aus den Rieſenbergen entweichen.

Da die Amme des Prinzen und alle übrigen Hausgenoſſen mit Einrichtung der Burg vollauf zu thun hatten, ſo äußerte ſich der Zauber, mit dem ſolche belegt war, nicht ſogleich; aber des folgenden Tages wollten zwei der Knappen auf das entgegengeſetzte Ufer luſtwandeln gehen und hatten auf der Brücke nur wenige Schritte vorwärts gethan, als ſie zu taumeln anfingen und ins Waſſer ſtürzten; ihre Kameraden, die ans Ufer liefen, ſahen ſie noch in ihrer menſchlichen Geſtalt hinein fallen, und, wie ſie von dem Element berührt wurden, ſich in große Fiſche verwandeln. Man fing an einzuſehen, daß hier ein feindſeliger Zauber walte, und da dieſer Zufall die allgemeine Begierde, ans gegenſeitige Ufer zu gelangen, nur noch vergrößerte, wollte man es mit einer Waſſerfahrt verſuchen. — Es wurde alsbald ein Fahrzeug herbeigeſchafft und einige

der Vornehmſten aus der Dienerſchaft des Prinzen begaben ſich darauf; aber ſie waren noch gar nicht weit vom Ufer, als der Kahn, trotz all' ihrer Bemühungen, umſchlug, und ſie ſogleich in der Geſtalt von Delphinen auf dem See herumſchwammen. Noch immer ſannen die Gefangenen auf allerhand Mittel, über den See zu kommen; Beſchwörungen und Talismane wurden in Menge angewandt; aber alle, die das Wagſtück unternahmen, hatten ein gleiches Schickſal, und je leerer es in der Burg wurde, deſto mehr wimmelte es in dem See von den ſchönſten Fiſchen aller Art.

Als nur noch ein kleines Häuflein von der zahlreichen Dienerſchaft übrig war, da berief ſie Baſilia, die Amme des Prinzen — welche hier die Burafrau vorſtellte, und auch von Koronatus, der die Fürſtin nur ſelten geſehen, und von ihr nie einen Beweis von Zärtlichkeit erhalten hatte, gleich einer Mutter angeſehen wurde — zu ſich, und tröſtete die zagenden Gemüther mit der Hoffnung: es werde nun-

mehr die Fürſtin bald kommen, ihren Sohn zu beſuchen, und wohl Mittel erſinnen, ſie eines ſo traurevollen Zaubers zu entledigen. Damit beruhigten ſich die beklagenswerthen Leute anfangs; als aber Monate verſtrichen, und endlich mehrere Jahre vergingen, ohne daß Adleta erſchien, da ſchwand alle Hoffnung, und ſie ergaben ſich traurigen Sinnes in das leidvolle Schickſal, hier, von allen andern Menſchen abgeſondert, ihr Leben zu beſchließen.

3.

Koronatus war über dieſe Gefangenſchaft am wenigſten betrübt; da er die Freiheit noch nie gekannt, ſo konnte er ihrer am leichteſten entrathen, und er fand ſtets eine angenehme Beſchäftigung in ſeinem kleinen Bezirk; bald durchkroch er alle Winkel der Burg und befragte die Dienſtleute um den Gebrauch eines jeden Dinges, bald kletterte er, einer Gemſe gleich, auf dem zackigten Felſen herum, und wußte alles, was ihn umgab, ſich in Luſt und Freude zu verkehren; dabei wurde er ſehr klug

und gelangte ſchon in ſeinen Kinderjahren zu einer Einſicht, wie ſie mancher alte Mann, der ſtets in der Welt lebte, nicht beſaß; aber ſein Wachsthum gerieth ins Stocken und die Schönheit ſeiner Züge nahm ab; ein Anſehen von Ernſt und tiefem Scharfſinn trat an die Stelle des jugendlichen Reizes. Der Prinz hatte ſein dreizehntes Jahr erreicht, ohne jemals weiter gekommen zu ſeyn, als auf den See, der ſeine Burg umgab — denn zum Erſtaunen aller hatte dieß zauberiſche Waſſer, als einſt Koronatus zufällig einen ledigen Kahn gefunden, und ſich darin mit ſo vieler Geſchicklichkeit herumſchiffte, als hätte er ſolches auf kunſtgerechte Weiſe erlernt, gegen ihn keine Kraft; jedoch konnte er, trotz aller angewandten Mühe, niemals das gegenſeitige Ufer erreichen, und wenn er ſich der Brücke näherte, um über ſie zu gehen, befiel ihn jedesmal ein heftiges, inneres Grauen, ſo daß er gar ſchnell wieder umkehrte.

Eines Tages, als der Prinz über den Burghof ging, ſah er die Kellerthüre offen ſtehen,

und konnte einer innern Begier nicht widerſtehen, hinabzuſteigen und ſeine Gänge zu durchforſchen; Koronatus ſchritt zwiſchen den Fäſſern hindurch und verlor ſich bald in langen labyrynthiſchen Gängen, bis er in eine außerordentliche Tiefe gelangte, und wenn gleich der Gang gar kein Ende nehmen wollte, ſo ward er doch keinesweges der Mühe überdrüſſig oder von Furcht befallen, ſondern ihn befeuerte vielmehr im Innerſten des Gemüths eine frohe Ahnung, wie ihm ſeine Mühe gar reichen Lohn eintragen würde, daß er ſeine Schritte beſchleunigte und in der tiefen Finſterniß immer vorwärts eilte, als plötzlich der Boden unter ihm wich, und er in eine bodenloſe Tiefe hinabſtürzte — zwei ſtarke Arme fingen den Prinzen auf und ſetzten ihn ſanft zu Boden.

Koronatus ſah ſich verwundert um — eine weite Halle, gar kunſtreich in den Granit gewölbt, umfing ihn, große metallne Pforten ſchienen in andre Gewölbe zu führen, und eine helleuchtende Ampel, in der Mitte des Gewöl-

bes hängend, verbreitete ein weißes Licht. Zwei Männer von ehrwürdigem Anſehn, in lange und faltenreiche Gewänder gehüllt, mit weißen Fackeln in den Händen, winkten dem Prinzen, daß er ihnen folgen ſolle, und geleiteten ihn durch eine hohe Pforte, die aus einem einzigen Agat geſchnitten ſchien, in einen Saal, wo noch zehn andre Weſen von gleichem Anſehn ſich zu ihnen ſammelten und mit lauter Stimme riefen:

„Koronatus! du freundlicher Burgherr! ſey uns gegrüßt!“

Nach dieſem Gruße nahte eine der erhabnen männlichen Geſtalten dem Prinzen und redete ihn allein mit folgenden Worten an:

„Wiſſe, Koronatus! daß wir deiner hier ſchon Jahrhunderte harren, denn die Vorſicht hat dich zu unſerm Herrn und Meiſter beſtimmt. Unermeßliche Zeiträume beſchäftigen wir uns ſchon in den unterirdiſchen Klüften dieſer Gebirge, die Wunder der alles ſchaffenden

und ſich ſelbſt wieder zerſtörenden Natur zu erforſchen; in unſern Händen iſt große Weisheit und Macht, die wir einzig verwenden, um Segen und Heil über das Geſchlecht der Menſchen zu verbreiten — doch fehlet uns ein Vorſteher, und dazu iſt uns ein Prinz verhießen, der durch den Haß einer unnatürlichen Mutter von aller Gemeinſchaft mit den Menſchen abgeſchnitten iſt, und in unſrer Schule erſt die Geheimniſſe der Natur erlernen wird, ehe er der Macht über die Geiſter dieſer Berge theilhaftig, und unſer aller Herr wird. — Wiſſe, daß deine Mutter die Sarmatiſche Adleta iſt, welche in Böhmen das Regiment führt, und Baſilia, der du bis zu dieſer Stunde ſolchen ſüßen Namen gabeſt, nur deine Säugamme; aber deine Mutter haßte des Vaters Stamm ſo ſehr, daß ſie dein eignes Weſen dem ſchwarzen Gott der Slaven verpfändete, als du noch ein Säugling wareſt, um durch ſeinen Beiſtand ihren Gemahl zu tödten." —

Bei dieſen Worten kam es dem Koronatus vor, als werde ſein Geiſt plötzlich erhellt, und

er entſann ſich deutlich, wie es ihm einſt, noch ehe er ſprechen können, im Traum vorgekommen ſey, daß ihn ein häßlicher Unhold mit Nadeln ſteche, um ihm das Herzblut aus der Bruſt zu ſaugen; er ſah aufmerkſam auf den Sprecher, welcher fortfuhr:

„Da du aber unter dem Schutze einer höhern Macht ſtandeſt, ſo durfte Czerne-Bog ſein Recht an dich nicht geltend machen, und als es deiner grauſamen Mutter zu lange dauerte, ehe er dich abholen kann, ſo hat ſie durch den Beiſtand einer böſen Schwarzkünſtlerin dieſe Burg alſo von der Welt abgeſchnitten, daß alle, die ſich hinüber wagen, ins Waſſer gezogen und in Fiſche verwandelt werden; aber grade durch dieſes Verfahren hat ſie dich deinem Ziele entgegen geführt. Die verworfne Anbeterin des ſchwarzen Gottes, welche dieſen Berg mit ſeinen Geheimniſſen in Beſitz zu nehmen vermeinte, hat unſrer Macht weichen müſſen, und es ſteht nur bei dir, in wenigen Jahren den Zauber zu löſen, der deine Diener

feſſelt, welche du ſodann — da alle Geiſter dieſer Berge dir gehorchen werden — leicht entrathen kannſt. Dein harret eine Herrſchaft, mit der kein Reich der Erde verglichen werden kann; aber für ſo große Herrlichkeit mußt du auch große Opfer bringen — denn bevor wir dich einweihen können, dich lehren die Geheimniſſe der Natur und die Werke der Menſchen, mußt du allen irdiſchen Genüſſen, dem Glanz der Schönheit und den Freuden der Liebe entſagen, und feierlich geloben, deine Macht und Kunſt nur zum Wohl der Menſchen zu üben, und keinem ein Leid zuzufügen, der ſich nicht durch Unrecht deines Beiſtandes unwürdig gemacht hat.“

Der Alte ſchwieg, und da Koronatus die Liebe nicht kannte und Gutes zu üben an Jedermann ſeine höchſte Luſt war, ſo leiſtete er alle Entſagungen, ſo die Männer des Berges von ihm forderten; darauf nahm der, welcher zuerſt geſprochen, wieder das Wort und fuhr fort:

Vertraue dich meiner Leitung, und ich will dich einen Blick in die Wunder unſrer Gebirge thun laſſen; aber vergiß nicht, daß Schweigen die erſte Stufe zum Tempel des Wiſſens iſt — ein Wort aus deinem Munde beraubt dich der übernatürlichen Anſchauung, die allein dir heute erlaubt iſt.“

Der Alte nahm eine Fackel, ergriff des Prinzen Hand, der ihm ohne Zagen folgte, und geleitete ihn zu einer großen diamantnen Pforte, die bei ihrer Annäherung ſich weit öffnete, und ſie traten in eine hohe und weite Halle — da ergoſſen ſich von hohen Felsklippen mit donnerndem Geräuſch wogende Ströme, und ihre Wellen verſenkten ſich in unermeßliche Tiefen; ſchäumend rauſchten Flüſſe und Bäche daher, und ſprudelnde Quellen rieſelten fröhlich unter den mächtigern Geſchwiſtern hin; hinter dieſen tönte wie dumpfer Donner das Rauſchen der fernſten Gewäſſer, und über den Strömen, Flüſſen und Quellen ſchwebten dämmernde Geſtalten, theils zarte Knaben und

Mägdlein, theils Greiſe mit ſchneeweißen Bärten von Anſehn; ſie erhoben ſich ſanft zu den weiten Klippengewölben, deren Geſtein mit ſternigtem Glanze, gleich den Thautropfen der Flur im hellen Mondglanze ſchimmerte — und das ſtärkere und ſanfte Rauſchen der Gewäſſer bildete eine gar ſeltſame Harmonie, die wunderbar in Koronatus Seele widerklang, ſo daß er tief bewegt und doch fröhlich an des Führers Seite durch das Reich der Gewäſſer ſchritt, von wo ihn dieſer noch tiefer ins Herz der Erde geleitete. In dem weiten Gewölbe, worin ſie gingen, ſah Koronatus diamantne Sterne glänzen, und es hing über ihm, wie ein eherner Himmel. Furchtbar drohend thürmten ſich dann zu beiden Seiten purpurſchwarze Felsklumpen empor, und nur einzelne Schimmer ſtreuten des glänzenden Erzes Adern in die Finſterniß, wie die Sterne in der Sturmnacht zwiſchen ſchwarzen zerriſſenen Wolken hervorleuchten. — Nebel umhüllten den Pfad, bis endlich ein rothgoldner Schein ſich in der Ferne zeigte, das ſchaurige Dunkel, gleich

zackenden Blitzen, augenblicklich erhellend — ein furchtbares Getöse schallte den Wandlern entgegen, und als sie eine große eiserne Pforte erreichten, da schien es, als wanke die Erde in ihren Grundfesten. Die Flügel öffneten sich weit und dröhnend in ihren Angeln und Koronatus erblickte einen wogenden Feuersee, auf dem, gleich Inseln des Weltmeeres, geschmolzne Gebirge schwammen; Purpurflammen und grüne und blaue Lichter glitten auf dem See dahin und hoben sich zum hohen Gewölbe empor, von dem sie theils mit heftigem Zischen und Krachen in großen feurigen Tropfen wieder herunter fielen, theils verwandelten sie sich in riesenhafte, feurige Gestalten, die in der Luft einen wilden Rundtanz nach dem Takt des abwechselnd stärker und schwächer brüllenden Donners begannen und sich in dem alles zerstörenden Element gar wohl zu befinden schienen; aus glühenden Gefäßen von Eisen ergossen sich siedende Quellen und stürzten zischend über zackige Klippen hernieder. — Koronatus schauderte, und mit sanfter Geberde, als wollte

er ihm eine erfreuliche Erſcheinung verheißen, nahm ihn ſein Führer bei der Hand und leitete ihn durch die Pforte zurück, die ſich mit einem gewaltigen Krachen hinter ihnen ſchloß — eine Anfangs dunkle Halle, die aber mit jedem Schritte den ſie vorwärts thaten, heller und freundlicher ward, führte ſie auf einen Platz von unabſehbarer Weite, und heller Glanz umgab die Waller. Mit freudigem Erſtaunen erblickte der Prinz kriſtallne Wälder und hohe durchſichtige Felſen, in mannichfaltiger Geſtaltung, die auf den Wink ſeines Führers zu entſtehen und zu wachſen ſchienen; eine reizvolle Wildniß entfaltete ſich vor ſeinen Augen, weiß von Farbe und ſtrahlent wie Demant; und in bläulicher Ferne erhoben ſich Säulen von Glanz, die in der Luft wieder zerfloſſen; aber aus ihnen wurden zahlloſe Sterne, die kreiſend ſich um die Berge bewegten. Als nun Koronatus mit ſeinem Führer durch dieſes lichtvolle Reich ſchritt, wunderte er ſich, wie es hier viel heller ſey als im ſchönſten Sonnenſchein, und dabei ein viel milderes und lieblicheres Licht herr-

ſche, er jedoch nirgend erſpähen konnte, woher dieſe Strahlen in das Innere der Erde leuchteten — da erblickte er auf einmal eine weibliche Geſtalt, die ſchwebte über einem Altar von blutfarbigen Edelſteinen zuſammengeſetzt, und war von ſo wunderbarer Schönheit, daß dem Prinzen ſchier die Augen vergingen; aber als er genauer hinſchaute, da ſah er wohl, wie von ihr das zarte Licht ausſtrömte, welches ſich ſo wohlthuend über alle Gegenſtände verbreitete, die in einem reichen Glanzmeer ſchwammen; ferner erkannte er, daß all die weißen Wälder, Felſen und vielgeſtalteten Berge nur Inſeln waren, die loſe dahin fuhren, und ſich immer gegen die Herrin zu bewegen ſchienen; auf den Inſeln blühten ſüßduftende Blumen, die ſtrahlten wie Gold und Juwelen zwiſchen ſilberweißen Blättern; Menſchengeſtalten von großer Holdſeligkeit, in deren Blicken ſich Wonne und Seligkeit mahlte, pflückten die Blumen und wanden Kränze daraus, dann ſchwebten ſie über das Meer, die Blumenflechten der Göttin zu Füßen zu legen, und eine

überaus anmuthige Muſik klang von den Inſeln herüber, ſo daß Koronatus ſeines Entzückens nicht länger Herr bleiben konnte, und voll Wonne ausrief:

„O welch ein herrlicher Aufenthalt!"

Aber kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, ſo fühlte er ſich wie von einem gewaltigen Schlage betäubt — das ganze erhabne Schauſpiel ſchwand vor ſeinen Blicken, und er fand ſich in der Granithalle zwiſchen den Männern des Berges wieder, von denen der älteſte zu ihm ſprach:

„Du haſt dir das Anſchaun des Höchſten ſelbſt verkürzt; aber dennoch haſt du dich länger bezwungen, als es von deinen Jahren zu fodern iſt. Hier nimm dieſen Reif, und wenn du den Stein einwärts drehſt, ſo wirſt du — wo du dich auch befinden magſt — augenblicklich in dieſe unterirdiſchen Hallen verſetzt werden, und wie du den Stein wieder nach außen kehrſt, dich wieder in deinem Gemache befin-

den — doch bewahre alles, was du geſehen, in deiner tiefſten Seele und kehre bald zurück, daß die Zeit deiner Lehre beginne.“

4.

Koronatus konnte die ganze Nacht nicht ſchlafen vor großer Freude über das, was er geſehen und gehört hatte, und daß er nun weiſe und machtvoll werden ſollte; als der Morgen anbrach, da hatte er in der ganzen Burg keine Ruhe mehr — er begab ſich zu den Alten, und verſetzte die gute Amme in große Sorge, da er den ganzen Tag nicht wieder kam, und ſie ihn fruchtlos in allen Winkeln der Burg ſuchte. Abends trat der Prinz in ihr Gemach, und der Glanz einer ungewöhnlichen Heiterkeit hatte ſich über ſein ganzes Weſen verbreitet; als ſie aber in ihn drang, ihr zu ſagen, wo er geweſen, da weigerte er ſich deſſen ſtandhaft, und gebot ihr endlich mit einem Blick, der ihr Gemüth mit Staunen und Ehrfurcht erfüllte, nicht weiter nach Dingen zu fragen, die zu wiſſen ihr nicht ziemten.

Baſilia ſuchte oft zu erforſchen, wo der Prinz ſeine Tage zubringe; da aber alle ihre Verſuche fruchtlos waren, ſo gewöhnte ſie ſich endlich an ſeine geheimnißvolle Abweſenheit, während der glückliche Koronatus den größten Theil ſeiner Zeit in den unterirdiſchen Hallen verlebte; ſein weiſer Lehrer unterrichtete ihn zuerſt aus einem großen Buch, worin alle Geheimniſſe der Natur verzeichnet waren; dann geleitete er ihn wieder in ihre wundervolle Werkſtätte, deren erſter Anblick ihn ſo ſehr entzückt hatte, und in welcher ihm nun ganze Tage zu bleiben verſtattet war. Koronatus ſah, wie die Männer des Berges mit tiefem Sinne die Elemente zu binden und durch mannichfaltige Weisheit und Kunſt dem Menſchengeſchlechte vielfache Wohlthaten zu bereiten wußten — unter ſolcher Lehre hatte er ſein zwanzigſtes Jahr erreicht; ſein Ausſehen war von allem jugendlichen Reiz entblößt, ſeine Geſtalt klein und unanſehnlich; doch leuchtete aus ſeinen Augen ein tiefer und ehrwürdiger Geiſt, und die Güte und Redlichkeit, welche aus ſeinen Augen ſprach,

flößte jedermann Verehrung und Liebe ein; da erkannte sein Lehrer, daß der Zeitpunkt gekommen sey, ihn die lebendige Welt schauen zu lassen, die sein Geist eben zu umfassen vermochte, und er führte ihn durch einen tiefen Erdweg unter dem See hinweg in die blühende Flur. Koronatus betrat zum erstenmal die Erdfläche außerhalb des engen Gebietes seiner Burg — eine weite, blumenreiche Ebene eröffnete sich vor seinen Blicken, der Himmel schien ihm freudiger zu lächeln, und er fühlte sein Gemüth von der seligsten Wollust erfüllt.

Der weise Alte führte ihn stillschweigend über die Ebene hinweg, worauf sie einen gar hohen und steilen Berg bestiegen; als sie den Gipfel desselben erreicht hatten, gebot er Koronatus still zu stehen und um sich zu blicken, und diesem kam es vor, als würde plötzlich seinen Augen eine neue und stärkere Sehkraft ertheilt; wie in einem reinen Spiegel erschien ihm das mannichfaltige Thun und Treiben der Menschen, und er vermochte zu schauen und

zu erkennen ihre Werke und Thaten in allen Ländern und Gebieten der Welt. Da rief der Alte:

„Herr! die Zeit deiner Lehre iſt verfloſſen, und ich bin hochbeglückt, daß ich der Erſte bin, der dir huldigt, als dem unſterblichen Gebieter dieſer Gebürge. Empfange dieſen Stab von Eiſen — dem erſten und wohlthätigſten Metalle — es iſt der Stab der Gewalt, der deinen Willen frei und dich zum Gebieter der Sterblichen macht. Siehe hin auf deine Burg — dieſer Augenblick hat den unſeligen Zauber gelöſt, der auf ihr laſtete — die bedrängten Bewohner des Sees haben ihre menſchliche Geſtalt wieder bekommen, und treiben ſich freudig am Ufer hin und her. Gehe, alle deine bisherigen Hausgenoſſen zu entlaſſen und in ihre Heimath zu ſenden, denn alle Geiſter der Elemente harren deines Winkes, und es ziemt dir nicht länger, dich von Sterblichen bedienen zu laſſen.“

Koronatus begab ſich eilig in ſeine Burg, und ſchon von weitem ſchallten Töne der Freude an ſein Ohr; die alten Freunde, die durch ſo wunderbare Gewalt lange getrennt geweſen, umhalſeten ſich, und jubelnd dankten ſie ihrem Erlöſer. Der Prinz beſchenkte alle reichlich, und deutete ihnen an, daß er ihrer nun nicht mehr bedürfte und ſie ihre Straße ruhig ziehen könnten. So lieb die treue Dienerſchaft ihren guten Herrn hatte, ſo waren doch alle gar ſehr erfreut, aus ſolcher Einſamkeit erlöſt zu ſeyn, und ihre Heimath wieder aufſuchen zu dürfen, und ſie zogen insgeſammt, ihrem großmüthigen Befreier reichen Segen wünſchend, von dannen.

Als Koronatus Dienerſchaft an dem Hoflager der Herzogin ankam, und dieſe hörte, wie ihr Sohn der Herr und Gebieter vieler tauſend Erdgeiſter geworden, da fing ſie an ſich zu fürchten, er möchte ſeine große Gewalt dazu anwenden, ſich zu rächen für die unnatürliche Härte, die ſie an ihm bewieſen, und hatte Tag

und Nacht auf nichts angelegentlicher zu ſinnen, als wie ſie den beleidigten Sohn verſöhnen möge; ſie ſandte Bothen an ihn, in den demüthigſten Ausdrücken um ſeine Vergebung zu flehen; aber Koronatus wollte nichts von ihr hören, und ſandte alle ihre Abgeſandten wieder heim, ohne mit ihnen zu ſprechen, bis endlich Adleta ihre Zuflucht zu ſeiner treuen Amme nahm, und dieſe bat, als letzte Bothin des Friedens in die Rieſenberge zu ziehen, und ihr die Vergebung des Bergherrn zu erflehen. Baſilia wurde von ihrem ehemaligen Zögling freundlich empfangen, und auf ihr Bitten vergab er der boshaften Mutter, und verſprach weder ihr noch ihren Nachkommen ein Leid zuzufügen.

Von dieſer Zeit an bewohnte Koronatus einſam ſeine Burg und beſchäftigte ſich, durch ſeine Kunſt und Macht den Menſchen Wohlthaten zu erweiſen, und oftmals auszugleichen, was die Geſchicke oder menſchliche Bosheit ungleich gemacht hatte; wie er in vielerlei Ge-

ſtalten den Wanderern und Bedrängten als ein Helfer erſchienen, ja ſelbſt wie er einſt für eine böhmiſche Prinzeſſin ſo ſehr in Liebe entbrannt, daß er ihr zu Willen die Rüben ſeines Feldes gezählt, und ſie während der Zeit mit einem Buhlen entwichen, von welcher Geſchichte er den Spottnamen Rübezahl erhalten, ſo daß ſein eigentlicher Name endlich ganz in Vergeſſenheit gerathen — auch von dem vielen Schabernack, womit er in ſpätern Zeiten ſich an ſeinen Spöttern gerächt, ja die meiſten ſeiner Thaten und Begebenheiten haben ſchon ſo viele Dichter in lieblichen Liedern verkündet, daß es wohl Vermeſſenheit wäre, ſolche abermals zu wiederhohlen; doch ſind darunter meines Wiſſens drei anmuthige Mährlein nicht begriffen, womit ich meinen Leſern nunmehr die Zeit zu kürzen gedenke.

Erſtes Mährchen.

Lidomir und Prinzeſſin Claribella

oder

die Wunderquellen.

1.

Während der letzten Lebensjahre des weiſen Krokus, der in Böheim Richter war, und nach deſſen Tode führte der tapfre Arpad das Regiment in Hungarn, und brachte ſo viele Länder und Völker unter ſeine Herrſchaft, daß er vermeinte, es könne ihm niemand mehr widerſtehen und beſchloß, um ſich einen unſterblichen Ruhm zu erwerben, mit ſeiner ganzen Macht gegen den Maurenkönig von Grenada, Almanſor, zu ziehen, welcher ſich damals im Beſitz von ganz Hiſpanien befand, und mit ſeinen ſiegreichen Heeren auch Gallien bedrohte; zu dieſem Zweck berief er alle Großen ſeines Reiches, ſich an ſeinem Hoflager einzufinden, weil er eine gar wichtige Sache mit ihnen zu überlegen habe.

Als die Magnaten erſchienen, empfing ſie Arpad mit köſtlichen Gewändern bekleidet, in einem ſehr großen und herrlichen Saale, an deſſen Wänden die ruhmwürdigen Schlachten des makedoniſchen Alexanders von kunſtreichen Händen gewoben waren; er erhob ſich von ſeinem Thron, begrüßte die Kommenden gar freundlich, und, nachdem ſie auf vier und zwanzig goldnen Stühlen Platz genommen hatten, machte er ſie mit ſeinem Willen bekannt. Die Magnaten hörten ſehr aufmerkſam der Rede ihres Königs zu, und als er endete, bezeugten ihm alle ihre Freude über ſeinen Vorſchlag, und wie ſie bereitwillig wären, in kurzer Zeit mit ihren Mannen bei ihm einzutreffen, und ſofort dem ſtolzen Feind entgegen zu ziehen. Nur allein Clemens, der weiſe Magnat von Arrabona, der ſchon über hundert Jahre alt, und mit Recht für den größten Aſtrologen der damaligen Zeit gehalten wurde, erhob ſich von ſeinem Sitze, und ſprach:

„Großmächtigſter König! gar groß iſt deine Macht und ehrenvoll dieß Vorhaben, deines

erhabnen Muthes auch ſehr würdig, und ich gedachte wohl ſchon lange, wie es deiner Tapferkeit wohl anſtändig wäre, die Feſſeln des hiſpaniſchen Reiches zu löſen, den afrikaniſchen König daraus zu verjagen, und ſolches unter deinen Zepter zu bringen; aber ich habe die Sterne darüber rathgefragt, die mir lauter böſe Zeichen gaben." —

Da unterbrach ihn der König fragend:

„Wie? ſollte es möglich ſeyn, daß die Sterne dieſem löblichen Unternehmen Unglück verkündeten? Ein zahlloſes Heer, von tapfern Rittern geführt, ſollte nicht im Stande ſeyn, den ſtolzen Almanſor zu bändigen?"

Und Clemens entgegnete:

„Herr! ſie werden Tod und Verderben über die Lande deiner Feinde bringen, große Schlachten werden geliefert, und deine Ritter darin Heldenruhm erwerben; aber der Ausgang dieſes Krieges wird für dich leidvoll ſeyn, und viele deiner tapfern Paladine werden in Gal-

liens und Hiſpaniens Auen den Geiern zur Speiſe dienen.“

Als der Magnat von Siscia, mit Namen Daniel, dieſe Rede hörte, rief er dem König zu:

„O mächtiger Arpad! höre nicht weiter die Träume eines Mannes, den ſein hohes Alter ſchon wieder zum Kinde gemacht hat, und du, Clemens! dem es beſſer ziemte, die Kutte eines Einſiedlers als ein ritterliches Schwert zu tragen, weiſſage hier, ſo viel du willſt, aber ſobald wir in den ſchönen Auen Hiſpaniens kämpfen, da will ich der einzige Prophet ſeyn, den der König hören ſoll. Zwar leſe ich nicht in den Sternen, doch leſe ich in den Herzen der hungariſchen Ritterſchaft, und dort ſtehet geſchrieben, daß du ein falſcher Prophet biſt, dem nicht die Sterne, ſondern ſeine Feigheit ſolches Unglück geweiſſaget hat.“

Alle jungen Ritter ſtimmten laut und einmüthig dem übermüthigen Daniel bei; aber die

Alten, die ſich noch der Tapferkeit erinnerten, die Clemens unter Arpads Vorfahren dem weiſen Uack und dem machtvollen Almus an den Tag gelegt, hörten unwillig die frechen Reden dieſes wilden Mannes, und gaben ihm ihr Mißfallen darüber zu erkennen. Arpad hatte mit Unruhe die Rede des Clemens gehört; aber ſein thatengieriger Sinn, und das Vertrauen, das er in Daniels Stärke und Tapferkeit ſetzte, beruhigte ihn ſogleich wieder, und er verſetzte:

„Ihr Großen des Reiches! mein Entſchluß iſt gefaßt, und ich bin ſehr erfreut, daß die meiſten von euch mit mir gleichen Sinnes ſind. Ich glaube, daß Mühen und Gefahren unſer harren; aber dafür wird auch die ewige Palme des Ruhmes unſer Theil ſeyn. Laßt uns ausziehen, den ſtolzen Almanſor zu beſiegen, denn unſre Ehre gebeut dieß; und müſſen wir fallen, ſo geſchehe es auf eine rühmliche Weiſe.“

Da rief Daniel vergnügt aus:

„O mein großer König und Herr! dein

Ruhm wird aller Orten erſchallen, wo die Sonne ihre Strahlen hinwirft, und ich ſchwöre, daß ich dir überall folgen, in keiner Gefahr von dir weichen will."

Alle Magnaten erhoben ſich von ihren Sizzen und Daniels Schwur widerhallte unter ihnen; aber Clemens ſprach:

„Ich bewundre den Muth, den du, mein König! an den Tag legeſt, ſelbſt nachdem dir ein ſchlimmes Ende verkündet worden iſt. Die böſen Zeichen würden auch mich nicht abhalten, dir auf dieſem Zuge zu folgen, wie ich mit deinem Vater und Großvater in alle Schlachten zog; aber — meine Stunde naht heran, und ehe ihr Hungarn verlaſſet, werde ich ſchon im Grabe ſchlummern. Da du, o großer König! entſchloſſen biſt, dieſen Kampf zu unternehmen, ſo will ich, ehe ich verſcheide, dir noch ein großes Geheimniß mittheilen, welches vielleicht allein das große Unglück abwenden oder mildern kann, ſo deinem Haupte droht.

Wiſſe, in den Rieſenbergen wohnt ein junger Prinz, der an Stärke und Tapferkeit alle Lebenden übertrifft; er iſt aus deinem Stamme entſproſſen, ein Sohn deines glorwürdigen Oheims, Olaus, und der böhmiſchen Prinzeſſin Zwatislawa; als ſein Vater durch ſchändlichen Verrath erſchlagen war, da floh die ſchöne Zwatislawa in ihr Vaterland, und gebahr dort unter dem Schutze des Berggeiſtes Rübezahl einen Sohn; nachdem ſtarb ſie. Rübezahl hat die Erziehung des Prinzen übernommen, und ihn in allen ritterlichen Uebungen ſorgſam unterrichtet, ſo daß er ſchon der ſtärkſte und gewandteſte Krieger in der Welt iſt, obſchon er kaum das achtzehnte Jahr erreicht hat. Wenn du den Prinzen Lidomir zu dem Zuge gegen Almanſor mitnehmen kannſt, ſo iſt es möglich, daß dich ein glücklicher Ausgang erfreuet — doch mußt du nicht glauben, daß es ſo leicht iſt, ihn dem Rübezahl zu entführen; ſein Schloß iſt auf einem hohen Felſen gebaut und rings von einem See umgeben; überdieß verſteckt es die Kunſt des Geiſtes ſowohl, daß kein Menſch

es zu erblicken vermag, er habe denn den wunderbaren Fingerreif des Rübezahl, welcher ſich nun in den Händen der böhmiſchen Fürſtin Libuſſa befindet." —

Der ſtürmiſche Daniel, welcher wohl einſah, daß die Rathſchläge des Magnaten von Arrabona den Krieg verzögern würden, ließ den weiſen Greis nicht ausreden und rief unwillig aus:

„Wie thöricht ſind wir doch, das Geſchwätz eines alten Träumers anzuhören, welcher uns von einem Helden erzählt, der vielleicht nur in ſeinem Gehirn zu finden iſt — was ſollen wir mit ihm? was bedürfen wir anderer als unſerer eignen Kraft?"

Aber Clemens erwiederte ernſthaft und mit feierlicher Miene:

„Schweige, junger Mann! bald wirſt du ſehen, ob du Recht hatteſt mein Alter mit harten Worten zu beſchimpfen, und du, o mein König! noch einmal bitte ich dich, meinen Rath-

ſchlag nicht zu verachten, damit du nicht ſchwere Leiden auf das Haupt deiner Völker ſammelſt."

Bei dieſen Worten befiel eine plötzliche Schwäche den Greis; er wankte, ſank nieder und verſchied wenige Minuten nachher in den Armen ſeiner Freunde.

2.

Arpad, welcher den Magnaten von Arrabona ſehr geſchätzt und geliebt hatte, erſchrack über dieſes Ereigniß, das keinen Zweifel an ſeinen Worten mehr zuließ. Alle waren beſtürzt, ſelbſt der wilde Daniel hielt in ſeinen Schmähreden ein, und des Königs größte Sorge war dahin gerichtet, die Burg des Rübezahls zu entdecken; er wußte, daß es fruchtloſe Mühe ſeyn würde, dahin zu ziehen, ohne den Fingerreif der Libuſſa, und dieſe kunſtreiche Prinzeſſin kannte er zu wohl, als daß er hätte hoffen können, ſie werde ſich jemals entſchließen, einen Theil ihrer Macht aus der Hand zu geben. Alles ſann fruchtlos hin und her,

wie dieſer Ring zu erhalten ſey, als Menas, der Magnat von Murſa, folgendermaßen zu ſprechen begann:

„Mit Gewalt werden wir den Reif der Libuſſa nicht erhalten, denn wenn wir gleich Böhmen überfielen, ſo bleiben dieſer zauberiſchen Fürſtin noch Künſte genug, uns zu entgehen; wir müſſen daher zur Liſt unſre Zuflucht nehmen. Ich habe einen Sclaven, der, in allen Arten der Schelmerei wohl erfahren, die reichſte Erfindung des Geiſtes mit aller Gewandtheit der Hand verbindet; tauſend Streiche hat er ſchon verübt, die ihm mehrmals den Hals gekoſtet haben würden, wenn nicht die Fruchtbarkeit ſeines Geiſtes, der ſtets etwas Neues zu erſinnen verſteht, ihm jedesmal Gnade verſchafft hätte. Ich will ihm auftragen, den Ring der Libuſſa zu entwenden, und wenn es dieſem nicht gelingt, ſo wird es gewißlich keiner ausführen.“

Auf des Königs Befehl ließ Menas den Sclaven rufen, dem ein ſo wichtiger Auftrag

gegeben werden ſollte; es war dieß ein Zwerg, deſſen ungeſtaltete Figur alle Blicke auf ihn zog, denn er war nicht höher als ohngefähr drei Fuß, vor- und rückwärts höckerig, hinkte auf dem linken Beine, und von ſeinem Haupte, das eine ungewöhnliche Größe und Dicke hatte, hingen rothe ſtruppige Haare; aber ſeine Augen waren ſo lebhaft und ſchelmiſch, daß ihn alle Magnaten wohl fähig hielten, einen ſolchen Streich auszuführen. Fabian (ſo hieß der Zwerg) wurde von der Sache unterrichtet, und um ihn in ſeiner Betriebſamkeit aufzumuntern, verſprach ihm Arpad eine Grafſchaft zum Lohne.

Fabians kleine Augen leuchteten mit doppeltem Feuer bei dieſer Zuſage, und er verſicherte, daß er nichts mehr bedaure, als daß der Weg ſo weit ſey, und er nicht dem königlichen Herrn noch denſelben Tag beweiſen könne, wie begierig er ſey, ſeinen hohen Willen ins Werk zu richten. Während dieſes Geſpräches entwendete Fabian eine große Menge der Koſtbarkeiten des königlichen Thrones, ohne daß

es jemand bemerkte, obgleich aller Augen auf ihn gerichtet waren; dann machte er ſich auf den Weg nach Böhmen an das Hoflager der Libuſſa, während Arpad die Großen ſeines Reiches entließ, mit dem Befehle, ſich bereit zu halten, daß ſie gleich nach der Rückkehr des Zwerges ihren Zug antreten könnten.

Zur damaligen Zeit ging es in Böhmen gar feſtlich zu, denn es war die kriegeriſche Königin der Sarmaten, Wanda, ihre Baſe Libuſſa zu beſuchen gekommen, und ihr zu Ehren wurden täglich Kampfſpiele oder große Jagden angeſtellt. So war auch eines Tages der ganze Hofſtaat verſammelt, und Fürſt Ritogar von der Inſel Rügen eben angekommen, welcher, in heiße Liebe für die ſchöne Wanda entbrannt, ſeiner grauſamen Herrin überall folgte, die das Leben der Amazonen erwählt hatte; aber Ritogar hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, ihren harten Sinn zu erweichen. Alles zertheilte ſich in dem weiten Forſt, und als Libuſſa in eine einſame Gegend kam, ſtieg ſie ermüdet vom Roſſe und ließ ſich im Graſe nie-

der, über die Geheimniſſe der Natur und das Weſen der Götter nachzuſinnen; während ſie in tiefe Betrachtungen ſich verlor, wurde ſie durch einen ungeſtalten Zwerg, der, in das Gewand eines Pilgrims gehüllt, langſam an einem Stabe daherſchritt, in ihrem Nachdenken geſtört; er ließ ſich vor ihr ehrerbietig auf ein Knie nieder und ſprach:

„Erhabne Fürſtin! weil du ſo ſchön und glanzreich biſt, wie die Götter des Himmels, und an hohem Liebreiz der Lado ähnlich, ſo glaube ich, du wirſt auch wohlthätig wie dieſe ſeyn, und einem Armen, den gar großes Leid darniederbeugt, eine kleine Wegzehrung verehren.“

Die Herzogin reichte dem Bettler einige Münzen, und dieſer empfing dieſe reiche Gabe mit ſo großen und unmäßigen Freudenbezeugungen, daß es ſchien, als wäre er gar nicht mehr Herr über ſein dankbares Gefühl; er ergriff Libuſſens Hand, drückte ſie zwiſchen den ſeinigen, und rief:

„O Fürstin! mögen dir doch die Götter das theure Gut reichlich belohnen, das ich so eben von deiner freigebigen Hand erhalten habe.“

Nach diesen Worten grüßte er die Herzogin mit einem ehrerbietigen und demüthigen Wesen, und entfernte sich von ihr mit allen Zeichen der größten Freude.

3.

Als der Zwerg fortgegangen war, versank Libussa wieder in ihre Träumereien; aber bald bemerkte sie den Verlust des Fingerreifs, der ihr, seiner wundervollen Eigenschaften wegen, über alles theuer war, und es ist unmöglich, ihren Schrecken und Traurigkeit zu beschreiben; sie fiel kraftlos auf die Erde, und aus ihren schönen Augen rollten Ströme von Thränen, den grünen Rasen befeuchtend. Endlich besann sich die Fürstin, daß sie mit ihrer Betrübniß die Zeit verliere, die zur Verfolgung des Räubers angewendet werden konnte; sie erhob sich schnell, stieg zu Pferde und ritt dem Zwerge

nach; aber ſie konnte ihn nirgends finden, ob-
ſchon er zu Fuße noch nicht weit gekommen
ſeyn konnte; daraus ſchloß ſie, daß er einen
andern Weg genommen und hielt es fürs Be-
ſte durch den Ton ihres Jagdhornes die ganze
Jagd um ſich zu verſammeln und eine Menge
berittener Männer dem Diebe in allen Rich-
tungen des Waldes nachzuſenden, damit ſie den
bübiſchen Zwerg auffänden, und ihm ſeine koſt-
bare Beute wieder abnehmen mögten. Sobald
die anweſenden Ritter den Unfall der Herzogin
erfuhren, verließen ſie den Auf der Jagd und
vertheilten ſich nach den verſchiedenen Weltge-
genden im dichten Forſt, um den Zwerg auf-
zufinden. Auch Wanda, durch die Betrübniß
ihrer ſchönen Wirthin gerührt, machte ſich mit
den Rittern auf den Weg, nur Ritogar fehlte,
und keiner wußte, wo er geblieben war, wäh-
rend ihm ein nicht minder ſchlimmer Streich
widerfahren war, der ihn hinderte, ſich ſo
ſchnell bei der Jagdgeſellſchaft wieder einzufin-
den; der Fürſt hatte nämlich, ein wildes Thier
verfolgend, ſich weit von allen übrigen ent-

fernt, und weil er ein pfeilſchnelles Roß beſaß, dem, als dem beſten Renner in der Welt, kein Wild entkam, ſo wollte er das Thier ſeiner Geliebten entgegen jagen, damit ihr die Freude zu Theil würde, ſolches zu erlegen — da begegnete ihm auf dem engen Waldpfade ein Zwerg, der ſchon von weitem auf die Knie fiel, und mit einer vom Weinen gebrochenen Stimme rief:

„O edler Ritter! wenn dein Herz nicht fühllos für fremdes Leid iſt, ſo eile der Unſchuld beizuſtehen, die in gar großer Gefahr iſt.“

Ritogar hielt ſein Pferd an, und fragte den Zwerg, was ſein Begehr ſey?

Da entgegnete der Kleine:

„Herr! ich begleitete eine ſchöne und tugendhafte Prinzeſſin, die ich durch meine Liſt aus der Gewalt einer boshaften Zauberin befreit hatte. Nun ſind wir auf der Rückreiſe zu dem Hoflager ihres Vaters, des Fürſten

von Bulgarien begriffen; aber als wir am Eingange dieſes Waldes bei einem verfallenen Schloſſe vorüber zogen, welches der böhmiſche Brennus erbaut haben ſoll, ſtürzte aus dem Gemäuer ein ganz gewappneter Ritter hervor, näherte ſich uns und ward von den Reizen der Prinzeſſin ſo in Liebe entbrannt, daß er ſie gewaltſam mit ſich in das Schloß ſchleppte.“ —

Der Zwerg wollte mit neuen Bitten in den Ritter dringen; aber der hochherzige Ritogar ließ ihn nicht mehr zu Worte kommen, ſondern befahl ihn alsbald an den Ort zu führen, wo ihm ſeine Gebieterin geraubt worden ſey, und damit ſie deſto ſchneller dahin gelangten, hob er den Zwerg zu ſich aufs Roß. In kurzer Zeit gelangten die beiden Reiter an den Ausgang des Waldes, und als ſie das alte Gemäuer erreichten, verſetzte der Kleine:

„Siehe, o Herr! dieß iſt der Ort an den ich dich zu führen verſprach. Wenn es dir Ernſt iſt, meine Prinzeſſin aus den Händen ihres Räubers zu befreien, ſo gehe durch jene

kleine Pforte ins Schloß, wo beide hineingegangen ſind, und ich will mittlerweile dein Roß bewachen.“

Nachdem beide abgeſtiegen waren, ging Ritogar auf das Schloß zu; aber kaum hatte er ſich zwanzig Schritte von dem treuloſen Zwerg entfernt, ſo ſchwang ſich dieſer mit ungemeiner Leichtigkeit in den Sattel und rief Ritogar zu:

„Herr Ritter! die Prinzeſſin danke dir gar ſehr für deinen guten Willen, und trug mir auf, dir zu melden, ſie habe ſich mit ihrem Räuber ſchon vertragen, und bedürfe deines Beiſtandes nicht mehr. Was dein gutes Roß betrifft, ſo ſorge nicht, daß es in üble Hände komme, denn ich werde es dem beſten Krieger der Welt überliefern.“

Mit dieſen Worten lenkte der Zwerg den Renner in den dichten Wald, und verſchwand mit der Schnelligkeit eines Pfeiles aus Ritogars Blicken. Der Fürſt konnte nicht begreifen, wie eine ſo kleine Kreatur einen ſolchen

Streich wagen könne, und wünſchte nur zu wiſſen, welcher Ritter es ſey, dem der Zwerg das gute Roß zudenke, um es einſt durch die Gewalt der Waffen wieder gewinnen zu können; voll Unmuth über dieſen Streich kehrte er zu den Fürſtinnen zurück, fand aber nur Libuſſa, die ihm ihren Unfall mittheilte, und durch Erzählung des ſeinigen die letzte Hoffnung verlor.

4.

Der Zwerg, der Libuſſens Fingerreif und das Roß des nordiſchen Fürſten ſtahl, war, wie leicht zu errathen, der liſtige Fabian. Dieſer Erzſchelm, nachdem er ſich von dem Hoflager des Königs von Hungarn entfernt, hatte auf der Reiſe Zeit genug, über die Art und Weiſe nachzuſinnen, wie er ſeinen Streich ausführen wolle; als er ſich Prag näherte, erzählte man ihm von den erlauchten Gäſten, die ſich eben bei der Herzogin befanden, und dem wundervollen Renner, den Ritogar beſitze, ſo daß er beſchloß, auch dieſen für den tapfern

Lidomir zu entwenden. Nun harrte Fabian eines günſtigen Zeitpunkts zur Ausführung ſeiner Liſt; die Jagd bot ihm ſelben dar, und er ſah ſich in Kurzem als Beſitzer des Renners, den er in einer Höhle des Waldes verbarg, und eine Pilgrimskutte überwarf, um auch den Ring der böhmiſchen Herzogin zu ſtehlen; als er alles dieſes verrichtet, machte er ſich wohlgemuth auf den Rückweg nach Hungarn, um von dem Könige ſeine zum Lohn verſprochene Grafſchaft abzufodern.

Wanda jagte mittlerweile im Walde herum, und ſah ſich allerwegen um, ob ſie keinen Zwerg im Pilgerkleide erblicke — da traf ſie auf den Fabian und fand, daß er wohl viele Aehnlichkeit mit dem Bilde habe, ſo Libuſſa von ihm entworfen; ſie hielt einen Augenblick an, ihn näher zu betrachten, da er jedoch auf einem herrlichen Roſſe ſaß und ein reiches Gewand nach Knappenart trug, ſo wußte ſie nicht, was ſie davon halten ſollte, und nahete ſich ihm immer mehr; aber der Betrüger, der

ſie — wenn gleich die Königin mit einem männlichen Harniſch bekleidet war — ſogleich erkannte und ihre Abſicht errieth, nahm ſich alsbald vor, auch ihr einen Streich von ſeiner Art zu ſpielen, er ſprengte ihr alſo ſelbſt entgegen und ſprach mit einer verlegenen Miene:

„Herr Ritter! dürfte ich wohl wagen, an dich die Frage zu ſtellen, ob du nicht etwa hier im Walde einen kleinen Menſchen geſehen haſt, ohngefähr ſo gebaut wie ich ſelbſt, der aber das Gewand eines Pilgrims an hat und einen Stab in der Hand trägt.“

Die Königin verneinte dieß, und war über ſolche Frage ſehr verwundert.

Da fuhr Fabian fort:

„Wahrhaftig, dieſes iſt der gewandteſte und gefährlichſte Spitzbube, den es in der Welt gibt. Vergönne mir, edler Herr! daß ich dir den Streich erzähle, welchen mir dieſer Schelm geſpielt hat. Die Fay Sophora, meine Gebieterin, die von den großen Verdienſten der

triegerischen Königin Wanda gehört hat, welche sich jetzt hier bei Libussen befindet, hat, um jener einen Beweis ihrer großen Hochachtung zu geben, wie er sich für eine fürstliche Helden geziemt, mit ihrer Kunst ein Schwert für Wanda geschmiedet, von außerordentlicher Güte und Reichthum; sie hat mich aus ihrer Dienerschaft erwählt, das kostbare Geschenk an die sarmatische Königin zu bringen, und ich war glücklich bis hieher nach Böhmen gekommen, als ich gestern mit dem Zwerg zusammenkam, von dem ich dir erzählt habe. Die Aehnlichkeit unserer kleinen Gestalt machte, daß wir bald bekannt wurden; er sagte mir die Absicht seiner Reise, ein Kleinod von der Herzogin Libussa abzuholen, und ich war thöricht genug, ihm auch mein Geschäft zu entdecken: wir schwatzten zusammen bis tief in die Nacht, wo wir uns am Eingang dieses Waldes befanden, und hier unter einem Baume zu übernachten beschlossen. Ehe ich einschlief, legte ich das kostbare Schwert unter mein Haupt, und genoß der Ruhe, in der sichern Meinung, mein Kamerad werde das-

ſelbe thun: denke dir meinen Schrecken, erlauchter Ritter! als ich am Morgen ſtatt des Schwertes, ſo mir die Fane mitgegeben, einen krummen Säbel, aus Holz geſchnitten, fand, welchen der Spitzbube mir geſchickt unter den Kopf zu ſchieben gewußt hatte.“

Bei dieſen Worten des Zwerges konnte ſich Wanda eines lauten Lachens nicht enthalten; Fabian ſchien darüber beleidigt und rief mit verſtelltem Unwillen:

„Du lachſt noch über mein Unglück? — man ſieht wohl, daß dieſes reiche und köſtliche Schwert nicht für dich beſtimmt war, ſchwerlich würdeſt du ſonſt ſeinen ſchändlichen Verluſt ſo luſtig finden. Aber, ich Unglücklicher! welche Vorwürfe wird mir meine Gebieterin und die Königin Wanda machen.“

Bei dieſen Worten fing der Zwerg zu weinen an, und die Königin verſetzte:

„Betrübe dich nicht, mein lieber Zwerg! denn du biſt ja nicht an dem Unglücke ſchuld,

ſo dich betroffen hat. Zwar weiß ich nicht, was deine Fay dazu ſagen wird; was aber Wanda betrifft, ſo ſagt man, ſie ſey großmüthig, und ich bin überzeugt, ſie wird mit dem guten Willen der Fay vorlieb nehmen, wenn ſie auch das koſtbare Geſchenk nicht erhält."

Mit dieſen Worten zog ſie ihr eignes Schwert aus der Scheide, reichte es dem Zwerg zum Anſehen, und fuhr fort:

„Betrachte dieſes Schwert! — die Edelſteine, womit es geſchmückt iſt, ſind mehr als ein Königreich werth, und doch ſchätze ich die vortreffliche Klinge noch weit höher."

Fabian nahm das dargereichte Schwert, und, nachdem er es mit der Miene eines Menſchen, der in die gröſte Verwunderung verſunken iſt, lange betrachtet hatte, erſah er den Augenblick und ſpornte ſein Roß, daß er ſogleich mit dem koſtbaren Schwert von der Königin entfernt war. Der Verräther hatte mit einem ſo natürlichen Weſen geredet, daß Wanda

gar kein Mißtrauen in ihn ſetzte, und als er nun mit dem Schwerte, das ſie ſelbſt zu unvorſichtig in ſeine Hand gegeben, entwich, wurde ſie dadurch ſo ſehr überraſcht, daß ſie nicht einmal ſo viel Ueberlegung hatte, ihn zu verfolgen; aber der liſtige Zwerg, wie er eine ziemliche Strecke voraus hatte, ſah ſich um, und da die Königin ſich noch nicht von ihrem alten Platz entfernt hatte, hielt er ſein Roß an und rief ihr aus allen Kräften zu:

„Herr Ritter! wenn die Königin Wanda etwa deine Freundin iſt, ſo ſage ihr, daß ich dieß Schwert mit zu jenem genommen, ſo ihr die Faye zum Geſchenk beſtimmt habe, und blos verſuchen wolle, welches das beſte ſey.“

Dieſe boshaften Worte weckten die Königin aus ihrer Unthätigkeit — wüthend jagte ſie dem Räuber nach, und würde in ihrem großen Zorn ihm das Haupt mit der Fauſt zerſchmettert haben, wenn es möglich geweſen wäre ihn einzuholen; aber obſchon ſie eines der vortrefflichſten tartariſchen Roſſe hatte, ſo war ihm

doch Ritogars Roß — welches ſie nun zu ſpät erkannte — an Leichtigkeit weit überlegen. Wanda verfolgte den Dieb lange Zeit, ohne ihm je näher zu kommen, als es dem verſchmitzten Zwerg gefiel, ſie nahen zu laſſen. In großem Zorn rief ihm die Königin zu:

„Halt ein, Treuloſer! daß ich dir deinen verdienten Lohn auszahle.“ —

Aber Fabian entgegnete mit höniſchem Lachen:

„Ich wäre wohl ſehr thöricht, dich zu erwarten, denn in der Wuth, in der du jetzt biſt, iſt mit dir nichts anzufangen.“

Durch ſolche und ähnliche Spottreden erzürnte der Zwerg die Königin immer mehr, bis er endlich ſein Pferd in den ſchnellſten Lauf ſetzte und aus ihren Augen verſchwand.

5.

Ich will nichts mehr ſagen von dem fruchtloſen Grimme der Königin, die nun ermüdet von langer Verfolgung des Zwerges zu Libuſ-

ſen zurückkehrte, und während jene drei Beraubten einander wechſelſeitig tröſten, wollen wir den verſchmitzten Fabian an das Hoflager des Königs von Hungarn folgen, der ſeiner Ankunft mit verdoppelter Sehnſucht entgegen ſah, und ſeiner Kunſt gar ſehr bedurfte, denn das Volk der Hungarn, welches von den Weiſſagungen des Magnaten von Arrabona erfahren hatte, weigerte ſich gegen den Maurenkönig zu ziehen ohne dem jungen Lidomir, deſſen Gegenwart das drohende Unglück von ihm abzuwenden vermöge. Als nun Fabian vor dem Thron des Königs trat, rief ihm dieſer ſchon von weitem entgegen:

„Welche Botſchaft bringſt du mir? Iſt das Kleinod in deiner Gewalt, das uns den Heldenjüngling gewinnt, oder muß ich mein rühmliches Vorhaben aufgeben?“

Da warf ſich der Zwerg demüthig an den Stufen des Thrones nieder, und entgegnete:

„O großer König! deiner Tapferkeit wird nichts unmöglich ſeyn, und ich bringe dir aus Böhmen, was du zu deinem Vorhaben bedarfſt.“

Da fragte der König freudig:

„Du bringſt mir alſo den wunderbaren Fingerreif der Libuſſa?“

Und der Kleine erwiederte:

„Ja, Herr! und noch überdieß den ſchnellſten Renner von der Welt, den ich dem Rügenfürſten abgenommen, und das unvergleichliche Schwert der Sarmatenkönigin Wanda.“

Da rief der König voller Freuden aus:

„O mein lieber Fabian, wie ſehr verdieneſt du den Lohn, den ich dir verſprochen habe — ja, nicht allein die Grafſchaft Syrmium ſey dein Eigenthum, ſondern ich will dir alles gewähren, was du von mir foderſt.“

Als Fabian dem König die Art und Weiſe erzählte, wie er drei ſo koſtbare Dinge entwendet habe, war dieſer darüber ſehr vergnügt,

ließ ſogleich reiche Gewänder bringen, beſchenkte ihn mit vielen und koſtbaren Kleinodien und belehnte den Zwerg vor allen Magnaten mit der verſprochenen Grafſchaft.

Der neue Graf zeigte nun dem ganzen Hofe die Wunderwerke, die er aus Böhmen mitgebracht, und alles bewunderte das Roß und das Schwert, nicht länger an dem glücklichen Ausgang ihres Vorhabens zweifelnd. Dann ſchickte ſich der König an, von Fabian und dem Magnaten von Murſa begleitet, ins Rieſengebürge zu ziehen und den Prinzen Lidomir aufzuſuchen und für ſein Unternehmen zu gewinnen; aber alle Großen des Reiches baten ihn, zu geſtatten, daß ſie ihm dahin folgten, und ſie meinten, der Prinz werde einen ſo großen und tapfern König, zumal wenn er mit einem großen Gefolge von Rittern und Fürſten zu ihm käme, ſeine Begleitung auf einem ſo ruhmvollen Kriegszuge nicht abſchlagen; ſie zogen durch Mähren und einen Theil des blühenden Böhmerlandes, und gelangten an einem

ſchönen Morgen in eine anmuthige Ebene zwiſchen den Rieſenbergen, an deren Ende ſie den See und die Felſenburg des Rübezahl entdeckten. Menas, der viel herumgereiſt und öfters an dieſem Orte geweſen war, erinnerte ſich niemals dieſe Burg geſehen zu haben, und ſie prießen die große Tugend von Libuſſens Fingerreif über die Maßen.

Als Rübezahl von der Zinne ſeiner Burg dieſe zahlreiche Schaar von Rittern ſah, und ihre Abſicht erkannte, da ward er ſehr um ſeinen kühnen Zögling beſorgt, denn als er in Lindomirs früheſter Jugend die Sterne über ſein künftiges Geſchick rathfragte, da ward ihm kund, daß dieſer beſtimmt ſey, durch ſeine außerordentliche Kraft gar viele Ritter und Helden zu beſiegen; doch drohe ihm große Gefahr, und wenn er im Jünglingsalter ſich nicht bewahre in die Netze einer ſchönen Jungfrau zu fallen, ſo werde dieſe ihn ſicherlich mit ſich ſelbſt ins Verderben ziehen — da die Sterne nicht deutlich ausſagten, ob ſolches Unheil zu verhü-

ten oder nicht, ſo hatte Rübezahl beſchloſſen, ſeinen Zögling auf der Burg zu behalten, bis er ins Mannesalter getreten; dann aber in die Welt zu großen Thaten einzuführen, und wenn die Näherung des Königs von Hungarn und der Zweck derſelben ihn beunruhigte, ſo tröſtete ihn die Unmöglichkeit über den See zu kommen, deſſen Brücke längſt vernichtet, und in der ganzen Gegend kein Fahrzeug zu finden war. Dieſe Betrachtung war es, die auch Arpad beſorglich machte, aber Fabian nahte ſich ihm und ſprach:

„Mein königlicher Herr! wir vermögen hier durch Gewalt nichts auszurichten, doch wenn du meinen Vorſchlag genehmigſt, ſo glaube ich durch eine kleine Liſt den Prinzen wohl herab zu locken. Laſſe auf dieſer Ebene ein Kampfſpiel anſtellen; deine Ritter mögen ſich im Lanzenſtechen üben, und gewißlich, wenn Lidomir ſolches ſieht, ſo wird in ſeinem kriegeriſchen Gemüth die Begier erwachen, daran Theil zu nehmen; ſo er aber herab kommt, ſey es nur

meine Sorge, ihn deinem Vorhaben geneigt zu machen.“

Fabians Rath fand allgemeinen Beifall, und Arpad beſchloß ihn auszuführen, indem er ſeine Ritter in zwei Schaaren theilte, wovon er ſelbſt der einen befahl, und zum Anführer der zweiten den wildmuthigen Magnaten von Siscia ernannte. Die Lüfte wurden von dem Schall der ſchmetternden Trommeten erfüllt, welcher den kühnen Lidomir gar bald auf die Zinne der Burg lockte, wo er ſah, wie die Ritter mit eingelegten Lanzen gegen einander rannten. Die Schaar des Königs hatte Unglück; zehn ſeiner Ritter ſtürzten auf dem erſten Angriff, da von der zweiten Schaar nur drei aus dem Sattel gehoben wurden. Alle Magnaten brannten vor Begier, ihre Tapferkeit vor demjenigen Prinzen zu zeigen, auf welchem ihre Hoffnung beruhte, ſo daß dieſe ritterliche Uebung ſchier das Anſehen des blutigſten Kampfes erhielt. Der ſtarke Arpad, den Nachtheil ſehend, den ſeine Parthei erlitten,

ſtellte in wenigen Augenblicken die Gleichheit wieder her, indem er mit ſeinem mächtigen Gaul unter die Gegner ritt, und in kurzer Zeit die meiſten aus dem Sattel hob.

6.

Rübezahl war ſeinem Zögling auf die Zinne gefolgt, und beide ſahen mit gar verſchiedenen Gefühlen dem Kampfſpiel zu. Lidomir ſchaute voll Luſt und mit glänzenden Augen auf die gewaltigen Anſtrengungen der Ritter; er rief dem kühnen Sieger Beifall, und ſein ſchönes Antlitz glühte vor Begier, in der Mitte der Kämpfer zu ſeyn; aber da er weder Roß noch Rüſtung zu ſolchem Spiele hatte, ſo bat er ſeinen Pflegevater, ihn wenigſtens am Ufer des Sees dem Kampfe in der Nähe zuſehen zu laſſen.

Rübezahl, welcher wohl wußte, daß Lidomir gerade in dem gefährlichſten Alter ſeines Lebens ſtand, ſuchte ihn davon abzuhalten und ſprach:

„O mein Sohn! das, was du ſieheſt, iſt ein gar böſes Spiel. Siehe den Streit dieſer Ritter als ein Netz an, welches eine ungünſtige Macht dir ſtellt, dich in dein Verderben zu locken.“

Aber Lidomir entgegnete:

„O Vater! wenn der Himmel Macht über uns hat, wo werde ich ſeinen Fügungen entgehen? und iſt mein Tod durch die Geſchicke beſchloſſen, ſo hältſt du mich umſonſt hier zurück. Ich bitte dich, mich den Kampf dieſer Ritter eine Stunde lang in der Nähe anſehen zu laſſen, oder ich ſtürze mich ſelbſt von der Höhe dieſer Zinne herab.“

Rübezahl hatte dem jungen Gemüthe des Prinzen ſo viel Feſtigkeit eingepflanzt, daß er wohl Wort halten konnte, daher führte er ihn aus der Burg an das Geſtade des Sees, und ihnen gegenüber hielt Fabian mit ſeinem herrlichen Renner, als ob er nur zufällig dem Kampfſpiel zuſchaue; ſobald er Rübezahl und

ſeinen Zögling kommen ſah, jagte er hin und wieder, und machte verſchiedne Reiterkünſte. Lidomir bewunderte die Schnelligkeit und ſchöne Geſtalt des Roſſes, das er wohl zu beſitzen wünſchte, und da der neue Graf, trotz der ſchönen Gewänder, die ihm der König geſchenkt, eben kein ritterliches Anſehen hatte, ſo hielt er ihn höchſtens für einen Pferdehändler, und bat ſeinen Pflegevater, ihm das Roß zu kaufen; um ihm nicht jede Bitte abzuſchlagen, fragte Rübezahl den Zwerg, ob er wohl ſo gut ſeyn wollte, ihm ſeinen Renner zu überlaſſen.

Fabian hatte nur dieſen Augenblick erwartet, und entgegnete:

„Um keinen Preis verkaufe ich dieſes herrliche Roß, denn die Ritter meines Vaterlandes haben ein Unternehmen vor, zu dem gewiß jeder, der den Ruhm liebt, ſich mit ihnen verbinden wird — unſer glorreicher König wird nach Hiſpanien ziehen, um den Mauren Almanſor zu verjagen; Alt und Jung in ganz Hungarn greift zu den Waffen, und keiner der Magna-

ten bleibt zu Hauſe. Darum behalte ich mein Roß; aber wenn ein hochherziger Ritter, wie zum Beiſpiel dieſer erlauchte Jüngling, es von mir fodert, um an dieſem Zuge Antheil zu nehmen, dann ſchwöre ich euch, ich will ihm dieß Roß ſchenken und auch die ſchönen Waffen, die ihr am Fuß dieſer Tanne liegen ſeht.“

Da ließ Lidomir ſeinen Pflegevater nicht mehr zu Worte kommen und rief über den See herüber:

„O, wenn du mir dieſes alles gibſt, ſo will ich mich für dich in die Flammen ſtürzen; aber ſchenke mir es ſogleich, denn ich kann es nicht erwarten, mich in den Kampf dieſer tapfern Ritter zu miſchen, und wie ſie meinen Muth an den Tag zu legen.“

Aber Fabian entgegnete:

„Erlauchter Jüngling! nicht hier ſollſt du dein Blut vergießen, denn dieſe Krieger ſind alle Hungarn und Freunde, und der Kampf, den du ſieheſt, iſt nur eine ritterliche Luſt; ſie ſchlagen ſich nur mit der Fläche des Schwer-

tes; Spitze und Schneide ſind unter den ſchwerſten Strafen verboten."

Da rief ihm Lidomir haſtig zu:

„Gib mir nur dein Pferd und die Waffen, und laſſe das Uebrige meine Sorge ſeyn. Du ſollſt ſehen, daß ich mich ſo gut beluſtigen werde, als jene."

Bei dieſen Worten erkannte der Berggeiſt, daß eine höhere Macht als die ſeinige, welche dieſen Kriegsmuth in ſeines Zöglings Bruſt entzündet hatte, ihn zu großen Thaten rufe, und hörte auf, dieſer zu widerſtreben. Lidomir ſtürzte ſich in den See und ſchwamm ans andre Ufer, um Fabians Geſchenke zu empfangen, und Rübezahl kehrte in ſeine Burg zurück, den Jüngling ſeinem Geſchicke überlaſſend.

In wenigen Augenblicken war Lidomir gewappnet, und gürtete das herrliche Schwert der pohlniſchen Wanda, das in ſeiner Hand zum zerſchmetternden Blitz werden ſollte, um ſeine Hüften; dann ſprang er auf den

Rücken des Roſſes, ohne die Steigbügel nur zu berühren, und Fabian, als er ihn im Sattel ſah, konnte nicht aufhören, ſein edles und ritterliches Anſehen zu bewundern; er ſprach zu ihm:

„Ziehe hin, o junger Held! und erfülle die Hoffnung, die auf dich gebaut iſt.“

Lidomir, nachdem er den freigebigen Zwerg höflich gegrüßt und ſich bei ihm bedankt hatte, flog wie der Donnerſtrahl auf die Ritter zu, und in das dichteſte Gedräng des Kampfſpiels; er hob mehrere Ritter nach einander aus dem Sattel, und als er auch den tapfern Menas in den Sand geſtreckt hatte, da ließ Daniel, der eben gegen Arpad rennen wollte, von dem Monarchen ab, und wandte ſeinen Stoß gegen den kühnen Fremdling, den er aber nicht einmal zu erſchüttern vermochte, vielmehr gar bald das Schickſal der andern theilte. Der König ſelbſt, der des fremden Ritters gewaltige Kraft bewunderte, wollte ſeinen Arm gegen ihn verſuchen, aber auch er wurde auf

den Sand geſetzt; ihm folgten drei hungariſche Ritter, die, gegen die Turniergeſetze, zugleich auf den Unbekannten anrannten; jedoch er warf alle drei, und der Herzog von Siebenbürgen, über die unerhörte Tapferkeit des Fremdlings in Neid und böſe Tücke entbrannt, verſetzte ihm meuchlings einen Stich in den Rücken, wo der Harniſch zuſammengefügt war, und flüchtete ſchnell, um ſich vor der Strafe zu ſichern. Lidomir, entrüſtet über eine ſo ſchändliche That, wendete, obſchon er verwundet war, ſchnell ſein Roß, jagte dem Verräther nach, und wie er ihn an demſelben Orte, wo Fabian ihn mit Roß und Waffen beſchenkt hatte, einholte, hieb er ihm mit einem gewaltigen Streiche das Haupt vom Rumpfe. Als ſich Lidomir ſo blutig gerächt hatte, fühlte er, daß er ſchwach wurde, denn das Blut quoll heftig aus ſeiner Wunde, und er bedurfte der Hülfe ſeines Pflegevaters; auf ſeinen Ruf erſchien der Herr vom Berge, ließ den geliebten Jüngling durch ſeine Geiſter über den See tra-

gen, um dort ſeine Wunde zu unterſuchen, und ſprach mit trauriger Geberde zu ihm:

„O mein Sohn! wie gering iſt meine Macht, daß ich dein Unglück nicht verhindern konnte.“

Aber Lidomir machte ſich ſtärker, als er war, und entgegnete:

„Sey ruhig, mein Vater! ich bin zwar verwundet; aber lange nicht ſo ſehr wie damals, als ich auf dem Felſen die jungen Wölfe erſchlug, und die Alte mich in die Lende biß.“

Rübezahl unterſuchte die Wunde, reinigte ſie, und goß einen Saft hinein, mittelſt welchem ſie ohne weiteres Zuthun von ſelbſt wieder heilte.

7.

Als Lidomir den Kampfplatz verlaſſen hatte, ſtellte der König das Rennen ein, und ſeine Ritter waren ſehr beſchämt, von einem ein-

zigen Fremdling ſo übel behandelt worden zu ſeyn; auch der König konnte ſich gar nicht über dieſen Unfall tröſten, und als er bedachte, wie das ganze Kampfſpiel blos um des böhmiſchen Prinzen willen angeſtellt, und er dieſen dabei gar nicht erblickt — denn er bildete ſich keinesweges ein, daß der unbekannte Krieger Lidomur geweſen ſey — entbrannte er in Zorn gegen Fabian, der ihn herbeizuführen verſprochen, und um den neuen Grafen zur Rede zu ſtellen, befahl er, ihn zu ſuchen, als einige Ritter den Kopf des Herzogs fanden, und denſelben zum Könige trugen. Arpad gerieth in großen Grimm bei dieſem Anblick, denn er hatte den Herzog ſtets für einen ſeiner tapferſten Krieger gehalten, und wollte wiſſen, wer es gewagt habe, ſich mit einem ſolchen Morde zu beflecken. Einer der Knechte, welcher in der Nähe geweſen war, ſagte aus: der Mörder des Herzogs ſey auf dem Roſſe des neuen Grafen von Syrmium geritten — mehr bedurfte es nicht, um den erzürnten König in den Wahn zu verſetzen, das Verbrechen ſey

von dem Zwerg begangen worden, und er trug sogleich dem Magnaten von Mursa auf, den Fabian zu fangen und an demselben Orte aufhängen zu lassen, wo der Leichnam des Herzogs war gefunden worden. Menas, welcher den Herzog von Siebenbürgen als seinen Freund geliebt hatte, ließ den Zwerg sogleich aufsuchen, den man, trotz seiner erlangten Würde, an Händen und Füßen band, und an den Ort seiner Bestrafung schleppte, Fabian mochte, so viel er wollte, die Dienste hererzählen, die er geleistet, und fragen, warum man ihn so mißhandle? keiner antwortete ihm, denn er war so verachtet, daß niemand mit ihm sprechen wollte, und als man ihn zu Menas brachte, sagte ihm dieser, er würde ihn, wenn sich kein andrer Henker für ihn fände, selbst an dem Galgen aufknüpfen.

Der unglückliche Fabian erfüllte die Luft mit seinem Klagegeschrei, welches aber die hungarischen Ritter gar wenig rührte, welche sich bereiteten, ihn die Strafe leiden zu lassen, die

der König ſo ungerechter Weiſe über ihn verhängt hatte. Mittlerweile war Lidomir wieder an das Geſtade des Sees gekommen, und hörte die klagende Stimme Fabians, der ihn ſo reich beſchenkt hatte; da ſäumte er keinen Augenblick, mit ſeinem Roß durch den See zu ſchwimmen, und kam grade in dem Augenblick herüber, wo der Henker ſeinen Strick um den Hals des Zwerges legen wollte; aber der Prinz ſtürmte ſo gewaltig unter die Ritter, daß die Kraft ſeines Armes ſie bald zerſtreute, und er die Bande des freigebigen Fabian löſte. Menas, der umſonſt verſucht hatte, ſich Lidomirs Beginnen zu widerſetzen, eilte nunmehr zum Könige, dem er dieſe faſt unglaubliche Botſchaft überbrachte.

Arpad, ſchon früher in Begier entbrannt, den Unüberwindlichen zu kennen, eilte mit allen ſe[illegible] Rittern auf den Platz hin, wo dieſer d[illegible]verg befreit hatte, als er Lidomir mit [illegible] auf ſich zukommen ſah; dieſer erſchr[illegible] dem Anblick des Königs und wollte

fliehen: aber der heldenmüthige Jüngling hielt ihn zurück und sprach:

„Bleibe und sey ruhig, denn ich will dich selbst zum Könige führen und ihn fragen, warum er dir Unrecht thut.“

Mittlerweile hatten sie den König erreicht, und Lidomir, nachdem er denselben ehrerbietig gegrüßt hatte, sprach folgende Worte zu ihm:

„Mächtiger König! ich bitte dich unterthänig, mir zu sagen, welches Verbrechen dieser kleine Mann begangen hat, und mir seine Gnade zuzugestehen, wenn er den Tod verdient, denn, so er unschuldig ist, gebeut mir die Dankbarkeit, welche mich bewogen, ihn aus Henkershand zu retten, selbst von dir Rechenschaft zu fodern, über die Mißhandlungen, so er erdulden mußte.“

Da entgegnete der König:

„O Ritter! deine Reden sind so vermessen, daß ich sie nimmer beantworten würde, wenn nicht deine große Tapferkeit dich zu einer so hohen Sprache berechtigte — wisse, er hat

dem edlen Herzog von Siebenbürgen den Kopf abgehauen.“

Lidomir erwiederte lächelnd:

„O großer König, wenn dieß sein ganzes Vergehen iſt, ſo thateſt du ſehr Unrecht, ihn zum Tode zu verdammen, denn ich allein bin der Schuldige, wenn es ein Verbrechen iſt, einen Treuloſen zu beſtrafen. Der Herzog hat mich gegen alles Recht und Billigkeit von rückwärts in die Seite verwundet, und ich habe mich an ihm gerächt, wie es einem Ritter geziemt; iſt aber einer in deinem Gefolge, der damit unzufrieden iſt, ſo trete er vor, und ich bin bereit im Angeſicht deiner Majeſtät mit Schwert und Lanze mein gutes Recht zu vertheidigen.“

Und der König verſetzte:

„Wenn der Herzog einer ſo ſchwarzen That fähig war, ſo hat er allerdings den Tod verdient; aber deshalb iſt der Verräther, den du gerettet, noch nicht von aller Schuld frei, und der Strafe wohl würdig, die ich ihm zuge-

dacht, da er, mich mit einer falſchen Hoffnung täuſchend, verſprach, den Prinzen Lidomir, der hier auf Rübezahls Burg wohnt, in unſre Mitte zu führen.“

Bei dieſen Worten gewann Fabian, der vorher wie ein Espenlaub gezittert hatte, neues Leben und rief:

„O mein hoher Herr und König, warum haſt du mich alſo zum Tode verurtheilt? — vielleicht um den Prinzen Lidomir den Ruhm zu verſchaffen, daß er mich aus den blutgierigen Händen des Henkers Menas errette?“

Da errieth der König ſeinen Irrthum und fiel dem Fabian mit folgenden Worten in die Rede:

„Wie? der Ritter, welcher dich befreite, und unſer aller Erſtaunen durch ſeine große Tapferkeit erregte, iſt Lidomir ſelbſt, die Hoffnung und das Ziel unſres Zuges? — wenn es ſo iſt, mein lieber Graf von Syrmium, ſo habe ich dir ſehr Unrecht gethan, und ich bitte dich, es mir zu vergeben.“

Der König nahte ſich dem Prinzen, und, ihn feſt an ſeine Bruſt drückend, verſetzte er:

„Edler Lidomir! ich hätte dich wohl an den Wundern deines Armes errathen ſollen. Vergib, daß ich dich verkannte, und ſchlage es mir darum nicht ab, mich auf dem wichtigen Zuge gegen den Maurenkönig Almanſor zu begleiten.“

8.

Lidomir empfing die Liebkoſungen des Königs mit Ehrfurcht und einem ſo edlen Anſtande, daß ihn alle Anweſenden bewunderten; aber, nachdem er ihm verſprochen hatte, mit nach Hiſpanien zu ziehen, ergriff er die Gelegenheit Arpad um eine Sache zu erſuchen, die er zu erhalten vor Begier brannte; es war dieß der Orden der Ritterſchaft — er bat jenen darum und ſagte, daß er hoffe größere Thaten zu vollbringen, wenn er des Vortheils genieße, von der Hand eines ſo tapfern Königs zum Ritter geweiht zu werden.

Mit vielen Freuden erzeigte der König Li-

domir dieſen Dienſt, wodurch er ihn noch mehr an ſich zu feſſeln gedachte: und als die Ceremonie vorüber war, erſchien auf einmal der Herr vom Berge in ihrer Mitte, zu dem Prinzen ſprechend:

„Lidomir! dein Schickſal ruft dich früher als es mein Wille war, in das Gewühl der Welt. Ich vermag es nicht mehr, dich vor den Gefahren zu ſchützen, die deiner harren, fern meinem Gebiete und meiner Macht. Drum vernimm die letzten Lehren deines Freundes. Bewahre dein Herz vor den lockenden Reizen der Schönheit, daß ſie nicht frühe oder ſpät, mit zauberiſcher Tücke vereint, dich in große Noth bringe. — Ziehe hin, mein Sohn! und gedenke an Koronatus!“

Mit dieſen Worten verſchwand der wohlthätige Geiſt, und König Arpad machte ſich mit allen ſeinen Rittern auf den Rückweg nach Hungarn, um ſeine Kriegsvölker zu ſammeln und mit ihnen gegen Almanſor zu ziehen; aber ehe ſie aufbrachen, meinte der ſtaatskluge Me-

nas, es wäre doch wohl gethan, wenn der König durch einen Geſandten die böhmiſche Herzogin Libuſſa auffodern ließe, eine Schaar mit gegen die Mauren zu ſenden; auch ſagte er, es würde ſich zu ſolcher Geſandtſchaft keiner beſſer ſchicken, als der edle Prinz Lidomir, deſſen anſtändigen und ritterlichen Weſen es gewiß gelingen werde, die Herzogin zu ſolcher Theilnahme zu bewegen, und der ſodann die wackern Böhmen anführen könne. Der König fand dieſen Rathſchlag gut, und ohne der letzten Warnung des Herrn vom Berge, und der Gefahr, welcher Lidomir an dem böhmiſchen Hoflager ausgeſetzt ſeyn würde, zu gedenken, ernannte er den Prinzen zum Botſchafter, gab ihm den Ring des Rübezahl, deſſen ſie nun nicht mehr bedurften, um ihn der Libuſſa zurückzuſtellen, und beſtimmte einen Ort, wo er mit den Böhmen zu ſeinem Heere ſtoßen ſollte, da er beſchloſſen hatte durch das Land der Bojer gegen Gallien zu ziehen; dann nahm er von dem Prinzen Abſchied und begab ſich mit

allen ſeinen Rittern und Magnaten auf den Heimweg.

Lidomir, der ſich nunmehr dem Dienſt des Königs mit ganzem Sinne geweiht hatte, gehorchte ihm willig und gelangte grade nach der neuerbauten Hauptſtadt, wie die Herzogin ihr Beilager mit dem weiſen und glücklichen Primislaus feierte, und ihr Hoflager noch glänzender war als zu der Zeit, da der verſchmitzte Zwerg dort geweſen war; zwar hatte die ſarmatiſche Wanda und der Fürſt der Rügeninſel ſie wieder verlaſſen; dagegen aber waren mehr als zwölf theils benachbarte, theils auch Fürſten aus fernen Ländern angekommen, um das Feſt der Vermählung feiern zu helfen.

Der Prinz wurde als ein Abgeſandter des Königs von Hungarn gar ehrenvoll empfangen, und noch mehr war die Herzogin erfreut, als er ihr im Namen ſeines Herrn den Ring wieder überreichte, deſſen Verluſt ihr ſo viele Thränen gekoſtet hatte. Libuſſa fragte den Prinzen nicht, wie jener zu ſeinem Beſitz gekommen war,

denn ſie wußte durch ihre geheimen Künſte ſchon mehr davon, als der Ueberbringer ſelbſt; aber deſto bereitwilliger zeigte ſie ſich dem Begehren des Königs, verſprach Lidomir, ſogleich Bothen auf alle Seiten ihres Reiches zu ſenden, um ihre Völker zu entbieten, und erſuchte ihn, bis dieſe kommen würden, ſichs an ihrem Hoflager gefallen zu laſſen, und die Kampfſpiele, die ſie angeordnet hatte, mit ſeiner Gegenwart zu beehren. Lidomir konnte einer ſo freundlichen Einladung nicht entſagen und verſprach alſo Libuſſen, zu bleiben; auch freute er ſich ſchon im Voraus, wie ſein ſtarker Arm über alle Streiter obſiegen werde.

Am Tage, ehe das Rennen anfangen ſollte, gab die Herzogin ein großes Mahl, zu dem auch Lidomir eingeladen war, und durch ſeine bewunderungswürdige Schönheit der Gegenſtand allgemeiner Bewundrung wurde. Als das Mahl geendet war, ertönte vor den Thüren des Saales eine harmoniſche Muſik, vier Rieſen von ungeheurer Größe traten ein, und hin-

ter ihnen ein Ritter und eine Dame, beide vollkommen ſchön gebildet und von erhabnem Anſehen; beſonders war die Dame viel ſchöner als ſich die lebhafteſte Einbildung vorſtellen kann — ihre Augen glänzten wie der Liebesſtern; der Morgenröthe reine Stirn war nie ſo hold gezier: der Frühling, wenn er dem trüben Winter folgt, niemals ſo reich geſchmückt, nimmer der Schwanen weiße Bruſt ſo ſchön gebleicht, und die Strahlen der Sonne ſo glanzvoll, als der fremden Prinzeſſin Stirne, Wangen und Mund mit der Fülle des höchſten Liebreizes begabt, erſchienen; nach ihrem Eintritt wurden die Schönen des böhmiſchen Hoflagers gar nicht mehr angeſchaut, und die Bezauberung ward noch größer, als ſie ſich der Herzogin nahte, mit einem ſüßen Lächeln ihre Korallenlippen öffnete und ſprach:

„Erhabene Herzogin! der Ruf von deiner Weisheit und Güte hat ſich bis zu uns verbreitet, denn ich bin die Tochter des Königs von Cypern, die mit ihrem Bruder kommt, um

die Feier deiner Vermählung mit zu begehen, und damit Hyacinth zeige, ob er es werth iſt, vor dir zu erſcheinen, ſo vergönne, daß er deine Ritter auf ein Lanzenrennen fodre, doch mit der Bedingung, daß die Ueberwundenen den Kampf aufs Schwert nicht fodern dürfen, und unſre Gefangnen bleiben; im Gegentheil, wenn einer im Stande iſt, meinen Bruder aus dem Sattel zu heben, ſo ſind wir beide der Preis des Siegers."

Während die fremde Prinzeſſin ſprach, herrſchte ein tiefes Stillſchweigen in der Verſammlung, und laute Beifallsbezeugungen folgten ihrer Rede. Jeder Ritter brannte vor Begier, um einen ſo herrlichen Preis zu kämpfen, und ſelbſt der Herzog und ſeine Gemahlin konnten ſo viele Reize nicht genugſam bewundern; ſie nahmen den Antrag im Namen aller anweſenden Ritter an, und nach einer Unterhaltung von mehreren Stunden empfahl ſich der Prinz und die Dame mit dem Bedeuten, daß jener ſeine Gegner in einem Gehölze unweit der Stadt erwarten wol-

le, und ſie gingen, von einem anſehnlichen Geleite böhmiſcher Krieger, womit ſie Libuſſa ehrte, umgeben, wieder von dannen.

9.

Der unerfahrne Lidomir, der nicht geahnet hatte, daß außer dem Ruhm noch eine Sache das Gemüth ſo einnehmen könne, fühlte ſich hingeriſſen, und das erſte Lächeln dieſer wundervollen Schönheit hatte alle Lehren des weiſen Pflegevaters aus ſeinem Gedächtniſſe verwiſcht, ſo daß er ſelbſt des Königs von Hungarn vergaß, der ihn zum Ritter geſchlagen, und ſich nur der großen Begier bewußt war, die Prinzeſſin zu gewinnen.

Eben ſo ſehr brannte nach dem Beſitz der fremden Schönen der furchtbare Baſilius, König von Illyrien, und wie er ſeine Begierden niemals zu bezähmen verſtand, ſo hielt ihn nur die Furcht, der Herzogin zu mißfallen und die Rechte der Gaſtfreundſchaft zu verletzen, ab, daß er nicht gleich nach dem Gehölze eilte, um

dem Prinzen die Schweſter gewaltſam zu entreißen; aber nun wollte ein jeder der erſte ſeyn, der mit Hyacinth fechte. Baſilius wollte nicht dulden, daß einer mit ihm in die Schranken trete, und Lidomir erklärte eben ſo feſt, daß er keinem den Vorzug laſſen werde. Mehrere andere Ritter foderten daſſelbe, und es würde vielleicht ſchon um das Recht zu kämpfen zu einem blutigen Kampfe gekommen ſeyn, wenn nicht die weiſe Libuſſa ſich unter die Streiter gemiſcht, und entſchieden hätte, das Schickſal ſelbſt ſolle den Ausſpruch thun, wem der erſte Kampf gebühre. So wurden die Namen der Ritter auf Blätter verzeichnet, dann begab man ſich vor die Bildſäule des Perun, woſelbſt, nach einer frommen Anrufung des Prieſters, ein unmündiges Kind die Blätter nach einander aus dem irdenen Gefäße holte, wie ſie ihm der Zufall, oder der Götter Wille in die Hand gab.

Der erſte war Sylveſter, Prinz von Sachſen, der zweite Baſilius, Lidomir der dritte,

dann folgten in bunter Reihe die übrigen Ritter. Mit ſtolzen Blicken begab ſich Sylveſter aus dem Saal, den Baſilius zu meſſen ſchien, und meinte, der Sachſenprinz werde ihm wohl den Preis nicht wegnehmen; aber Lidomir begab ſich, von Trübſinn befangen, in ſein Gemach, denn er kannte wohl die gewaltige Stärke des Illyriſchen Königs und befürchtete, daß er den Cyprier beſiegen und die ſchöne Jungfrau zum Lohn davon tragen möchte.

Während dieſes alles in Libuſſens Pallaſt vorging, zog ſich Wladibog, ein Vetter der Herzogin, der ſich mehr mit geheimen Wiſſenſchaften als den Waffenkünſten beſchäftigte, in ſeine einſame Wohnung zurück; die Reize der cypriſchen Prinzeſſin hatten ihn, wie alle andern, mit Sehnſucht nach ihrem Beſitze erfüllt, gleichwohl ſchien ihm ihre Ankunft verdächtig, und er verſäumte nicht, ſich hierüber Aufklärung zu verſchaffen. Wladibog nahm das wunderbare Buch zur Hand, mittelſt welchem er die hölliſchen Geiſter zu rufen verſtand, und rief einen herbei, zu dem er alſo ſprach:

„Pothos! was hat es für eine Bewandtniß mit dem Prinzen aus Cypern und ſeiner Schweſter, die heute an dem Hoflager der Herzogin angekommen ſind?“

Und gehorſam entgegnete der Dämon:

„Herr! dieſe beiden ſind die Kinder des Königs von Cypern, Hyacinth ſein Sohn und ſeine Tochter Claribella. Dieſer König, der ein großer Zauberer und Freund Almanſors von Grenada iſt, hat in den Sternen geleſen, wie der edle Prinz Lidomir tapfer genug ſey, das Reich der Mauren in Hiſpanien zu zerſtören, und will ihn in ſeine Gewalt bekommen; er hat ſeinem Sohne bezauberte Waffen mitgegeben, und vor allem eine goldne Lanze, welche die Gabe hat, jeden, auch den tapferſten Ritter aus dem Sattel zu heben; ſobald ſie ihn berührt, verliert er die Steigbügel und ſtürzt, wie vom Blitze getroffen, auf den Sand nieder. So ausgeſtattet, entließ der König ſeinen Thronerben; „geh, mein Sohn! ſagte er, um den Prinzen zu fangen, der meinem Freun-

de das Reich und Leben zu rauben droht. Deine Schweſter Claribella ſoll dich begleiten, und ihre große Schönheit wird dem Lidomir gewißlich, ſo wie allen böhmiſchen Rittern, gefährlich werden; die Hoffnung ihres Beſitzes wird alle zum Kampfe reizen; du wirſt mit allen kämpfen, bis auch Lidomir unter der Zahl iſt, dann magſt du allen die Freiheit wieder ſchenken, und nur dieſen mir als Gefangenen auf unſer Eiland bringen.“

Wladibog entſetzte ſich über das gefährliche Unternehmen, welches die beiden Fremdlinge begonnen hatten; er beſchloß, Lidomir zu erretten und die Prinzeſſin zu tödten, daß ihre zauberiſchen Reize kein Unheil mehr zu ſtiften vermögten. Kaum konnte Wladibog die Nacht erwarten, um ſeinen Anſchlag auszuführen, und wie ſich die Lichter des Himmels entzündet hatten, begab er ſich in das Gehölze, wo zwei Zelte aufgeſchlagen waren; in dem einen ſchlief Prinz Hyacinth, im andern die ſchöne Claribella, und vor jedem derſelben ſtanden zwei

ungeheure Rieſen als Wache. Wladibog machte ſeine Beſchwörungen, um die Rieſen einzuſchläfern; und als ſein Zauber dieß bewirkt hatte, ſchritt er mit gezücktem Dolch in Claribellens Zelt, welche, in Schlummer hingegoſſen, von ihren Reizen nichts verloren hatte, und einer Himmliſchen glich, die herabgekommen, die Erde durch ihre Gegenwart zu verſchönern. Schnell nahte Wladibog, ergriff mit der einen Hand ihr langes goldnes Haar und wollte mit der Rechten den Dolch in ihre ſchwanenweiße Bruſt ſtoßen — da fiel der Schein einer kriſtallnen Lampe auf ihr Antlitz; der Frevler entſetzte ſich vor ſeinem Beginnen und ſprach zu ſich ſelbſt:

„Nein, ſo himmliſche Reize ſollen nicht ſo bald aufhören ein Schmuck der Erde zu ſeyn, und meine Kunſt wird mir die Mittel an die Hand geben, auf eine ſanftere Weiſe ihr Vorhaben zu vernichten — und wäre ich nicht ein Thor, das Glück, für welches andre ihr Leben wagen, aus den Händen zu geben?“

10.

Die Augenblicke waren koſtbar, und Wladibog nahm ſeine Zuflucht zu dem Zauberbuche, um Claribellens Schlaf ſtärker zu machen; als er nichts verſäumt zu haben glaubte, überließ er ſich der entzückenden Hoffnung ihres Beſitzes; er nahte ihrem Lager, küßte ihre Hand, und ſchlang den Arm um ihren ſchlanken Leib; aber wie groß war Claribellens ſchreckenvolles Erſtaunen, als ſie, trotz ſeines Zaubers erwachte, und ſich in den Armen eines unbekannten Mannes, mit ſeinen Liebkoſungen überhäuft fand. Die Prinzeſſin erfüllte die Luft mit ihrem Angſtgeſchrei und rief laut ihren Bruder zu Hülfe, während ſie mit aller Macht den Verwegnen zurück ſtieß, von dem ſie das Aergſte befürchtete. Hyacinth, durch ſeiner Schweſter Stimme erweckt, raffte ſich vom Lager auf und flog in ihr Zelt, ohne Waffen und noch ſchlaftrunken; aber die Gefahr, in welcher er Claribella ſah, ermunterte ihn ſchnell, und mit wüthiger Geberde warf er ſich auf

Wladibog, ihn zwiſchen ſeine kräftigen Arme faſſend, und rief ihm zu:

„Verräther! bereite dich, deine Strafe zu empfangen!“

Aber Claribella rief dem Prinzen zu:

„Laß ihn nicht entſchlüpfen, mein Bruder! es iſt ein Zauberer, und ohne der ſchützenden Eigenſchaft meines Gürtels wäre ich ohnfehlbar die Beute dieſes Vermeſſenen geworden.“

Nach dieſen Worten warf der Prinz Wladibog zu Boden, daß er ihm nicht entweichen könne, und wie er ihn ſo unter ſich hielt, durchſuchte Claribella ſeine Taſchen, worin ſie das Wunderbuch fand, welches ſie mit allerhand ſonderbaren Zeichen und barbariſchen Worten erfüllt fand, und als ſie es verſuchte, einige Worte zu leſen, ſah ſie ſich von einer großen Schaar von Dämonen umgeben, die ihre Befehle verlangten; zu dieſen ſagte ſie:

„Traget dieſen Verwegenen zu meinem Vater, dem König von Cypern, und ſaget, daß

ich ihm den einzigen Mann ſende, der an dem Hoflager der Libuſſa unſerm Vorhaben Schwierigkeiten entgegen ſetzen konnte.“

Dieſer Befehl war kaum ausgeſprochen, als Wladibog ſich in die Lüfte erhoben fühlte, und trotz der großen Entfernung brachten ihn die Dämonen in einem einzigen Augenblick nach Cypern, wo er an einem einſamen Felſen am Ufer des Meeres angeſchmiedet wurde; hier hatte er Muße ſein Unglück zu beweinen und ſeinen Pothos anzuklagen, daß er ihm nicht auch geſagt habe, wie die Prinzeſſin von ihrem Vater einen Gürtel erhalten hatte, welcher die Eigenſchaft beſaß, jeder auch der ſtärkſten Bezauberung zu widerſtehen. Der König von Cypern hielt dieſe Vorſicht bei der ausnehmenden Schönheit ſeiner Tochter, die leicht die Begierde eines Zauberers reizen konnte, für nothwendig.

Als Claribella ſich auf dieſe Art des zauberiſchen Wladibog entledigt hatte, eilte ſie, die Rieſen aus ihrem Zauberſchlafe zu wecken, wo-

zu die Nähe ihres Gürtels hinreichend war, denn wie die Prinzessin aus dem Zelte trat, erwachten ihre Wächter und erschracken über die Gefahr, in welcher sie geschwebt hatten.

Prinz Sylvester, welchem das Schicksal den ersten Platz unter den Kampflustigen angewiesen hatte, war einer der schönsten Ritter seiner Zeit, von edlen Sitten, freigebig und galant; die Damen liebten seine Gesellschaft, weil er sein Gespräch mit den witzigsten und geistreichsten Einfällen würzte und wohl zu scherzen verstand; es fehlte ihm keineswegs an Muth, und wenn seine Reden ihn der Eitelkeit verdächtig machten, so entsprachen doch seine Handlungen dem, was er von sich sprach; stets bereit sich den größten Gefahren blos zu stellen, war es nur Schade, daß seine Kraft nicht seinem Willen gleich kam — wenn es ihm widerfuhr, aus dem Sattel gehoben zu werden, so mußte jedesmal sein Roß die Schuld tragen; er begehrte ein andres und schwang sich schnell hinauf, auf die Gefahr, wieder her-

ab zu fallen. Mit einem glänzenden Harniſch bekleidet und voll guter Hoffnung zog dieſer Prinz am folgenden Morgen gegen die Zelte des Prinzen von Cypern und ſeiner wunderſchönen Schweſter, und die gute Meinung, die er von ſich hatte, ließ ihm keinen Zweifel, daß er das Abentheuer glücklich zu Ende bringen werde; er ſaß auf einem herrlichen Renner, deſſen geſtickte Decke mit goldnen Sternen beſäet war, wie der nächtliche Himmel, und ſeine Augen glänzten vor Freude und Erwartung, denn er ſchaute im Geiſte ſchon den überwundnen Gegner zu ſeinen Füßen, und die ſchöne Prinzeſſin in ſeinen Armen; ſobald er die Gezelte erblickte, ſtieß er in ſein Horn, daß das Thal davon wiederhallte.

Der tapfre Bruder der Claribella lag an dem kühlen Quell; aber als er einen Ritter ankommen ſah, mit ihm zu kämpfen, erhob er ſich ſchnell, legte ſeine Rüſtung an und ſchwang ſich auf ſeinen Renner, dem ſächſiſchen Prinzen entgegen jagend, ein hellgeſchliffenes Schild am

Arme und in der Hand die goldne Lanze, die ſo vielen Kriegern gefährlich werden ſollte. Die beiden Gegner begrüßten einander höflich, und nachdem ſie ſich über die Bedingungen des Kampfes verabredet hatten, nahmen beide Feld und rannten mit eingelegter Lanze gegen einander an; aber kaum berührte die goldne Lanze den Prinzen von Sachſen, als er fühlte, daß ſeine Kraft und ſein Selbſtvertrauen wich; traurig überraſcht ſah er ſich von ſeinem Roſſe auf die Wieſe hingeſchleudert und rief ſchmerzvoll aus:

„O feindſeliges Geſchick! du haſt mir nicht vergönnt, feſt im Sattel zu bleiben, auf daß ich nicht dieſe unvergleichliche Schöne beſitze, welche du gewiß für einen Ritter ihres Vaterlandes bewahreſt.“ —

Der Prinz wollte in ſeinen Klagen fortfahren, als die Nieſen des Hyacinth auf ihn zukamen und ihn ziemlich ungeſtüm daran erinnerten, daß er, nach den Bedingungen des Kampfes der Gefangene ihres Herrn, und ſie

zu ſeiner Bewachung beſtellt wären; aber Sylveſter entgegnete ihnen:

„Euer Herr wird den wahren Vortheil ſeines Ruhmes zu gut kennen, um von dem Unglück ſeines Gegners Nutzen ziehen zu wollen — wenn ich vom Pferde geſtürzt bin, ſo war daran bloß mein Knappe Schuld, welcher die Riemen meines Sattels zu lecker geſchnürt hatte; ſonſt wäre ich nimmer beſiegt worden; deshalb hoffe ich auch, daß der Prinz von Cypern nicht die Ungerechtigkeit begehen werde, mir einen zweiten Gang zu verweigern."

So wenig auch Hyacinth dabei gewagt hätte, ihm dieſes Verlangen zuzugeſtehen, ſo hatte es dennoch bei dem erſten Gange ſein Bewenden, und die Rieſen führten Sylveſter in ein Zelt, wo ſie ihn ſogleich entwaffneten, aber die Prinzeſſin konnte ihn nicht anſehen, ohne über ſein Schickſal gerührt zu werden; ſie hatte Mitleid mit ſeiner Jugend und Schönheit, und befahl gegen Abend den Rieſen, ihn an das Ufer des Fluſſes zu führen, daß er der lieblichen Kühlung

genieße; auch verbot ſie ihnen unter den härteſten Strafen, ihm ein Leid zuzufügen; aber trotz ihrer Güte und Theilnahme brachte der gefangene Prinz die Nacht ſchlaflos und in bittern Betrachtungen über ſein Mißgeſchick zu.

11.

Als man am Hoflager der Libuſſa den ſächſiſchen Prinzen nicht zurückkommen ſah, errieth man leicht, daß er von Hyacinth beſiegt worden ſey, und der wilde Baſilius jubelte laut über ſein Mißgeſchick, ſich ſchon im Geiſt in Beſitz der wunderſchönen Prinzeſſin ſehend; er war ſo begierig auf dieſen Kampf, daß er nicht einmal den Tag erwartete, um die Stadt zu verlaſſen — ganz gewappnet, und auf einem der ſtärkſten Streitroſſe, ſchlug er den Weg zum Quell ein, und erreichte mit der Morgenröthe die Zelte des Hyacinth.

Baſilius ſtieß ſo gewaltig in ſein Horn, daß die ganze Gegend davon erbebte — die Thiere des Waldes, die eben aus ihren Höhlen her-

vorgekommen waren, kehrten ängſtlich wieder dahin zurück, und die Vögel, die anfingen den Aufgang der Sonne mit ihrem ſüßen Sang zu feiern, fielen vor großem Schrecken zur Erde nieder.

Selbſt Claribella gerieth in große Beſorgniß, und die vortreffliche Lanze ihres Bruders konnte ſie kaum beruhigen. Hyacinth allein, ſich auf ſeine Waffen verlaſſend, ſtand bei dieſem Getöſe hurtig auf, rieb ſich die Augen, die noch voll Schlaf waren, und wapnete ſich ſchnell, um auch dieſen zweiten Feind zu beſiegen, der ihm jedoch gefährlicher als der erſte ſchien.

Die Ungeduld und der rauhe Stolz des Königs von Illyrien erlaubten ihm kein langes Geſpräch zu führen; ſie rannten gegen einander, und Baſilius Lanze, obwohl eine der ſtärkſten, die man finden konnte, zerbrach am Schilde des Prinzen von Cypern, ohne daß dieſer durch einen ſo fürchterlichen Stoß ſehr erſchüttert wurde; aber die goldne Lanze verrichtete

ihre gewöhnliche Wirkung, und ſo groß die Kraft war, welche Baſilius von der Natur erhalten hatte, fühlte er ſich doch aus dem Sattel gehoben, wie ein Kind, das keinen Widerſtand thun kann.

Die Ueberraſchung und der Verdruß des Königs von Illyrien, zum erſtenmale in ſeinem Leben und auf eine ſo ſchmähliche Weiſe ſich überwunden zu ſehen, brachte in dieſem ſtörriſchen Ritter weniger Beſchämung als Wuth hervor; ſtatt hierdurch den Muth zu verlieren, wurde er nur noch fürchterlicher für ſeinen Gegner, denn kaum hatte er die Erde berühret, als er ſeine natürliche Stärke wieder erhielt, deren ihn der Zauber der Lanze beraubt hatte — er knirſchte mit den Zähnen und mit der Hand am Schwerte eilte er gegen den Prinzen von Cypern, der zu ihm ſprach:

„Was willſt du? biſt du nicht mein Gefangener? es iſt umſonſt, daß du dich noch zum Kampfe rüſteſt, da du mit der Lanze beſiegt biſt.“

Aber Baſilius, der keine Ohren für Dinge hatte, die er nicht gern vernahm, fuhr in ſeiner drohenden Geberde fort — da naheten ihm die Rieſen, welche aus ſeiner Hartnäckigkeit erkannten, daß dieſer Mann nicht ſo duldſam und gelehrig ſey, als der artige Prinz von Sachſen, und bereiteten ſich, ihn anzugreifen; der erſte, der an ihn heran kam, und den man Arus, den Wurfſpießträger nannte, ſchleuderte ſeine furchtbare Waffe mit ſolcher Gewalt auf den König, daß er ums Leben hätte kommen müſſen, wenn er nicht durch ſtarken Zauber befeſtigt geweſen wäre. Der Wurfſpieß drang durch das Viſier des Baſilius, zerſchmetterte aber an ſeinem Auge, welches härter als Diamant war, und der unbändige Held ſäumte nicht, ſich an ſeinem Gegner zu rächen; er ſtürzte auf ihn, wie ein Geier auf ſeine Beute ſtürzt, und hieb ihm mit einem gewaltigen Schwertſtreich den Arm vom Leibe, der den Wurfſpieß geſchleudert hatte, wie man den Zweig eines Strauches abhaut; aber als der Rieſe ſich mit der andern Hand wehren wollte,

ward auch dieſe ein Opfer ſeines erboſten Feindes.

Bontius, der Wundergroße, trat vor, um den Tod ſeines Gefährten zu rächen; aber Baſilius kam ihm mit der Schnelle des Adlers zuvor, und ſtach ihn ſo gewaltig in ſeine Seite, daß, trotz des ſtählernen Harniſchs, ſein Schwert tief in den Leib eindrang; der ungeheure Körper fiel zu Boden mit einem Getöſe, wie ein alter Eichbaum, wenn ihn der Sturmwind entwurzelt, und hätte bald ſeinen Feind unter der Laſt begraben.

Der wilde Coyx, der ſtärkſte aller vier Rieſen, ſtürzte alsbald auf den König von Illyrien los, und führte einen ſo gewaltigen Streich auf ſeinen Helm, daß dieſer aus einander ging, und dem Ritter vom Haupte fiel; aber wenn auch dieſes dem Eiſen widerſtand, ſo ward er doch von der Gewalt des Streiches betäubt, fing an zu wanken, und wäre zu Boden gefallen, wenn er ſich nicht an einer Tanne feſtgehalten hätte, die zu ſeinem Glück ihm nahe

ſtand; aber er erholte ſich ſchnell und nahm eine grauſame Rache an Conx, dem er mit einem einzigen Streiche beide Beine abhaute. Obwohl der Sieg über dieſe drei Rieſen einem Wunder glich, ſo war doch Baſilius darum noch nicht aller Gefahr entgangen, denn Koſtus, der Haarige, war noch übrig, und ſchwang über des Ritters Haupte eine ſchwere Keule, mit eiſernen Spitzen beſetzt, die wohl im Stande geweſen wäre, einen Felſen zu zerſchmettern. Der König von Illyrien konnte ſich nur mit ſeinem Schild und Schwert bedecken, die zwar die Gewalt der Streiche aufhielten, aber auch bald in Stücken gingen.

Der großmüthige Bruder der Claribella hatte bis dahin den Kampf mit angeſehen, ohne einigen Antheil daran zu nehmen; er bewunderte die Tapferkeit des Ritters, der ſich allein gegen die Kraft der fürchterlichſten Rieſen mit ſo gutem Erfolge wehrte; als er denſelben aber ohne Waffen erblickte, fürchtete er für ſein Leben, und näherte ſich dem Koſtus,

dem Kampfe ein Ende zu machen, als er mit Verwunderung ſah, daß Baſilius, ſtatt dem Rieſen auszuweichen, auf ſelben losſtürzte, und ihn, aller Waffen ledig, einen ſo heftigen Fußſtoß in den Unterleib verſetzte, daß er ihm die Eingeweide heraustrieb, und der Rieſe todt auf die Leichname ſeiner Gefährten niederſank.

12.

Da nun Baſilius alle vier Rieſen erlegt hatte, nahm er einem der Leichname das Schwert weg, wandte ſich gegen Hyacinth und ſprach:

„Nun, tapfrer Ritter! können wir unſern Kampf fortſetzen.“

Der Prinz von Cypern konnte ſich des Lächelns bei dieſen Worten nicht enthalten, und entgegnete:

„Du ſprichſt von Fortſetzung unſres Kampfes, als ob er nicht ſchon geendet wäre.“

Aber Baſilius rief ihm zu:

„Wenn du ſolches glaubeſt, irreſt du ſehr, denn ſo du mich auf die Lanze beſiegt haſt, bin

ich darum nicht außer Stande, dir zu widerſtehen, und ſtatt Geſetze von dir zu empfangen, meine ich noch immer, dir ſolche vorzuſchreiben.“

Aber Hyacinth erwiederte:

„Haſt du wohl vergeſſen, daß ich von der Herzogin das Wort habe, wie alle ihre Ritter, wenn ſie auf die Lanze beſiegt ſind, den Kampf aufs Schwert nicht fodern dürfen?“

Mit wilder Geberde verſetzte der König von Illyrien hierauf:

„Das mag wohl ſeyn; aber was geht mich die Zuſage der Herzogin an? ich bin kein Unterthan dieſer böhmiſchen Libuſſa, und bin hiehergekommen, mit dir um deine Schweſter zu kämpfen; die will ich beſitzen oder ſterben.“

Da ſprach der Prinz von Cypern:

„Du vergiſſeſt, daß dein Haupt entblößt und du ohne Schild biſt — wie lange könnteſt du meinen Streichen widerſtehen?“

Aber Baſilius rief:

„Eine ſo nichtswürdige Urſache wird meinen Entſchluß nicht ändern. Die Schönheit deiner Schweſter hat mich entflammt, und um ihren Beſitz würde ich ſelbſt ohne Harniſch und ohne Schwert mit dir kämpfen, den ich gar nicht fürchte.“

Bei dieſen frechen Reden konnte Hyacinth ſeine Mäßigung nicht länger behalten, und ſprach mit Bitterkeit:

„König! du ſuchſt dein Verderben, und ich werde dich behandeln, wie es dein Trotz verdient. Du beſitzeſt, ich geſtehe es, eine große Tapferkeit; aber, da du mir ſo wenig Achtung bezeigeſt, ſo hoffe nicht, daß ich dein entblößtes Haupt ſchonen werde. Laß uns alſo ſehen, ob deine Thaten dem zügelloſen Stolz entſprechen, den deine Reden beweiſen.“

Der ſtolze Baſilius verachtete dieſe Drohungen, und ein heftiger Kampf begann. Ohne Maas und ohne Zwiſchenräume führten die beiden Ritter die gewaltigſten Streiche auf ein-

ander, ſo daß die Luft um ſie her in Feuer zu ſtehen ſchien, von den Funken, die ihre Hiebe aus den glänzenden Harniſchen lockten; die Echo's des Haines wiederhallten von ihrem Gefecht. — Der Prinz von Cypern führte endlich einen ſo entſetzlichen Streich auf das entblößte Haupt des Königs, daß er gar nicht zweifelte, damit dem Kampfe und dem Leben ſeines Gegners ein Ende zu machen; aber er ward ſehr überraſcht, als ſein Schwert, ſtatt von Blute geröthet zu werden, nach dem ſein Gemüth lechzte, ganz blank und glänzend blieb, und einen Widerſtand fand, der es in die Luft zurück ſchnellte. Auch Baſilius ſtürzte auf Hyacinth, und war der Meinung, ihn mit einem einzigen Streiche von einander zu ſpalten, wobei er rief:

„Empfiehl dich deinen Göttern, ehe ich dich aus der Welt ſende!"

Aber auch er ſah den heftigen Streich fruchtlos, welcher den Helm ſeines Gegners wie Glas gebrochen haben würde, wenn er nicht

bezaubert geweſen wäre, denn die Waffen des Prinzen von Cypern hatten die Eigenſchaft, auch dem ſchärfſten Eiſen zu widerſtehen.

Wenn Hyacinth über die geringe Wirkung ſeiner Streiche auf einen beinahe entwaffneten Feind unzufrieden war, ſo gerieth der kühne Baſilius nicht minder in Wuth über die Schwäche ſeines Armes — endlich, da keiner einen Vortheil über den andern gewinnen konnte, hielten ſie mit ihren Streichen ein, ſahen einander erſt lange an, ohne ein Wort zu ſprechen, dann verſetzte Hyacinth: „Hör auf, tapfrer König! dich zu verwundern über das, was du ſieheſt, denn ich muß dir ſagen, daß alle meine Waffen bezaubert ſind, und du wohl thun wirſt, einen Kampf aufzugeben, der nur zu deinem Nachtheil ausfallen kann.“

Aber Baſilius entgegnete:

„Vielmehr biſt du es, der nur Verwirrung von dieſem Kampfe zu erwarten hat, denn, um deine Offenherzigkeit zu erwiedern, will ich dir

ſagen, daß ich Helm und Harniſch nur zur Zierde trage, weil ich ſchon bei der Geburt die Gabe erhielt, an allen Theilen meines Leibes gegen jede Waffe unverwundbar zu ſeyn, einen einzigen Fleck ausgenommen, wo ich zum Schutz eine ſiebenfache Platte des härteſten Stahls trage. Befolge alſo vielmehr ſelbſt den Rath, welchen du mir gabſt, und gewähre mir den Beſitz deiner Schweſter — dies iſt das einzige Mittel, meinen Händen zu entgehen, und der Vergleich, den ich dir anbiete, macht dir keine Schande, denn ich begehre dieſe unvergleichliche Schöne nur, um ihr eine Krone anzubieten, die ich von meinem Vater geerbt habe.“

Da erwiederte der Prinz von Cypern:

„König! weil du kein Chriſt, und auch keiner der Freunde dieſes meinem Stamme verhaßten Königs von Hungarn biſt, ſo werde ich dieſen Vertrag eingehen, wenn auch meine Schweſter damit zufrieden iſt; ich wünſche es, und es ſoll mich erfreuen, einen ſo tapfern Fürſten als Freund und Schwäher zu umar-

men; aber wenn ſie einigen Widerwillen gegen dich zeiget, ſo können wir nicht weiter davon ſprechen, denn die herzlichſte Zuneigung verbindet mich noch mehr als die Bande des Blutes mit meiner Schweſter, und nimmer werde ich ihrem Herzen Zwang anthun."

Aber Baſilius antwortete:

„Nun wohl denn! es geſchehe, wie du willſt; aber ſprich bald mit ihr, denn ich bin zu ungeduldig, um lange in Ungewißheit zu harren."

13.

Der Prinz von Cypern eilte, um ſeiner Schweſter die Hand des Baſilius anzubieten; aber, obſchon dieſer noch nicht weit in Jahren vorgerückt, ſo war er doch gar nicht ſchön, noch liebenswürdig; ſein rothes Antlitz glich dem eines Cyklopen; immer in Kämpfen, mit Staub und Blut bedeckt, hatte er ſeines Körpers nie gepflegt — kurze, ſchwarze, ſtruppige Haare hingen um ſeinen Kopf, kleine funkelnde Augen lagen tief in ihren Höhlen, und

ſchienen oft ihren Platz verlaſſen zu wollen, um diejenigen, ſo mit ihm ſprachen, zu durchbohren, und ſein ganzes rauhes Weſen konnte wohl Furcht, nicht aber Liebe einflößen. Claribella ſah angſtvoll aus dem Zelte nach dieſem furchtbaren Freier, und ſprach zu dem Prinzen von Cypern:

„O mein Bruder! was begehreſt du von mir? — ſich ſelbſt, wenn du mich opfern willſt! Sollten mich die Götter auf einer ſo weiten Reiſe beſchützt haben, damit ich hier die Beute eines wüthigen Menſchen werde? — wirf mich viel eher in dieſen Brunnen, denn ich will lieber das Leben verlieren, als eine ſo grauſame Verbindung eingehen.“

Hyacinth nahm das Wort und fing an die Verdienſte des Königs zu rühmen; er verbreitete ſich vor allem über ſeine hohe Geburt und zeigte Claribellen im glänzendſten Licht die Krone, die ihrer harrte; aber ſie unterbrach ihn folgendermaßen:

„Nein, mein Bruder! du verlierſt deine Worte und deine Zeit fruchtlos, denn nimmer wirſt du mich überreden, und alle Kronen der Welt würden mich um dieſen Preis nicht reizen. Wir thun beſſer, wenn wir dieſen Ort verlaſſen, der uns trotz aller Weisheit des Königs, unſers Vaters, nicht anders als unſelig ſeyn kann. Es ſcheint, daß die Götter über dieſen Prinzen Lidomir und ſeinen Freund, den König von Hungarn, wachen, und ſie unter ihren Schutz genommen haben. Bedenke, in welche Gefahr mich der böhmiſche Zauberer geſtürzt hat, und wenn ich ihr glücklich entkommen bin, ſo gibt mir dieß doch wenig Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang unſers Vorhabens — Noch einmal, o mein Bruder! laß uns ſchnell dieſen Ort fliehen.“

Da entgegnete ihr der Prinz mit traurigen Blicken:

„O, meine Schweſter! was foderſt du? erlaubt mir wohl meine Ritterehre, einen begonnenen Kampf aufzugeben, und würde man es

mir verzeihen, vor einem einzigen Feinde geflohen zu ſeyn?"

Aber die Prinzeſſin ſprach entſchloſſen:

„Bleibe alſo; aber entlaſſe mich der Pflicht, dir Geſellſchaft zu leiſten, denn die Gegenwart dieſes Ritters entſetzt mich, und um mir dieſen Schauder zu erſparen, erlaube, daß ich dich verlaſſe. Ich gehe in den Wald des Marbod, wo die Slaven der Lado und der Jagababa Tempel erbaut haben, und werde deiner in den Schatten dieſes weiten Forſtes fünf Tage lang harren; ſollteſt du in dieſer Zeit nicht dort anlangen, ſo will ich mich des Zauberbuches bedienen und durch ſeine Geiſter mich zu meinem Vater tragen laſſen. Leb wohl! ich mag nicht den Ausgang eines Kampfes ſehen, worin der Schmerz, dich beſiegt zu ſehen, vielleicht noch nicht mein größtes Leid wäre."

Mit dieſen Worten ſchwang ſich die Prinzeſſin auf ihren leichtfüßigen Zelter, und, ihm den Zügel auf den Hals legend, entfernte ſie ſich bald von den beiden Kämpfern.

Baſilius errieth aus Claribellens eiliger Flucht die Antwort, die ihm Hyacinth zu überbringen hatte. Wuth und Rache überwanden in ſeinem Gemüth noch die Begier der Liebe, und er bereitete ſich zu neuem verderblichen Kampfe; aber aus Beſorgniß, ſein Feind möchte der Prinzeſſin nachreiten, eilte er, ſein vortreffliches Roß, welches, nahe dem Zelte, an einen Baum gebunden war, loszumachen, und jagte es in die Ebene, wo es ſich kaum frei fühlte, als es mit der Schnelligkeit eines Pfeiles davon rannte und bald aus den Augen des Königs verſchwunden war.

Wie Hyacinth mit verdrüßlichem Geſichte aus dem Zelte kam, um dem König Claribellens Widerwillen kund zu thun, und ſich alſo ſeines Roſſes beraubt ſah, wurde er über dieſe Handlung erzürnt, und rief:

„König! was thuſt du? indem ich mich thätig deiner Liebe annehme —“

Da unterbrach ihn Baſilius mit folgenden Worten:

„Ich erlaſſe dir jegliche Erklärung, denn ich habe mehr als genug geſehen und denke nur auf Rache. Wenn ich dein Roß losgelaſſen, ſo meine ich daran ſehr wohl gethan zu haben, denn es muß einer von uns auf dem Platze bleiben, und für den zweiten wird das meinige hinlänglich ſeyn, um ſeine Reiſe fortzuſetzen.“

Aber der Prinz von Cypern entgegnete mit ſtolzer Geberde:

„Mit einem ſo wunderlichen Mann, wie du, iſt Höflichkeit und Vernunft überflüßig, und, weil du beſſer dich zu ſchlagen, als zu reden verſteheſt, ſo iſt es billig, daß man dich zu dem verhalte, wozu du taugſt.“

Nach dieſen Worten begannen ſie ihren fürchterlichen Kampf von Neuem, und nachdem ſie lange fruchtlos mit dem Schwerte gekämpft hatten, fingen ſie an zu ringen; aber da erſah Baſilius ſeinen Vortheil, zog ſeinen Dolch und bohrte ihn, wo er eine Oeffnung im Harniſch fand, bis ans Heft in die Seite.

Hyacinth fühlte ſich tödtlich verwundet, warf ſeine brechenden Augen auf den König von Illyrien und ſprach mit ſchwacher Stimme:

„O tapfrer Ritter! da du mich getödtet haſt, ſo beſchwöre ich dich bei den Pflichten unſers Ordens, ſobald ich den letzten Athem ausgehaucht habe, meinen Leichnam ganz gewappnet in den Brunnen zu werfen, damit ich nicht nach meinem Ende noch auf dieſer böhmiſchen Erde ein Spott meiner Feinde werde, da ich doch in ſo vortrefflichen Waffen noch beſiegt worden bin.“

Bei dieſen rührenden Worten des Prinzen von Cypern erloſch der Grimm des allerunbarmherzigſten Ritters, und er entgegnete ganz betrübt:

„Edler Prinz! ich bin von deinem Mißgeſchick bewegt, und dieſe Beſorgniß kann nur in einem großen Herzen geboren werden; obſchon du Unrecht haſt, ſie zu hegen, denn dein Nachruhm hat keinen Flecken zu befürchten, da du

mit deinen bezauberten Waffen einem Gegner erlaſſt, der am ganzen Leibe feſt iſt; aber weil du ſolches als brüderlichen Ritterdienſt von mir verlangeſt, ſo ſoll deinem Willen ein Genüge geſchehen.“

Hyacinth konnte nicht mehr antworten; die bleichen Schatten des Todes umſchwebten bereits ſeinen Blick, und nur ein ſchwaches Kopfnicken ſchien dem König zu danken, worauf er verſchied.

Sobald Baſilius verſichert war, daß in dem Prinzen von Cypern kein Leben mehr ſey, nahm er, deſſen Begehren gemäß, ſeinen Leichnam und warf ihn, ganz gewappnet wie er war, in den tiefen Brunnen; aber nachdem dieſe traurige Pflicht erfüllt war, ſetzte er ſich an den Rand des Quells, um ſich ſeinen Betrachtungen zu überlaſſen. Als Baſilius einige Zeit da geſeſſen hatte, erwachte ſeine heftige Leidenſchaft für Claribella mit doppelter Stärke, und er fing an ſich die bitterſten Vorwürfe über den unnützen Aufenthalt in dieſen Gefilden zu ma-

chen, fuhr ſchnell auf, ſprang ungeſtüm in den Sattel und verfolgte mit verhängtem Zügel den Weg, den die ſtolze Schöne eingeſchlagen hatte.

14.

Der ſächſiſche Prinz Sylveſter war der einzige, welcher geſehen hatte, was zwiſchen den beiden Kämpfern vorgegangen war, und die Theilnahme an den Wundern ihrer Tapferkeit hatte ihn bisher nicht an ſeine Freiheit denken laſſen, die ſeit dem Tode der Rieſen in ſeiner eignen Willkühr ſtand; aber als er Hyacinth todt und Baſilius der fliehenden Prinzeſſin folgen ſah, fand er, es ſey das Beſte an das Hoflager der Libuſſa zurückzukehren; er nahm ſeine Waffen von der Erde auf, und als er in der Ferne ſein Roß erblickte, das ganz ruhig auf einen Hügel weidete, eilte er, ſolches zu erreichen — das Pferd kam ſeinem Herrn entgegen und ließ ſich willig von ihm fangen, worauf er es beſtieg und wohlgemuth fortritt; aber er war noch nicht weit gekommen, als er dem Prinzen Lidomir begegnete, welcher aus

dem langen Aufenbleiben des Königs von Illyrien den Schluß gezogen hatte, dieſer ſei ebenfalls überwunden, und nun kam die Kraft ſeines Armes gegen Hyacinth zu verſuchen. Da Sylveſter ſehr gern erzählte, ſo theilte er dem böhmiſchen Prinzen den ganzen Verlauf dieſes fürchterlichen Kampfes mit, und wie die Prinzeſſin entflohen und der cypriſche Prinz im Streite gefallen ſey.

Lidomir, nicht minder von Claribellens Reizen entzündet als ſein tapfrer Vorgänger, hatte kaum ihre Flucht erfahren, als er den Prinzen nicht länger anhören mochte, weil er fürchtete, durch ein langes Zögern außer Stande geſetzt zu werden, daß er die Schöne erreiche, er ließ ſich nur den Weg zeigen, den Claribella eingeſchlagen, und flog mit einer Schnelligkeit von dannen, daß das Auge ihm kaum zu folgen vermochte, denſelben entlang — ein Pfeil, mit der größten Heftigkeit vom Bogen geſchnellt, hätte das edle Roß nicht eingeholt, und gleichwohl beſchuldigte es Lidomirs Ungeduld einer unverzeihlichen Langſamkeit.

Als Lidomir in den Wald der Morbod kam, gelangte er an einen ſehr anmuthigen Platz, von tauſendjährigen Eichen beſchattet, und auf dem Boden erblickte er die lieblichen Blümlein, die, in tauſend ſchönen Farben prangend, aus der ſchwarzen Erde hervorſtrebten, der glanzvollen Sonne entgegen, mit wunderſamem Reiz geziert; auf den Zweigen erſchallte der Geſang der Vögel ſo hold und freundlich, daß weder Harfe noch Laute ſo ſüß und freundlich ertönen kann; aber vor allen herrſchte die Nachtigall als Gebieterin von allen Waldſängern — gar rührend klang ihr Lied in Lidomirs Gemüth, und er erinnerte ſich, wie man von dieſen Herolden der Liebe ſagt, manche ſey geſtorben, wenn ſie allzuſtark ihr liebentbranntes Gemüth im Geſang kund thun wollte.

Inmitten dieſes lieblichen Ortes entſprang ein Quell, deſſen Waſſer kälter als Eis war, und dann als ein ſilberhelles Bächlein ſich durch die Au ſchlängelte und die Wurzeln der Bäume zu waſchen ſchien. Ein ſehr berühmter

Zauberer hatte vor mehrern hundert Jahren diesen Quell gebildet, und dessen Wasser die wunderbare Kraft ertheilt, daß alle Liebhaber, so von selbem tranken, ihre zärtlichen Gefühle vergaßen, und ihre Liebe sich in Haß verwandelte.

Die Hitze des Tages hatte ihre größte Höhe erreicht, als Lidomir diesen Quell erblickte; ermüdet von einem so langen als heftigen Ritt, und von dem gewaltigsten Durste geplagt, stieg er vom Pferde, nahte dem Quell, und kaum hatte er einigemal mit der Hand Wasser geschöpft und sich damit gelabt, als er seine Gesinnungen ganz verändert fühlte; er fing an zu bereuen, daß er das Hoflager der Lidussa verlassen hatte, und dadurch seinem Ruhme ein großes Unrecht zugefügt, indem er seine Zeit damit verliere, einer Unbekannten nachzujagen, die, wie es ihm nunmehr vorkam, seiner Liebe keineswegs werth war, und er rief sich selbst zu:

„Was willst du hier, Lidomir? — ziemt es dir wohl, auf den ein großer König seine Hoff-

nung baut, hier das Spielwerk einer thörichten Liebe zu ſeyn? Schämſt du dich nicht einer ſolchen Sclaverei? Ja ich erröthe über meine Schwäche, und meine Rittertugend fangt wieder an ihre Höhe zu behaupten — was ſage ich, ſie fängt an — es iſt geſchehen! die Unbekannte herrſcht nicht mehr in meinem Herzen, ja ich fühle, daß ich anfange, ſie zu haſſen, und wie unſinnig war ich, die eitle Freude, einem Weibe zu folgen, der großen Ehre vorzuziehen, die meiner im Felde des Krieges wartet. O Himmel! wenn das Heer des Königs von Hungarn ſchon abgegangen ware, ohne mich — ohnmöglich wurde ich eine ſolche Schande überleben."

Voll von ſolchen Betrachtungen beſtieg er ſein Roß wieder, und ſchlug den Weg gegen das Hoflager ein; er hatte ein ſtolzes und verdrießliches Anſehen, welches deutlich zeigte, daß er nicht mehr in den Feſſeln der Prinzeſſin von Cypern ſchmachte, und ritt ſchnell vorwärts bis er an einen Ort kam, wo mehrere Wege

ſich in der Geſtalt eines Sternes durchkreuzten, und ihn ungewiß machten, welchen er einzuſchlagen habe; er erwählte endlich einen, der ihn aber wieder tiefer in den Wald führte, und ehe er es gedachte, befand er ſich abermals an dem Ufer eines Baches, der ſeine klaren und durchſichtigen Wellen durch den Schmelz der anmuthigen Frühlingsblumen dahin rollte, und da der Ritter ſehr ermüdet war, ſo konnte er der Begier nicht widerſtehen, an einem ſo angenehmen Ort der Ruhe zu pflegen. Lidomir ſetzte ſich, nachdem er ſeinem Roſſe die Zügel auf den Hals gelegt hatte, es ruhig auf dem üppigen Raſen weiden zu laſſen, unter einem Ulmbaum nieder und entſchlummerte bald.

15.

Während der Prinz die Süßigkeit eines erquickenden Schlafes genoß, führte das Glück, nach einer ſeiner ſonderbaren Launen, die Tochter des Königs von Cypern an dieſen Bach. Ein brennender Durſt zwang die Prinzeſſin von ihrem Zelter abzuſteigen; ſie erfriſchte ſich aus

dem rieſelnden Bache, und als ſie nachher am Fuß der Ulme den ſchlafenden Ritter erblickte, entbrannte ſie in demſelben Augenblicke in die heftigſte Liebe, deren ein menſchliches Herz fähig iſt. O wunderbare Veränderung! die ſtolze Schönheit, welche bis dahin die Verehrung der größten Fürſten mit Verachtung gelohnt hatte, ergab ſich ohne Widerſtand dem Anblick eines ſchlafenden Ritters; in einem einzigen Moment ergriff ſie die wildeſte Liebesflamme, als hätte dieſe allgewaltige Leidenſchaft den Sterblichen, die ſich ihrer Macht zu unterwerfen weigern, ein warnendes Beiſpiel geben wollen, und die ſtolze Claridella, um ſie zum Gehorſam zu bringen, an dieſes Waſſer geführt, das von allen, die ſeine Gabe kannten, der Quell der Liebe genannt, und von den Slaven ihrer Liebesgöttin Lado und deren Söhnen Did und Lel geweiht war; er war nicht ſo wie jener bezaubert, aus dem Lidomir getrunken hatte, ſondern ſein Waſſer beſaß die Eigenſchaft, das Gemüth der Perſonen welche davon tranken, mit der heftigſten Leidenſchaft zu ent-

zünden, so nur das Wasser des andern Quells wieder zu löschen im Stande war. Viele Ritter hatten schon daraus getrunken, ohne das Gegenmittel zu kennen, und mußten deshalb ihr ganzes Leben in den Qualen der gewaltigen Liebe hinbringen, die theils ihr Glück, öfter aber ihr Unglück machte.

In der Verwirrung, welche sich der Prinzessin von Cypern bemächtigte, nahte diese dem schlafenden Prinzen, um ihn wohlgefällig anzublicken, und je länger ihre Augen auf ihn ruhten, desto tiefer drang der Pfeil in ihr Herz, der selbes verwundet hatte; sie wurde bald blaß, bald roth, und fürchtete den Ritter zu erwecken, gleichwohl schute sie sich auch in seine Augen mit so großer Freude zu schauen, als ihr der Anblick seiner ganzen schönen Gestalt verschaffte — in diesen wunderbaren und unbegreiflichen Gefühlen brach ihre zarte Hand die schönsten Blümlein der Wiese und bestreute damit des Prinzen Antlitz, wozu sie mit heller Stimme eine zärtliche Weise sang:

Du Vater aller Lieblichkeit!
O Frühling! Kleinod unſrer Jahre!
Beſtreu die Erde weit und breit
Mit deiner ſchönſten Blumenwaare.

Laß deine bunte Vögelſchaar
Die Welt mit tauſend Liedern grüßen;
Laß deine Sonne noch ſo klar
Die angenehmſten Strahlen ſchießen.

Du biſt darum das Schönſte nicht,
Denn all dein Glanz iſt ſchon verdunkelt,
Wo in des Ritters Angeſicht
Mir eine Doxpelſonne funkelt.

Die Roſ', mit deren Lieblichkeit,
Du doch am meiſten pflegſt zu prangen,
Iſt bleich und welk und ſiehet weit
Vom zarten Purpur ſeiner Wangen.

Du haſt kein Bild, das zeigen kann,
Was mich ihn ſo zu lieben treibet,
Weil alles bei dir, um und an,
Nur irdiſch iſt und immer bleibet.

Sein Geiſt, der Tugend lichter Schein,
Der ſich in ſeinem Weſen weiſet,
Bezeuget, daß an ihm allein
Der Himmel ſeine Gaben preiſet.

Als Claribella ſo weit geſungen hatte, erwachte Lidomir und erblickte die Prinzeſſin, deren erſter Gruß ihm nur zu ſehr errathen ließ, welche Liebesflamme ſein Anblick in ihrem Gemüthe entzündet habe; aber der Grauſame warf ſchier keinen Blick auf ſie, und da er ſie erkannte, empfand er in ſeinem innerſten Herzen faſt eben ſo viel Haß, als er ſonſt Liebe für ſie gefühlt hatte. Umſonſt ſprach Claribella mit ſo ſüßen Worten, daß ſie den wildeſten Mann gerührt haben würden, denn Lidomir trieb die Härte ſo weit, daß er ſie haſtig verließ, ohne ihr eine Sylbe zu antworten; um aufs Schnellſte einen Ort zu verlaſſen, welchen der Anblick der Prinzeſſin ihm verhaßt machte, ſuchte er ſein Roß, das etwas ſeitwärts weidete. Claribella folgte ihm und trat ihn mit folgenden Worten an:

„Allzu liebenswerther Ritter! warum fliehſt du vor mir? — ach! ich liebe dich mehr als mich ſelbſt, und für ſo große Zärtlichkeit willſt du mir den Tod geben? Sieh mich an

und ſprich, ob meine Züge dir Abſcheu erregen, da doch ſchon oft die größten Fürſten der Erde fruchtlos alle Mühen angewandt haben, um einen der Blicke zu erwerben, die ich an dich verſchwende. Hat meine Schönheit all ihren Werth verloren und iſt verächtlich geworden, ſeit ich mein Vaterland verließ, oder hat die Leidenſchaft, die mich für dich entflammt, meine Reize entſtellt und mich abſcheulich gemacht?"

Während die Prinzeſſin von Cypern dieſe Worte auf die rührendſte Weiſe ausſprach, eilte der Ritter ſein Pferd zu zäumen, damit er ſchneller ihren Klagen entfliehen könne, die ihm gar läſtig wurden, und die Prinzeſſin, die ſeine Abſicht errieth, war außer ſich vor Schmerz, gezwungen einen Mann anzuflehen, den ſie eine Stunde früher würde haben ungerührt zu ihren Füßen ſchmachten ſehen; ſolches fiel ihr ein, und unter den Stürmen der wildeſten Leidenſchaft regte ſich wohl ihr angeborner Stolz, aber ohnmöglich konnte ſie die Gewalt des Zau-

bers beſiegen, der ſie hinriß und jenen bald wieder überwand.

Mittlerweile ſprang Lidomir raſch in den Sattel und floh die ſchöne Claribella, die, ſo ſchnell es ihr Zelter vermochte, ihm nachritt, und aus allen Kräften ſchrie:

„Halt ein, ſchöner Ritter! halt ein in deiner Flucht, oder mäßige wenigſtens die Schnelligkeit deines Roſſes, daß ich dich noch etwas länger ſehe. Viel lieber will ich dir langſamer folgen, wenn du fürchteſt von mir erreicht zu werden.“

So klagte die verliebte Prinzeſſin hinter dem grauſamen Ritter; aber bald hörte Lidomir nichts mehr, denn das Roß des Ritogar, ſo grauſam wie ſein Reiter, floh mit der Schnelle des Blitzes von dannen, und die Prinzeſſin gerieth in Verzweiflung, als ſie den Gefühlloſen aus dem Geſichte verloren hatte; ſie riß ſich ihre ſchönen Haare aus, zerſchlug ihre ſchneeweiße Bruſt, überließ ſich allen Ausbrüchen der Verzweiflung hoffnungsloſer Liebe, bis ſie end-

lich ermattet an dem Quell niedersank und entschlummerte.

16.

Lidomir kam nach Prag zurück, wo sich einstweilen die Kriegsvölker der Herzogin versammelt hatten, und zog, als er von dem Herzog und der Herzogin ehrerbietigen Abschied genommen, feierlich aus der Stadt, seinen Heereshaufen verabredetermaßen zu dem König von Hungarn zu führen, wobei die tapfern Böhmen freudiglich sangen:

Wohlan! geht tapfer an,
Ihr werthe Kriegsgenossen,
Schlagt ritterlich darein,
Wagt's Leben unverdrossen,
Für eures Ruhmes Glanz,
Wozu ihr solches auch
Von Gott empfangen habt;
Das ist der Tugend Brauch.

Das Her; und Mute laßt
Mit Eisenhammen trennen;
Vom Andern keiner sich
Durch die Schwert laß trennen;

Durch Kleinmuth oder Furcht
Den andern keiner ſchreck',
Noch durch ſein' Flucht im Heer
Ein' Unordnung erweck'.

Kann er nicht fechten mehr,
Er doch mit ſeiner Stimme
Kann er nicht rufen mehr,
Mit ſeiner Augen Grimme
Dem Feinde Abbruch thut,
Mit ſeinem Heldenmuth,
Nur wünſchend, daß er theu'r
Verkaufen mög ſein Blut.

Ein jeder ſey bedacht,
Wie er das Lob erwerbe,
Daß er, ein ächter Held,
In edler Stellung ſterbe;
An ſeinem Ort beſteh,
Feſt mit den Füßen ſein,
Und beiß die Zähn' zuſamm,
Und beide Lippen ein.

Daß ſeine Wunden ſich
Lobwürdig all befinden,
Davornen auf der Bruſt
Und keine nicht dahinten;

Daß ihn der Ruhm auch noch
In ſeinem Tode zier',
Und daß man im Geſicht
Noch Ernſt und Leben ſpür'.

So muß, wer Tyrannei
Mit ſtarkem Arm will heben,
Er ſeines Lebens ſich
Freiwillig vor begeben.
Wer nur den Tod begehrt,
Wer nur geht friſch dahin,
Der hat den hohen Sieg,
Das Leben zum Gewinn.

Lidomir zog mit ſeiner Schaar ohne allen Abentheuern durch alle näher und ferne liegenden Reiche, und traf bei dem König von Hungarn grade ein, als er im Begriff war, dem Almanſor eine Schlacht zu liefern, worüber ſich Lidomir ſehr freute, und ſich nicht zu tröſten gewußt haben würde, wenn er ſolche verſäumt hätte.

Der ſtolze Almanſor, nachdem er ſein Heer verſammelt, und den Feldherrn die nöthigen Befehle ertheilt hatte, ließ den Tubal und Hermius

rufen, die beiden größten und ſtärkſten Rieſen, die er aus Afrika mitgebracht hatte. Tubal trug ſtatt Waffe eine lange eiſerne Stange, von der Dicke eines halben Schuhes, und Hermius, deſſen Haut härter als ſelbſt das Eiſen war, bediente ſich eines ſtarken Baumes, den er aus den Wurzeln geriſſen ſeine Feinde damit zu erſchlagen; dieſen beiden befahl der König von Grenada, den König von Hungarn und den Prinzen Lidomir zu fangen und in ſeine Gewalt zu überliefern, wo ſie deren im Gedränge der Schlacht habhaft werden könnten; dann entließ er ſie und harrte ſehnſüchtig der kommenden Schlacht.

Als die beiden Heere auf einander losſtürzten, hätte man glauben ſollen, die Erde müſſe untergehen, und die Schl. t war eine der blutigſten, welche die Welt jemals geſehen; von beiden Seiten wurden Wunder r Tapferkeit ausgeübt. Arpad, Lidomir und Almanſor waren vor allen glorreich, beſonders Lidomir übte Thaten, welche eines ewigen Andenkens werth

waren, und richtete ein gewaltiges Blutbad unter dem Heere des Almanſor an; umſonſt flüchteten die Feinde vor ihm, das Roß des Ritogar erreichte ſie nur allzuſchnell und Wanda's Schwert, von dem kräftigen Arm des böhmiſchen Prinzen geführt, ſpaltete ſie inmitten von einander, ſo daß man um ihn her nur Arme und Köpfe fliegen ſah; Almanſor traf in der Schlacht mehrmals mit ihm zuſammen; aber da dieſe beiden Krieger an Muth und Kräften einander gleich waren, und dieſes den Kampf in die Länge zog, ſo wurden ſie immer wieder getrennt, und ſo ſie abermals auf einander trafen, erneuerten ſie ihre heftigen Streiche. Wenn der König von Grenada vortheilhafter gewappnet war, ſo beſaß dagegen der jugendliche Lidomir mehr Leichtigkeit und Gewandtheit; er theilte drei Hiebe aus, ehe er einen empfing, und würde gewiß den Sieg davon getragen haben, wenn nicht der ganze Harniſch des Königs bezaubert geweſen wäre; nachdem ſie lange Zeit ohne Erfolg gekämpft hatten, nahm Lidomir ſein Schwert in beide Hände

und führte einen ſo gewaltigen Streich auf den Helm des Königs, daß der tapfre Almanſor betäubt wurde, und ſich an den Hals ſeines Roſſes halten mußte, um nicht herunter zu fallen. Der junge Held wollte dieſen Streich wiederholen, um den König vom Pferde zu ſtürzen, als der gewaltige Hermius vor ihm vorüber kam, und den jungen Prinzen Leonatus, einen Neffen des Königs von Hungarn, wie ein Kind unter dem Arme trug — bei dieſem Anblick vergaß er den großen Vortheil, der ihm über den König zu Theil geworden, und verließ dieſen, um dem Leonatus zu Hülfe zu eilen; er warf ſich auf den Rieſen und haute ihn mit einem Streiche einen Schenkel ab. Das Ungeheuer fiel, und der Schmerz zwang daſſelbe, ſeine Beute fahren zu laſſen. Leonatus rettete ſich und dankte dem Himmel, daß er den tapfern Lidomir zu ſeiner Rettung geſandt habe.

Almanſor hatte dieſe großmüthige Handlung geſehen, und war davon ſo gerührt, daß er dem Prinzen ein Zeichen gab, er wolle mit ihm

ſprechen; Lidomir nahte ihm und der König ſprach folgende Worte:

„Tapferer Ritter! es wäre Schade, wenn all die Kraft und der Muth, den du beweiſeſt, durch die große Menge überwältigt würde, denn du ſiehſt, daß meine Truppen dich auf allen Seiten umringen, und dir bald nichts mehr übrig bleiben wird, als dich zu ergeben, oder der Tod; aber ich werde es nimmer zugeben, daß du alſo zu Grunde geheſt, und will nicht dein Unglück benützen — auch mag ich keinem andern als mir ſelbſt die Ehre verdanken, dich zu beſiegen. Ich will mein Heer zurückziehen, obſchon das eurige bereit iſt, mir das Schlachtfeld zu überlaſſen, und morgen wollen wir uns beide an einem Orte treffen, wo wir unſern Kampf ohne Hinderniß und ohne Zeugen enden können, damit wir ſehen, welcher von uns des Ruhmes würdiger iſt, den wir in dem Handwerk der Waffen ſuchen. Ich begehre nicht dein Blut, noch deine Freiheit, und wenn ich tapfer genug bin, dich zu über-

winden, fodre ich als Beute nur dein berühmtes Roß; aber ſo ich im Gegentheil das Unglück habe, von dir beſiegt zu werden, ſo verſpreche ich dir alle Gefangenen zu überlaſſen, die ich gemacht habe, und überdieß ſchwöre ich zu deiner Beruhigung, daß — der Ausgang dieſes Kampfes mag ſeyn, welcher er wolle — — ich in mein Vaterland zurückkehren und die Ruhe von Hiſpanien nimmer ſtören will."

Da entgegnete Lidomir mit ehrerbietigem Weſen:

„Erhabner König! ich bin gar ſehr gerührt, ob der großen Ehre, ſo du mir erzeigeſt; der Kampf, welchen du mir anbieteſt, kann mir nur Ruhm verſchaffen, denn du haſt einen ſo großen Ruhm, daß es ſelbſt noch glorreich iſt, deinen Streichen zu erliegen; aber ich muß ſagen, daß ich dir, erlauchter Herrſcher! nicht für den Vorſatz danken kann, den du mir eröffnet haſt, dein Heer zurückzuziehen, das mich rings umgibt. Mein Ruhm würde darunter leiden, wenn ich eine ſolche Gunſt annähme,

denn, wenn auch alle deine Truppen über mich herfielen, ſo würde ich drum doch die Hoffnung, oder wenigſtens den Willen nicht aufgeben, mir mit dem Schwerte einen Weg durch ſie zu bahnen, und unſer Lager wieder zu erreichen."

Aber Almanſor erwiederte mit freundlichem Lächeln:

„Muthvoller Jüngling! ich ſchätze die edlen Bewegungen deiner tapfern Seele, wie es ſich geziemt; aber dießmal mögeſt du mir immer den Ruhm gönnen, daß du deine Kräfte für den Kampf ſpareſt, welchen wir morgen mit einander beginnen werden."

Nachdem ſie alſo geſprochen hatten, wurden ſie über den Platz einig, wo ſie ſtreiten wollten — dieß war am Meeresufer, zwei Stunden von dem Lager entfernt; ſie trennten ſich alsbald, der eine, um das Zeichen zum Rückzuge zu geben, der andre, um das Heer des Arpad ins Feldlager zurück zu führen.

17.

Claribella war lange im Walde fortgegangen und hatte endlich die Hoffnung aufgegeben, Lidomir wieder zu finden und ſein Herz zu rühren, worüber ſie ganz troſtlos war; nachdem ſie, ihrem Verſprechen gemäß, den Bruder durch fünf Tage im Hain des Marbod fruchtlos erwartet hatte, da ward ihr Gemüth von einer bangen Ahnung des Vorgefallenen befangen, und ſie rief ängſtlich aus:

„O mein Bruder! troß deiner bezauberten Waffen hat dich ohne Zweifel dein Feind überwunden — er hat dir vielleicht das Leben genommen und du klagſt nun bei den Göttern mich als deine Mörderin an; aber ich will nicht ruhen, bis ich dein Schickſal erfahren habe.“

Da gedachte Claribella des Zauberbuches, und fand darin in deutſamen Zeichen die Erzählung des Kampfes zwiſchen Hyacinth und dem König von Illyrien; ihre ſchönen Auge-

vergoſſen unzählige Thränen, und der Forſt wiederhallte von ihren bittern Klagen.

Endlich befahl Claribella den herbeigerufenen Geiſtern, ſie in das Schloß des Königs, ihres Vaters, zu tragen, welcher ſehr verwundert war, ſie allein ankommen zu ſehen, und ihr entgegen rief:

„Wo iſt Hyacinth? was iſt aus deinem Bruder geworden, und warum kehrſt du ohne ihn heim?“

Aber als der König ſah, daß Claribella vor heftigem Weinen nicht antworten konnte, fuhr er angſtvoll fort:

„Ha, mein Sohn iſt nicht mehr am Leben! ich leſe ſeinen Tod in deinen Blicken.“

Da gewann die Prinzeſſin ihre Sprache wieder und verſetzte in klagendem Tone:

„Ja, Herr! es iſt alſo, und mein Bruder hat das Licht des Lebens verloren.“

Bei dieſer Nachricht verhüllte der König das Haupt in ſein Gewand und blieb in ſtum-

men Schmerz verſenkt — erſt als er ſich einigermaßen gefaßt hatte, vermiſchte er ſeine Klagen mit den Zähren ſeiner Tochter, und beide gaben ſich mehrere Tage ganz dem Schmerz über ihren Verluſt hin; endlich aber ſahen ſie ein, daß keinerlei Wehklagen ihn ins Leben zurückrufe, und dachten einzig daran, das Andenken des Prinzen durch glanzvolle Trauerfeſte zu verherrlichen.

In der That war die Prinzeſſin eine Zeitlang ſo ſehr mit dem Verluſte ihres Bruders beſchäftigt, daß ſie das Andenken des böhmiſchen Prinzen verloren zu haben ſchien; aber wenn das Blut die Liebe zwang ihm zu weichen, ſo entſchädigte ſich dieſe bald mit Wucher, Claribella ward abermals die Beute einer verzehrenden Flamme, und ihr Herz in den Gebirgen ihres Vaterlandes nicht ruhiger als im Hain des Marbod. Ueberall ſtand Lidomirs Bild vor Claribellens Seele, und wenn der Abendſtern leuchtete, ſo ſang ſie in die Lüfte:

O, wunderſchöner Stern,
Am Abendhimmel fern!
O, heiliger, heiliger Baum,
Der treuen Liebe Raum,
Wo erröthend
Und erblühend
Süß mein Herz zerfloß,
Und in Wort und Blicken
Zarte Liebe goß.
Doch der Schöne
Kannte nicht
Liebestöne,
Und der ſchwere
Ruf der Ehre,
Lockte ihn von mir.
Nicht der Liebe
Süße Triebe
Hielten ihn bei mir.
Ihr Blümlein in dem Thal,
Trauert, trauert allzumal,
Du Nachtigall im Baum,
Klage meines Lebens Traum;
Girrt ihr treuen
Turtelräublein
Seufzer in mein Ach,
Daß der vielgeliebte Ritter
Mir das Herz zerbrach.

Und wenn ſie das Lied ausgeſungen hatte, blieb ſie ſitzen und hatte ihr Geſicht noch immer gegen Abend gerichtet, denn ſie konnte weder ihre Blicke noch ihre Gedanken von dieſer Weltgegend abwenden — oft fand ſie ein Vergnügen daran, ſich Lidomir vorzuſtellen, wie er mit Verachtung die Liebkoſungen der ſchönſten Frauen aller Länder zurückwies, und fand in dieſen Gedanken einigen Troſt, indem ſie zu ſich ſelbſt ſprach:

„Wenn gleich meine Reize eine ſo theure Eroberung nicht machen konnten, ſo habe ich wenigſtens nicht die Schande, einer glücklichen Nebenbuhlerin weichen zu müſſen. Das Herz, welches ich nicht zu rühren vermochte, iſt unfühlbar.“

Aber bald folgten eiferſüchtige Beſorgniſſe dieſen tröſtlichen Gedanken, und ſie fuhr mit ſchmerzlichen Gefühlen fort:

„O Unglückſelige! höre auf, deiner Leidenſchaft zu ſchmeicheln! eine andre, deren Reize

die deinigen weit übertreffen, hat ſein Herz gewonnen, und ach! während ich hier mein Leben in fruchtloſem Sehnen verſchmachte, ſieht die Stolze ihn vielleicht zu ihren Füßen, glühend von all der Zärtlichkeit, die ich fruchtlos an den Undankbaren verſchwendet. O ihr Götter, warum habt ihr mich zu der Qual verdammt, einen Undankbaren zu lieben, der mich verachtet? Aber wenn mein Stolz und meine Vernunft zu ſchwache Waffen gegen dieſes tyranniſche Gefühl ſind, ſo hat ja die Natur noch Geheimniſſe, die kräftiger wirken, und ich will mich ihrer bis zur Zauberei bedienen — doch wohin verirrt ſich mein Geiſt, und welch ein Irrthum zu glauben, daß es möglich ſey, meine Liebesflamme zu verlöſchen? — wenn ich im erſten Strahl des Neumonds, wenn ich die ſtärkſten Wurzeln in den dunkeln Nächten der Sonnenwende ausriſſe — der Saft der Pflanzen, die Gaben der Wurzeln und Steine und alle Macht der Zauberei würden Lidomir nicht aus meinem Herzen verdrängen.“

18.

Als eines Tages die Prinzeſſin ihr ſchweres Leid beklagte, erinnerte ſie ſich des böhmiſchen Zauberers und gedachte, er könne ihr vielleicht von Nutzen ſeyn; ſie ſchlug das Zauberbuch auf, um zu erfahren, wo er ſey, und die Geiſter nannten ihr den Ort, wo ihn der König an den Felſen zu ſchmieden befohlen hatte. Dieſe Entdeckung erfüllte Claribellens zagendes Gemüth mit einiger Hoffnung, und ſie vermeinte mit des Magiers Hülfe dem Ritter freundlichere Gefühle einzuflößen; deshalb ließ ſie ſich alsbald auf den Felſen bringen, auf den ſich Wladibog befand.

Dieſer unglückliche Mann dachte beſtändig über ſein böſes Geſchick nach, und wie er an den Fels am Geſtade angeſchmiedet war, ſah er beſtändig träumeriſch in das Meer hinein; als Claribella ſich nahte, erkannte er ſie, und fühlte einiges Vergnügen über ihre Ankunft, ob er ſich gleich, nach dem, was früher zwiſchen ihnen vorgegangen, nicht viel Gutes von

ihr zu verſprechen hatte; aber die Prinzeſſin ſagte ihm, daß ſie gekommen ſey, ſeine Leiden zu endigen, und auf ein Wort von ihr fielen die Ketten von ihm ab.

Wladibog wollte ſich der Prinzeſſin zu Füßen werfen; aber ſie hielt ihn zurück, und ſprach zu ihm:

„Ich ſchenke dir Leben und Freiheit unter der Bedingung, daß du mir einen Dienſt erweiſeſt, von dem allein die Ruhe meines Lebens abhängt. Ich will dir die geheimſten Gefühle meines Herzens entdecken — ich liebe den böhmiſchen Prinzen Lidomir — wenn ich dir dieſes geſtehe, ſo kannſt du daraus die Größe meines Gefühles beurtheilen, und du mußt mir einen Eid ablegen, daß du dich zu ihm verfügen, und ihn bewegen willſt, zu mir nach Cypern zu kommen, und nach dem Tode meines Vaters den Thron dieſes Eilandes mit mir zu theilen. Dafür werde ich dir ewig dankbar ſeyn und will dir auch dein Zauberbuch zurückgeben, das du gewiß gar ungern verloren haſt.“

Wladibog war ſehr erfreut über Claribellens gütige Reden und entgegnete:

„O allerſchönſte Prinzeſſin! gedenk, daß ich etwas Schwereres für dich vollbringe — denn, wenn der glückliche Lidomir von mir ſein neidenswerthes Glück erfährt, wie wird er eifen —“

Da unterbrach ihn Claribella mit einem tiefen Seufzer:

„Geh, um den Prinzen aufzuſuchen — vielleicht wirſt du ihn nicht ſo empfindlich für dieſes Glück finden, als du glaubſt.“

Wladibog war ſo feſt vom Gegentheil überzeugt, daß er der Prinzeſſin ſchwur, den erlauchten Jüngling alſobald nach Cypern zu bringen und ihr mit ſo viel Eifer als Treue zu dienen. Auf dieſen Schwur gab ihm Claribella das Buch zurück, und der erſte Gebrauch, den er davon machte, war, daß er vier ſeiner Geiſter herbeirief, wovon er zweien befahl, ihn an den Ort zu tragen, wo ſich Lidomir befin-

de; den beiden andern aber auftrug, die Prinzeſſin an das Hoflager ihres königlichen Vaters zurück zu bringen.

Wladibog, voll Eifer für ſeine Befreierin, flog nach Hiſpanien, und bildete ſich gar nicht ein, daß Lidomir, dem er ein lebhaftes Gefühl für die Damen zutraute, grauſam gegen die ſchönſte aller Prinzeſſinnen ſeyn werde; ſeine dienſtbaren Geiſter unterrichteten ihn von dem Fortgange der Unternehmung des Königs von Hungarn, und den wichtigſten Begebenheiten dieſes Krieges, und ſo gelangten ſie auf das Feld, wo Tages zuvor die blutige Schlacht geliefert worden. Die zahlloſe Menge von Todten, welche die Erde bedeckten, und die Ströme Blutes, die in den Gräbern ſtockten, bildeten ein Schauſpiel, vor dem Wladibog die Haut ſchauerte, und welches nur ſeinen Geiſtern gefallen konnte, die ihre Freude laut zu erkennen gaben.

Sobald ſich Wladibog in Lidomirs Zelt befand, weckte er dieſen auf, der noch auf ſei-

nem Lager der Ruhe pflegte, und ſehr erſtaunt war, jenen zu ſehen; er ſtand hurtig auf, umarmte den Wladibog aufs freundſchaftlichſte, und fragte ihn, wie er nach Hiſpanien gekommen ſey?

Da entgegnete Wladibog:

„Es iſt nur dein Vortheil, der mich hieher führt, und ich bin gekommen, dir die angenehmſte Botſchaft von der Welt zu bringen. Bereite dein Herz auf den Empfang eines unerwarteten Gutes, das von dem höchſten Werth und Reiz iſt — auch brauchſt du dich in gar keine Gefahr zu begeben, um es zu erlangen, denn man fodert von dir nicht mehr als den Willen, es anzunehmen.“

Während Wladibog alſo ſprach, hörte ihm Lidomir mit der größten Aufmerkſamkeit zu, und man ſah auf dem Antlitz des jungen Helden alle Bewegungen, welche die Hoffnung eines nahenden Glücks, und die Ungeduld, zu wiſſen, von welcher Art es ſey, in einem von Natur

fühlbaren Gemüth entzündet; daher erwiederte er:

„Mein lieber Wladibog! laß mich nicht länger harren und eröffne mir, welches das Glück ſey, das du mir ſo ſehr rühmeſt?“

Da ſprach Wladibog:

„Wohlan! ſo wiſſe denn, welch ein köſtlicher Beſitz deiner harrt. Eine reizende Prinzeſſin, die ſchönſte der Welt — mit einem Worte, die unvergleichliche Claribella, des Königs von Cypern einzige Tochter und Thronerbin, iſt für dich in Liebe entbrannt.“

Wenn Wladibogs erſte Reden den Schein freudiger Hoffnung über Lidomirs Antlitz verbreitet hatten, ſo verſchwand er plötzlich wieder, als jener den Namen der Prinzeſſin nannte, und er verfiel in eine ſolche Traurigkeit, daß man hätte glauben ſollen, es ſey ihm ein groſſes Leid widerfahren; er ſeufzte, ſchlug die Augen gen Himmel, dann wandte er ſie auf Wladibog und ſprach:

„Das iſt alſo die Glückſeligkeit, die du mich hoffen ließeſt? — o Wladibog! höre auf, mir von dieſer Fürſtin zu ſprechen, denn ich bin nicht im Stande, von ihren gütigen Geſinnungen einen Nutzen zu ziehen.“

Aber der Schwarzkünſtler rief ganz verwundert:

„Wie? Claribella, die Bewunderung der ganzen Welt, das vollkommenſte Meiſterſtück der Natur, hat nichts, was deine Liebe reizen könnte? Biſt du ſchon ſo hart durch dein Handwerk geworden, daß du die zarte Frauenliebe ganz verſchmähſt? — gleichwohl, du mögeſt für die Prinzeſſin von Cypern Liebe fühlen oder nicht, ſo wiſſe, daß ich ihr Gefangner bin, und wenn du ihrer heftigen Leidenſchaft nicht entſprichſt, wieder in eine traurige Verbannung zurückkehren muß, aus der ſie mich nur auf mein Wort und das Verſprechen, dich in ihre Arme zu führen, entlaſſen hat.“

Wladibog ſchwieg, und nach einer kleinen Weile antwortete Lidomir:

„Mein lieber Freund! es gibt nichts, was ich nicht gerne für dich thun wollte — muß ich, um dich zu befreien, ganze Reiche zerſtören, tauſend Ungeheuer bekämpfen, oder durch Flammen ſchreiten, ſo ſage mir nur an, welchen Gefahren ich Trotz bieten ſoll, und ich werde alle beſtehen, ohne vor dem ſchrecklichſten Tode zu erblenden; aber ich bitte dich, ſprich mir nicht mehr von dieſer Claribella — ich gebe dir zu, daß ſie höchſt liebenswerth in den Augen der ganzen Welt iſt — allein, es ſey Eigenſinn oder Verblendung, ich fühle etwas in meinem Herzen, das mir ſie verhaßt macht, ohne daß ich dieſer Empfindung widerſtehen kann. Ueberdieß iſt es mir auch gar nicht vergönnt, etwas vorzunehmen, ehe ich mit dem König von Grenada gekämpft habe; meine Ehre und mein Wort fodern dieß.“

Der Ritter hörte auf zu reden, und Wladibog wandte Bitten, Liebkoſungen und Zureden an, ihn zu Claribellens Gunſten zu bewegen; als er aber ſah, daß alle ſeine Bemü-

hungen fruchtlos waren, verlor er die Geduld und rief voller Zorn aus:

„Nun wohl denn, wenn ich dir ſo wenig werth bin, daß du mich zu Grunde gehen laſſen willſt, ſo erkläre ich mich als deinen Feind — fürchte meine Rache, und daß ich alle deine Entwürfe vernichte.“

19.

Nachdem Wlodibog alſo geredet, verſchwand er aus Lidomirs Zelt und ließ ſich in einen dichten Wald bringen, wo er ungeſtört ſeine Beſchwörungen vornehmen konnte. Alsbald eilten auf des Schwarzkünſtlers Ruf die beiden Geiſter, deren er ſich meiſtens bediente, Pothos und Sidis, herbei; der letztere nahm auf das Geheiß ſeines Gebieters die Geſtalt eines Herolds des hungariſchen Königs an, und begab ſich in Almanſors Zelt, ſelben in Lidomirs Namen bittend, er möge ſich um Mittagszeit an dem zum Kampf beſtimmten Ort einfinden, über welche Bothſchaft Alman-

ſor ſo ſehr erfreut war, daß er dem Bothen auf der Stelle einen reichen goldenen Becher von vortrefflicher Arbeit ſchenkte. Der Geiſt machte ſich zwar aus dieſem Geſchenke nicht viel, doch nahm er es mit großen Dankſagungen an, und war kaum Almanſors Augen entſchwunden, als er ſich in einen Herold dieſes Königs verwandelte, mit dem glänzenden Stabe geſchmückt; ein langes orientaliſches Gewand, mit goldnen Franzen eingefaßt, verhüllte ſeine Geſtalt, ein hundertfaltiger Turban bedeckte ſein Haupt, und in ſeinen Ohren ſah man glänzende Ringe. So trat er vor Lidomir und meldete ihm, der König von Grenada habe ſich, ihrer getroffenen Verabredung gemäß, an das Meeresufer begeben, und erwarte ihn dort.

Lidomir war es nicht lieb, zu vernehmen, daß ihm ſein erhabner Gegner zuvorgekommen ſey, und er ließ ſich alſogleich wappnen, worauf er den Weg zum Meeresſtrand einſchlug; aber als er dort angekommen war, ſah er nichts als eine leere Barke, und meinte, ſein

Gegner ſey, des Harrens müde, ſchon wieder in ſein Lager zurückgekehrt; er betrübte ſich ſehr über den Gedanken, daß dieſer Zufall ſeinem Ruhme großen Schaden zufügen könne, als er den Pathos in der Geſtalt des Almanſor auf ſich zuſchreiten ſah; er erkannte die reichen und glänzenden Waffen dieſes Königs, das breite Schwert und den goldnen Helm mit der Krone und den vielen weißen Federn, die im Winde flatterten.

Lidomir, durch dieſe Truggeſtalt getäuſcht, eilte dem falſchen Almanſor entgegen, und ſprach:

„Großer König! ich komme, mein Wort auszulöſen, und hier iſt auch mein Roß, das ich mitgebracht habe, der Preis des Sieges zu werden —“

Lidomir hielt inne, denn obſchon Almanſor das Schwert gezogen, ſo ſchien er ſich doch von ihm zu entfernen — er zog das Schwert der Wanda und eilte auf ſeinen Gegner zu, der endlich Stand hielt, und nach einem kur-

gen und hartnäckigen Gefechte ergriff Lidomir ſein gutes Schwert mit beiden Händen, hieb mit aller Gewalt auf das Haupt des Dämons, und zerhieb die goldne Krone und den Helm, daß der flatternde Federbuſch auseinander flog — Pothos that, als wäre er von einem ſo gewaltigen Streich betäubt, und entwich gegen das Meer, voller Freude über ſeinen Sieg verfolgte ihn Lidomir und ſchrie:

„Halt ein, und erwarte mich! ein Krieger, der flieht, verdient nicht mein Roß zu beſitzen.“

Dieſe Worte vermochten nicht den flüchtigen Fuß des Pothos zu feſſeln, der ſchnell in die Barke am Meeresſtrand ſprang, auch dahin folgte ihm Lidomir, und als er ſeine ganze Kraft geſammelt hatte, um durch den letzten gewaltigen Streich ſeinen flüchtigen Feind vom Haupt bis zum Gürtel zu ſpalten, ſah er dieſen in der Luft zerfließen, und den Kahn, auf welchem er ſich befand, im hohen Meere ſchwimmen.

Weit entfernt vom Lande, und ohne Hoffnung ſelbes wieder zu erreichen, hob er die Augen zum Himmel, beklagte ſein herbes Geſchick und ſprach:

„O Herr! welches Verbrechen habe ich begangen, daß ich eine ſo harte Züchtigung leiden muß? — Mein Ruhm iſt dahin, und ich habe ohne Zweifel mit einem Phanton gekämpft, welches die Geſtalt des Königs von Grenada angenommen. Was wird der tapfre Almanſor von mir denken, der meiner vielleicht jetzt in einer andern Gegend harrt — mein Name wird zum Spott des feindlichen Lagers werden, und wie ſoll ich meinem Könige Rechenſchaft von meiner Entfernung ablegen, wie mich vertheidigen? wird er mir wohl Glauben beimeſſen, wenn ich ihm dieſes unſelige Abentheuer erzähle? O, warum habe ich nicht geſtern in der Schlacht mein Leben verloren, ſo hätte ich wenigſtens meinen Ruhm bewahret.“

In ſolchen rührenden Worten beklagte Lidonnr ſein großes Leid, und war oft im Be-

griff, ſich mit ſeiner ganzen Rüſtung ins Meer zu ſtürzen; aber eine innere Stimme hielt ihn davon zurück — mittlerweile blies ein luſtiger Wind und trieb das Schifflein gegen Morgen immer weiter von der hiſpaniſchen Küſte.

Obſchon kein Menſch in dem Kahn geweſen, ſo war er doch mit Lebensmitteln aller Art verſehen, was dem Ritter ſehr nützlich war, da er wohl einſah, er müſſe ſich in Geduld faſſen.

Nach Verlauf von vierzehn Tagen erblickte Lidomir einen großen Garten inmitten des Meeres, und in demſelben einen glanzvollen Pallaſt. Wie ſich das Fahrzeug dieſem freundlichen Eiland näherte, an welches jenes von einer geheimen Kraft angezogen zu werden ſchien, ſah der Ritter erſt, wie wunderſchön und vergnüglich der Garten ſey, auch das Schloß, aus dem koſtbarſten Marmor erbauet, und ſo wohl geglättet, daß alle Bäume des Gartens ſich darin ſpiegelten.

20.

Lidomir ſprang aus dem Kahn; aber kaum hatte er zwanzig Schritte vorwärts gethan, als eine ſchöne Dame aus dem Gebüſche trat, die ſich ihm näherte und mit einem gefälligen Weſen ſprach:

„Edler Ritter! glaube nicht, daß du auf eine natürliche Art an dieſen Strand geführt worden biſt. Du wirſt zwar anfänglich dieſes Abentheuer etwas traurig gefunden haben; aber dafür wird das Ende dir um ſo erfreulicher ſeyn, wenn nicht dein Herz ſo hart iſt, wie jenes der Löwen und Tiger.“

Als die Dame dieſe Worte geſprochen, ergriff ſie die Hand des Prinzen und führte ihn in den Pallaſt, deſſen innere Pracht ganz des Aeußern würdig war, ſo daß Lidomirs Augen ſchier verblindeten, ob des Glanzes, der von allen Wänden ſtrahlte. Ueberdieß ertönten alle Gemächer, durch welche ſie gingen, von ſüßem Saitenſpiel, und eine Schaar lieblicher Jungfrauen ſang:

In dem lieben, ſchönen Maien
Hat das Trauern keine Statt;
Zärtlich koſend muß ſich freuen
Alles, was ſein Liebchen hat.
Rund umher iſt alles froh,
Denn der Wonnemond will's ſo.

Wo ſich junge Liebe findet,
Schlägt voll ſüßem Drang die Bruſt!
Herzen, ſo die Liebe bindet,
Fühlen immer Maienluſt.
Wo man Lieb' um Liebe beut,
Kennt man keine Traurigkeit.

Liebchen, die es herzlich meinen
Mit einander allezeit,
Und ſich beide treu vereinen,
Sich zu lieben ſonder Leid,
Gott zuſammen hat gefügt,
Um zu leben hoch vergnügt.

Wo ein Herz voll Treue findet
Treue Liebe, treuen Muth,
All ſein Trauern ihm verſchwindet;
Treue Lieb' iſt gar ſo gut,
Daß ſie ſtete Freude gibt,
Jedem, der ſich ihr ergibt.

Möcht' ich treue Liebe finden,
O wie treu wollt' ich ihr ſeyn!
Mit ihr wollt' ich überwinden
Alle Sorg' und alle Pein.
Schön iſt junge Lieb' und Treu,
Sie umblüht ein ew'ger Mai.

Andre Jungfrauen, welche den erſten an Schönheit nichts nachgaben, tanzten gar zierlich um den jugendlichen Helden, umwanden ihn mit Blumenfeſſeln, und ihre Tänze ſchienen, wie jener Geſang, anzudeuten, derjenige ſey der Glücklichſte auf Erden, der ſich der Liebe ergebe. Dann führte die Dame den verwunderten Lidomir in einen prächtigen Saal; die Tänzerin ſowohl als die Lautenſchlägerin und Sängerinnen folgten ihnen dahin, und der Prinz glaubte ſich in den Himmel verſetzt. Endlich nahm ſeine liebreizende Führerin wieder das Wort, und ſprach:

„Wiſſe, ſchöner Ritter! daß dieſes anmuthige Eiland mit all ſeinen Reizen und Reichthümern dein Eigenthum iſt, und daß unſre Gebieterin dieſen glanzvollen Pallaſt nur für

dich hat erbauen laſſen. O wie glücklich biſt du, von einer ſo erlauchten Prinzeſſin geliebt zu werden! ſie iſt weißer als die Lilie, und die Morgenröthe erbleichet und ſcheint gemein und ohne Reiz, wenn man ſie mit ihren rothen Wangen vergleicht; Sonne und Mond haben ihren Glanz und Strahlen, ihren Purpur und Perlenſchein von den Lippen unſrer Gebieterin, welche glühen wie der Schaum von rothen Trauben — dieſe wunderbare Schönheit heißt Claribella, und iſt die Tochter eines großen und mächtigen Königs.“

Lidomir hatte nicht ſobald den Namen eines ihm ſo verhaßten Gegenſtandes ausſprechen gehört, als ſein Antlitz die Farbe ſchnell wechſelte; alle Vergnügungen, die man ihm anbot, wurden ihm zuwider, und der Aufenthalt auf dem freundlichen Eiland verlor augenblicklich allen Reiz für ihn.

Die Dame bemerkte aus ſeinen traurigen und verſtörten Blicken ſeine Abneigung gegen Claribella, und fuhr verwundert fort:

„Iſt es möglich, Herr Ritter! daß du eine ſo glückliche Bothſchaft mit Widerwillen vernimmſt? Erlangte wohl jemals ein Sterblicher ein beneidenswertheres Glück, als ſich dir darbeut? Ueberlege dieß und fürchte die allzuſpäte Reue, denn du biſt unſer Gefangener — das Meer umgibt dieſen Garten von allen Seiten, und all deine Tapferkeit, das Schwert der Wanda und ſelbſt das Roß des Ritogar, wenn du es noch beſäßeſt, könnte dich von hier nicht befreien. Thue daher lieber gutwillig, was man von dir verlangt, denn unſre Königin will nur, daß du ſie eheſt, und du wirſt doch nicht ſo unſinnig ſeyn, nicht einen Blick auf die ſchönſte Fürſtin der Welt werfen zu wollen?“

Die Dame fuhr noch lange mit mannigfaltigen Ueberredungen fort; aber all ihre Kunſt war fruchtlos, und der Ritter entfernte ſich ungeſtüm, den Weg gegen das Meer einſchlagend, um ihre Reden nicht ferner hören zu müſſen; alle Reize des Eilands, die ſich ſeinen Blicken wieder darſtellten, ſchienen ihm

nicht mehr einladend und gefällig, und als er ſeinen Kahn erreicht hatte, ſprang er hurtig hinein, voll Angſt, die Prinzeſſin möchte ihm erſcheinen, die er nicht lieben konnte; er wünſchte nichts ſo ſehnlich, als daß ſein Fahrzeug das Geſtade des Eilands alſobald verlaſſen möchte; aber der Kahn blieb unbeweglich; es möge dieß ſeyn, daß kein Wind das Meer bewegte, oder durch eine Bezauberung. Der Ritter konnte ſich nicht von dem verhaßten Ufer entfernen, worüber er in Verzweiflung gerieth, und ehe er dort geblieben wäre, faßte er den traurigen Entſchluß, ſich ins Meer zu ſtürzen; aber als er dieß thun wollte, bewegte ſich die Barke von ſelbſt und ſchwamm auf dem Meere dahin, und Lidomir empfand eine große Freude darüber, denn trotz den Gefahren, denen er auf offner See ausgeſetzt war, ſah er gleichwohl die Entfernung von dem Eilande, wo er von nichts als Claribellen reden hörte, als ein großes Glück an.

Am folgenden Morgen ſah der Ritter eine Küſte, die ganz mit ſchwarzer Waldung bedeckt

war, und das Schifflein ſchwamm grade auf ſelbe zu; aber kaum war er ans Land getreten, als ein Greis mit ſchneeweißen Haaren unter Vergießung vieler Thränen auf ihn zukam, und alſo ſprach:

„Tapfrer Ritter! verſage mir deine Hülfe nicht. Ein Räuber hat mir ſo eben eine junge und ſchöne Jungfrau geſtohlen, die ich mit mir führte — ich glaube nicht, daß er ſchon fünfhundert Schritte von uns entfernt ſeyn kann.“

Lidomir war gerührt von dem Schmerz des Alten und verfolgte alsbald den Räuber; aber dieſer hatte ihn nicht ſobald erblickt, als er einſah, mit einem ſolchen Ritter nichts ausrichten zu können; er ergriff alſo ein Horn, das er an der Seite trug, und ſtieß aus allen Kräften hinein — auf dieſen ſchmetternden Ton öffnete ſich das Thor eines Schloſſes, das ſich in einiger Entfernung auf einem Hügel erhob, und ein Rieſe trat heraus, deſſen außerordentliche Größe und trotziges Weſen wenig Gutes anzudeuten ſchien; dieſer ſchwang ſein Schwert

und führte einen gewaltigen Hieb auf Lidomir, deſſen gute Waffen ſelben aber widerſtanden, und welcher mit einem Streich das Schild des Rieſen zerſchmetterte, der, wohl einſehend, daß er es mit keinem gewöhnlichen Ritter zu thun habe, die Flucht über eine Brücke ergriff. Lidomir folgte dem Ungeheuer, ohne zu bemerken, daß der Rieſe eine Fallthüre geöffnet hatte, in die er bei haſtiger Verfolgung fiel, und dabei rief:

„O Gott! ſoll ich alſo zu Grunde gehen?“

Als Lidomir in den Fluß ſtürzte, fand er ſich in Netzen gefangen, die von einem Bogen der Brücke zu dem andern geſpannt waren, und der Rieſe eilte in das Waſſer, ihn heraus zu holen; ſo tief aber das Bette des Fluſſes war, ſo wurde er doch nur bis an den Gürtel naß; er löſte die Netze von der Brücke ab, und warf ſelbe nebſt dem gefangenen Ritter über die Achſel, wobei der unglückſelige Lidomir ausrief:

„O grauſames Geſchick! wirſt du denn nie-

mals aufhören mich zu verfolgen? kaum bin ich einem Elende entgangen, als ich schon wieder in ein zweites gestürzt werde, und ich sehe mich ohne Hoffnung, aus den Händen eines Ungethüms zu entkommen, das sich meiner auf eine so heimtückische Weise bemächtigt hat."

Während der Prinz also klagte, kam der Riese der ihn trug, bei dem Schlosse an, dessen ganze Umgebung nur traurige Bilder der Grausamkeit darbot: Blut floß aus den Thüren: der Vorhof war mit Leichnamen erfüllt, und was das Schrecklichste war, verstümmelte Körper lagen herum, die eben ihre letzten Seufzer aushauchten — dieser Anblick war nur zu geschickt, Lidomirs Besorgnisse zu vermehren.

13.

Ein altes Weib von traurigem und widerlichem Ansehen, und in ein schwarzes Gewand gehüllt, an dem man Spuren von Blut sah, erschien aus den innern Gemächern, und der Riese warf seine Last zu ihren Füßen nieder,

worauf ſie einige Knechte rief, die, mit Beihülfe des Rieſen, dem Ritter ſein gutes Schwert nahmen, ihn an Händen und Füßen mit Stricken feſt banden, und dann erſt aus den Netzen befreiten. Als dieſes geſchehen war, ſprach die Alte zu Lidomir:

„Unglücklicher Ritter! wenn der Ruf dich noch nicht von dem Gebrauche dieſes Schloſſes unterrichtet hat, ſo will ich dir denſelben bekannt machen, damit du dich zum Tode bereiteſt, denn du wirſt nur noch bis morgen leben. — Wiſſe alſo, daß einſtmals ein Ritter, der mit außerordentlicher Tapferkeit begabt war, dieſes Schloß beſaß. Damals hieß es die Roſenburg; nun aber wird es, der Dinge wegen, die ich dir erzählen werde, die Burg des Schreckens genannt. Der Ritter hielt ſein Schloß jederzeit allen rechtlichen Herrn und Damen offen, und bewirthete alle ſeine Gäſte aufs Koſtbarſte; die Nachbarn achteten und liebten ihn, und erhoben ihn bis an den Himmel. Dieſer vortreffliche Ritter hieß Claudius, und war mit

der holdſeligen Aſträa vermählt, die ſchöner glänzte als der prächtige Morgenſtern, wenn er am blauen Himmelsgewölbe auf die Welt herabſtrahlt. Claudius pflegte oft in dem dichten Walde am Meeresufer zu jagen, wo er eines Tages einen andern Ritter fand, der ſich mit derſelben Beſchäftigung erluſtigte; Claudius lud den Liſander ein, mit ihm auf ſein Schloß zu reiten, und dieſer, der mein Sohn war, nahm die Einladung an, und wurde mit aller Freundſchaft und Achtung empfangen; aber zu ſeinem Unglück wurde er allzuſehr von der liebreizenden Aſträa bezaubert, ſo daß ihre Schönheit ein Gift in ſein Herz goß, welches deſſen Ruhe vernichtete und eine heftige Liebesflamme in ihm entzündete. Ein hitziges Fieber ergriff meinen Sohn, und brachte ihn nach wenig Tagen in die größte Lebensgefahr; Claudius, der ihn zärtlich liebte, kam auf unſer Schloß, ihn zu beſuchen, und brachte ſogar ſeine ſchöne Gemahlin mit dahin; aber dieſer Anblick, ſtatt ihn zu beruhigen, vermehrte nur ſeine Leiden. Ich war untröſtlich, einen geliebten Sohn in

dieſem Zuſtande zu ſehen, und leiſtete ihm alle Hülfe, die ich für nöthig erachtete, gleichwohl waren alle Mittel zu ſeiner Heilung fruchtlos und brachten ihm nicht einmal einige Linderung, worüber ich beinahe in Verzweiflung gerieth. Liſander ward gerührt über die Betrübniß, in welche er mich verſenkt ſah, und ſagte eines Tages mit zitternder Stimme zu mir:

„O meine theure Mutter! höre auf, dich um eines Unglücklichen willen zu quälen, der keinen Theil mehr am Leben hat.“

Da fing ich noch mehr zu weinen an, und entgegnete:

„Und warum beraubſt du dich ſelbſt aller Hoffnung?“

Aber Liſander fuhr in ſchmerzlicher Bewegung fort:

„O Mutter! mich verzehrt eine Flamme, die nimmer gelöſcht werden kann, denn Aſtréa hat mir mein Herz geraubt; ihr Beſitz allein könnte mich erhalten, und da er mir unerreichbar iſt, ſo laß mich viel lieber ſterben.“

Diese Rede, so sehr sie mich überraschte, ließ mir gleichwohl hoffen, daß ich ihn ins Leben zurückrufen könne, wenn ich seiner Leidenschaft mit Hoffnung schmeichelte; deshalb sprach ich zu ihm:

„O mein Sohn! warum überlässest du dich so leicht der Verzweiflung? ich habe dich immer als einen unternehmenden Ritter gekannt, und nun erliegst du der geringsten Schwierigkeit, die sich dir in einem Liebeshandel entgegenstellt. Pfui! rufe deinen Muth zurück, und schäme dich, in deinen Jahren so wenig Selbstvertrauen zu haben."

Da wunderte sich Lisander über meine Rede und erwiederte mit etwas festerer Stimme:

„Wie, meine Mutter! sollte ich in der That jemals zu meinem Ziele gelangen können?"

Aber ich versetzte mit tröstender Stimme:

„Warum solltest du dich nicht mit dieser Hoffnung beruhigen können? — ist nicht Asträ-

ein Weib, und gibt es eine unter uns, der es ganz unmöglich wäre, ſich den Wünſchen eines Mannes von Verdienſten zu ergeben? Dienſtfertigkeit, Befliſſenheit und die verliebte Liſt, ſind gute Mittel, ein Weib zu beſiegen, und wenn dieſe nicht zum Ziele führen ſollten, ſo würde ich es dir eher vergeben, wenn du Gewalt zu Hülfe nähmeſt, als daß du aus Mangel an Entſchloſſenheit ſo elend dahin ſtirbſt.“

Durch ſolche Reden entriß ich meinen Sohn dem Tode, und die Hoffnung, das Herz der reizenden Aſträa noch zu gewinnen, gab ihm ſeine Kräfte wieder, wozu die häufigen Beſuche von Ritter Claudius und ſeiner Gemahlin, die den herzlichſten Antheil an ihm nahm, ſehr viel beitrugen. Endlich genoß mein Sohn wieder der vollkommenſten Geſundheit; aber ſeine jugendliche Heftigkeit verſchmähte die Mittel, die ich ihm gelehrt hatte, Aſträas Gunſt zu erwerben, ſo daß er gleich zu den gewaltſamen Schritten ging; er brachte einige Zeit damit zu, einen Plan zu erſinnen, ohne mir etwas

davon zu vertrauen; und als ſein Entſchluß gefaßt war, nahm er die entſchloſſenſten ſeiner Knechte, die er im Dickigt des nahen Waldes verbarg, und dann in ſein Jagdhorn ſtieß, um Claudius an ſich zu locken. Aſträas unglücklicher Gemahl kam auf den Ruf ſeines trügeriſchen Freundes, welcher ihm zurief:

„O mein lieber Freund! ich habe einen Hund verloren, den ich ſehr liebe, und weil mir die Pfade dieſes Waldes nicht ſo wohl bekannt ſind, als dir, ſo bitte ich dich, mir ihn ſuchen zu helfen.“

Ritter Claudius war ſogleich dazu bereit, und ſie fingen an, zuſammen den Wald zu durchſtreichen; aber als Lyſander ſeinen Freund hatte, wo er ihn wollte, ließ er ihn auf die grauſamſte Weiſe ermorden, und begab ſich ſodann auf die Roſenburg.

Da man die beiden Ritter als Freunde kannte, ſo mißtraute man dem Lyſander und ſeinem zahlreichen, wohlbewaffneten Gefolge nicht, und ſo bemächtigten ſich dieſe Böſewich-

ter des ganzen Schloſſes; ſie tödteten alles, was ihnen in den Weg kam, und ließen nur Aſträa am Leben, welches Geſchenk der tugendhaften Frau verhaßter als der Tod ſelbſt war, da ſie Lyſanders Abſichten erkannte; umſonſt ſuchte er ſie durch Bitten und Betheurungen zu erweichen; aber ſie konnte ihn nicht ohne Abſcheu anſehen, und foderte unter den grauſamſten Schmähungen den Tod von ihm. Empört durch ihre bittern Reden, war mein Sohn mehrmals im Begriff, die ſchöne Frau zu erſchlagen; gleichwohl ſiegte ſeine Liebe jedesmal über die Wuth, und er geſtand ſichs im Innerſten ſeiner Seele, daß das Verbrechen, welches er begangen, ihre Vorwürfe wohl verdiene; er hoffte, daß die Länge der Zeit ſie endlich beſänftigen werde, und im ſchlimmſten Falle meinte er durch Gewalt ſeine Liebesflamme zu löſchen; aber er betrog ſich ſehr, denn Aſträas Betrübniß und ihre Verachtung gegen ihn ſchien mit jedem Tage zuzunehmen.

Während dieß auf der Roſenburg geſchah, verbreitete ſich die Kunde von dem Morde des

Claudius und ſeiner Gemahlin Gefangenſchaft im Lande, und alle ihre Freunde und Verwandte geriethen in Aufruhr, denn ſie hatten beide ſehr geliebt, und hielten es für Pflicht, die Tugend an dem Verräther zu rächen, zu welchem Zwecke ſie alsbald ihre Vaſallen und Knechte verſammelten. Viele Edle, die Claudius nicht einmal gekannt hatten, vereinigten ſich mit ihnen, blos aus Abſcheu vor einem ſo abſcheulichen Verbrechen, und alle zuſammen bildeten ein zahlreiches Heer, das mehr als hinlänglich war, den Lyſander zu bedrohen. Cornelius, ein tapfrer Ritter und Blutsverwandter des Claudius, zeigte ſich unter den Rächern als einer der eifrigſten, und ihm wurde einmüthig die Befehlshaberſtelle angeboten.

Als ich dieſe Bothſchaft erhielt, eilte ich zu meinem Sohne, und, alle Vorwürfe unterdrückend, die nun zu ſpät gekommen wären, bat ich ihn nur, zu dem Könige von Armenien zu flüchten, der unſer Vetter war, und die ſchöne Aſträa in Freiheit zu ſetzen; aber

was ich ihm auch zuredete, so erklärte er, sich lieber unter den Trümmern des Schlosses begraben zu lassen, als die Frucht seines Verbrechens dahin zu geben, ohne seine wilde Leidenschaft befriedigt zu haben.

Mittlerweile waren die Freunde und Rächer des Claudius herbeigeeilt, verwüsteten Lysanders Besitzungen, und ließen durch Herolde verkündigen: sie seyen gesonnen, der Nachwelt ein Beispiel zu hinterlassen, das jeden Verräther künftiger Jahrhunderte zum Zittern bringen solle. Lysander versammelte alles, was er von Kriegsleuten aufbringen konnte, und verschloß sie in seiner Burg, auf deren feste Mauern er sich verließ, und während uns Cornelius belagerte und fest einschloß, dachte mein Sohn weniger auf seine Vertheidigung, als wie er Astrâa für seine Liebe gewinnen wolle; da er jedoch sah, daß ihn die Dame gleichsam als einen bösen Geist betrachte, der sich verfolgend an ihre Fußsohlen hefte, so entbrannte er in Zorn und sagte zu Astrâa: er sey es müde

länger zu harren, und wolle ſeinen Zweck im Guten oder Böſen erreichen; zugleich ſchloß er ſie in ſeine Arme, als ich ins Zimmer trat, ihm zu verkünden, daß unſre Späher bemerkt hätten, wie ſich die Belagerer damit beſchäftigten, einen unterirdiſchen Gang in den Felſen zu graben — ich erſchrack über Lyſanders Beginnen, und ſtellte ihm vor, daß er ſich durch dieſe Unthat verderbe; aber er ſchien ſinnlos, und ohne ſich zu begnügen, daß er Aſträa entehrt hatte, bohrte er ihr einen Dolch in die ſchwanenweiße Bruſt, und rief:

„Undankbare Schöne! wenigſtens ſollſt du nicht die Freude erleben, dich an mir gerächt zu ſehen.“

Kaum hatte Lyſander den rauchenden Dolch aus Aſträas Buſen zurück gezogen, als er ſich ſelben bis ans Heft in die Bruſt ſtieß, ehe ich ihn von dieſer gewaltſamen Handlung abhalten konnte.

Ich fing ſo heftig zu ſchreyen an, daß man mich im ganzen Schloſſe vernahm und einige

Dienſtleute herzukamen, mit welchen ich das Blut meines Sohnes zu ſtillen, und Aſträa zu retten verſuchte; aber bald ſahen wir ein, daß unſre Mühe fruchtlos ſey. Aſträa hatte ihren letzten Seufzer ſchon ausgehaucht, und Lyſander, welcher ſich allen unſern Bemühungen widerſetzte und ſterben wollte, ſprach mit matter Stimme zu mir:

„O Mutter! laſſe einen Elenden hinſterben, der ſich ſelbſt zu einem mit Laſtern befleckten Leben verurtheilt hat — das einzige, was ich noch von deiner blinden Liebe zu mir erbitte, iſt, daß du meinen todten Leib mit den Ueberreſten der geliebten Aſträa in ein Grab legen laſſeſt, damit mein Geiſt ſie bewache, und es nicht zulaſſe, daß ſie ſich jenſeits wieder mit dem allzuglücklichen Claudius vereinige.“

Ich mußte ihm die Erfüllung dieſer Bitte zuſchwören; dann verſchied er.

Ich blieb in einem fürchterlichen Zuſtand zurück, und tauſendmal verfluchte ich meine Argliſt, die mir den Sohn ins Verderben ge-

ſtürzt hatte. Ich ließ in einem Winkel des großen Burghofes eine Grube graben, worin die beiden Leichname beſtattet und mit einer großen Tafel von ſchwarzem Marmor bedeckt wurden; mehr konnte ich während der Belagerung nicht thun; aber ich nahm mir vor, wenn ich ſolcher glücklich entginge, ihnen ein herrliches Denkmahl erbauen zu laſſen.

Die Belagerer erfuhren weder Aſträas Tod, noch den Untergang meines Sohnes; aber weil wir in unſrer großen Verwirrung wenig Acht auf ſie hatten, beſchäftigten ſie ſich fleißig mit dem Aushauen des unterirdiſchen Ganges, der wenige Tage nach dem Leichenbegängniß meines Sohnes zu Stande kam; im Dunkel einer ſternloſen Nacht brachen ſie im tiefen Keller ein, und kaum hatten ſich ihrer ſo viel im Schloßhofe verſammelt, um uns Geſetze vorſchreiben zu können, ſo erfüllten ſie das Schloß mit Schrecken und metzelten alles nieder, was ſich ihnen widerſetzte. Das Getöſe der Waffen und die Wehklagen der Sterbenden weckte mich

aus dem Schlafe; aber ich war ſo glücklich, in Mannskleider gehüllt, durch eine kleine Pforte aus dem Schloſſe zu entfliehen, und eilte nach Armenien, wo ich nach einer Reiſe von zwei Wochen ankam.

Der König empfing mich als ein freundlicher Verwandter, beklagte Lyſanders Mißgeſchick, welches ich ihm ganz offenherzig erzählte, ohne unſre Schuld zu verkleinern, und um mir wieder zu unſern Beſitzungen zu verhelfen, gab er mir ein zahlreiches Heer von ſeinen beſten Kriegern mit, welches von drei Rieſen angeführt wurde. Ich kam hieher zurück, wo unſre Feinde nicht nur dieſes Schloß, ſondern alle Güter meines Sohnes beſaßen, und die Burg unſrer Ahnen zerſtört hatten. Cornelius war nicht mehr hier, und hatte nur eine geringe Anzahl von Kriegern zurückgelaſſen, ſo daß wir wenig Mühe hatten, meine Beſitzungen wieder zu gewinnen, und es erging den Leuten des Cornelius nicht beſſer, als ſie es den unſrigen gemacht hatten; den Schwertern

meines Heeres entkam nicht ein einziger. Dann behielt ich bloß zwei von den Rieſen, und von Kriegern ſo viel, als ich für nothig erachtete, dieß Schloß zu beſchützen, und ſandte dem König von Armenien die übrigen unter Anführung des dritten Rieſen zurück.

Als nun alle Gefahr vorüber war, gedachte ich wieder meines Vorhabens, dem unglücklichen Lyſander ein koſtbares Denkmahl zu errichten, und man begann an ſelbem zu arbeiten, als die Werkleute mir zu berichten kamen, daß ſie unter dem ſchwarzen Marmorſtein hervor gar fürchterliche Töne erſchallen hörten, die ſie mit Abſcheu und Entſetzen füllten. Der Beherzteſte der beiden Rieſen wollte ſehen, woher der Schall komme; aber kaum hatte er den Marmorſtein erhoben, als ein fürchterliches Ungeheuer heraus kam, das ſich auf ihn warf und ihn zerriß.

Alles, was man in dieſer großen Gefahr machen konnte, war, daß man den Vorhof alsbald verſchloß, und ein neues Thor an der

andern Seite der Burg ausbrach; aber ich war mit dieſer Vorſicht noch nicht zufrieden, ließ Mauern um den Aufenthalt des Ungeheuers ziehen, und glaubte mich noch eher ſicher, bis dieſe eine ungeheure Höhe erreicht hatten. Als ich nachher über die Geburt dieſes wunderbaren Unthiers nachdachte, vermeinte ich, daß Lyſanders Wuth und die Verzweiflung der ſchönen Aſträa dieß Ungeheuer erzeugt haben müſſe. Dieſe vorgefaßte Meinung brachte mich zu einem grauſamen Entſchluſſe, denn, wenn ich meinem Sohne kein Grabmahl erhöhen laſſen konnte, ſo wollte ich doch ſeinen Manen ein blutiges Todtenopfer weihen — das Ungeheuer, der Sohn der Gottheit, die hier gefeiert werden ſollte, war zum Opferprieſter beſtimmt, und ihm werden alle Fremdlinge preis gegeben, die ſich unſerm Schloſſe nähern, wo ſie meine Leute oder der Rieſe einfängt; um aber auch die tapferſten Ritter zu bezwingen, haben wir die Liſt mit unſrer Brücke erfunden, mittelſt welcher wir dich gefangen haben. Wenn nun ein Ritter dem Ungeheuer

zur Speiſe vorgeworfen wird, ſo ſchleppt ihn dieſes erſt auf das Grab meines Sohnes; dann aber zerreißt und frißt ihn daſſelbe, wie ich es ſelbſt von einem Thurm des Schloſſes mit angeſehen, und woraus ich ſchließe, daß dieſe Todtenopfer den Schatten meines Sohnes gefällig ſeyen. Ich will dir nichts von der fürchterlichen Geſtalt des Ungeheuers ſagen, denn du wirſt ſie mehr als genug ſehen, da ſelbes auch dich zerfleiſchen wird."

22.

Als die Alte ihre Rede geendet hatte, war Lidomir ſehr erſtaunt über ein ſo unmenſchliches Verfahren; gleichwohl verlor er ſeinen Muth noch nicht und ſprach:

„Ich beklage mich nicht über das Urtheil, ſo du über mich ausgeſprochen — nur eine Gunſt will ich mir von dir erbitten. Befiehl, daß man mich gewappnet dem Ungeheuer zur Speiſe vorwerfe, denn da ich ein Ritter bin, ſo wäre es mir eine Schande, ohne alle Vertheidigung des Lebens beraubt zu werden."

Aber die Alte entgegnete:

„Dieſes will ich dir gerne zugeſtehen; doch werden deine Waffen dir nichts helfen, denn die Haut des Ungeheuers iſt ſo dick, daß kein Schwert ſie verletzen kann; ſeine Zähne zermalmen das Eiſen, und nichts widerſteht ſeinen Krallen — darum würdeſt du beſſer thun, dich gutwillig dem Tode zu überlaſſen, als daß du durch Widerſtand ſeinen Grimm reizeſt.“

Lidomir erwiederte nichts, und zufrieden, daß ihm ſein Wunſch gewährt wurde, ließ er ſich in den Kerker führen, wo er die Nacht zubrachte; aber als die Sonne kaum die höchſten Spitzen der Berge zu vergolden anfing, kamen ſchon die Trabanten der Burgfrau, um den Ritter dem Ungeheuer zu überliefern; die Stricke, womit er gebunden war, wurden gelöſt; man ließ ihm ſeinen Harniſch, und gab ihm das Schwert der Wanda zurück. Als ſich nun Lidomir wohl gerüſtet ſah, ward er ſehr vergnügt und begehrte ſelbſt in den Aufenthaltsort des Ungeheuers gebracht zu werden —

da mußte er auf einer Leiter die Höhe der Mauer erſteigen, und wurde ſodann mittelſt eines Strickes auf der andern Seite herabgelaſſen.

Das Ungeheuer ſäumte nicht, ſeine Beute aufzuſuchen — welche abſcheuliche Geſtalt zeigte ſich Lidomirs Blicken! Es war größer als ein Nashorn, ſein Kopf glich dem eines Drachen, und ſein immer blutender Rachen hatte eine Oeffnung von fünf Fuß; ſeine Zähne waren wie jene des fürchterlichſten Krokodills, das der Nil je ausgeſpien; ſonſt glich ſein Körper dem eines Centaur; aber ſeine Hände waren mit fürchterlichen Krallen bewaffnet, die das härteſte Eiſen brachen. — Gleichwohl ging der tapfre Prinz dieſem Ungeheuer entgegen, ohne die mindeſte Furcht zu bezeigen.

Das Unthier ſtürzte mit weit aufgeriſſenem Rachen auf Lidomir zu, um ihn zu verſchlingen; aber dieſer ſprang behende zur Seite und hieb es mit ſeinem guten Schwert über die

Schnauze, ohne es ſehr verwunden zu können; das Ungeheuer ſtürzte auf ihn zu, ihn mit ſeinen Krallen zu faſſen; aber der Ritter führte einen Streich auf ſeine Bruſt, der, obſchon er nicht eindrang, jenes zwang, ein paar Schritte zu weichen, worauf es aber mit doppelter Wuth auf ihn eindrang, ihm Schild und Schwert zerbrach, und ihn mit ſeinen Krallen verwundete, daß das Blut aus vielen Theilen ſeines Leibes floß. In dieſer großen Noth war Lidomir an diejenige Mauer gekommen, welche ehemals den Vorhof eingefaßt hatte, und ſich innerhalb der von Lyſanders Mutter erbauten befand, und die etwa zwei Mannslängen hoch war; er raffte alle ihm noch übrigen Kräfte zuſammen, und erreichte durch einen gewaltſamen Sprung die Höhe der Mauer mit der Hand, dann ſchwang er ſich hinauf und ſah ſich einſtweilen vor den Angriffen des Thiers in Sicherheit; als er ſo auf der Mauer ſaß, fing er an nachzudenken, was er nunmehr beginnen ſolle.

Mittlerweile begab ſich Wladibog zu Claribellen, meldete ihr, in welchem Zuſtande ſich ihr Geliebter befinde, und wie er ſelbſt dieß Mittel erwählt, um ihn für ihre Liebe zu gewinnen, weil er auf keine andre Weiſe ſein fühlloſes Herz zu erweichen vermocht habe.

Die Prinzeſſin blieb unbeweglich bei dieſer traurigen Mähr — die Roſen ihrer Wangen erbleichten und ihre Sinne entwichen, ſo daß die Seele dieſen ſchönen Körper verlaſſen zu wollen ſchien; aber nach einigen Augenblicken gab ihr das Uebermaß ihres Schmerzes die Beſinnung wieder, und ſie rief:

„Grauſamer! du haſt alſo deinen Freund einem gewiſſen Tode hingeopfert, und nach einer ſo ſchändlichen That wagſt du es noch vor meinen Blicken zu erſcheinen? Elender! wenn du nicht ſogleich ihn errettеſt, ſo will ich dich, trotz deiner dienſtbaren Geiſter und Zauberkünſte verbrennen laſſen, und deine Aſche in den Wind ſtreuen.“

Aber der Schwarzkünſtler entgegnete:

„Der Prinz wird nicht zu Grunde gehen — du ſelbſt mußt ihn erretten, und trotz der Härte ſeines Gemüthes, wird eine ſo große Wohlthat ſein Herz für dich einnehmen.“

Als er ſo geſprochen, reichte Wladibog der Prinzeſſin eine kleine gläſerne Flaſche, lehrte ihr deren Gebrauch, und ließ ſie alsbald durch ſeine Geiſter in Lidomirs Aufenthalt bringen. Claribella erſchien in der Luft ſchwebend; aber kaum hatte ſie der Prinz erblickt, als er ſein Antlitz wieder abwendete, und viel lieber ein Opfer des Ungeheuers werden, als den verhaßten Anblick der Schönen ertragen wollte; er riß ſeinen Harniſch und ſeine Gewänder herab, damit ihn der Zahn ſeines Feindes deſto eher zerfleiſchen möchte, und ſtürzte ſich ſo von der Mauer herab, ſich ohne Widerſtand dem Ungeheuer überlaſſend, welches ſich ſogleich über ihn hermachte, und ihn zerriß — wie ſein Herzblut in den Sand floß, und die Prin-

zessin bei einem so schrecklichen Schauspiel vor Schmerz vergehen wollte, erschien Koronatus plötzlich; er war in ein langes und faltenreiches Gewand gehüllt, und sein Antlitz zeigte, wie tief betrübt seine Seele sey; nachdem er die Flasche aus Claribellens Händen genommen, sprach er also zu ihr:

„Fliehe, du allzuschönes Weib! denn du hast diesen Helden auf seiner glorreichen Bahn aufgehalten und zu Grunde gerichtet — dieses zu bereuen, sey das Geschäft und die Strafe deiner übrigen Lebenstage.“

Hierauf goß Koronatus die Flüssigkeit, welche in der Flasche enthalten war, auf die schwarze Marmorplatte — diese erhob sich, und Lysander und Astrâa kamen aus der Grube hervor; aber kaum sah das Ungeheuer den ersten, als es ihn mit der größten Wuth

anfiel und zerriß, worauf es ſich ſelbſt zu entzünden ſchien, und in einer grünlichten Flamme zu Aſche brannte; aber aus der Flamme ging eine klare ätheriſche Geſtalt hervor, welche Lidomirs Züge trug, und Hand in Hand mit Aſträen, ſich gegen die Wolken erhob; dann zerfloſſen beide Lichtgeſtalten in zarte Klänge, ſo die Luft erfüllten.

Claribella kehrte mit blutendem Herzen nach Hauſe zurück, und brachte die ganze übrige Zeit ihres Lebens in einer Felſenkluft am Ufer des Meeres zu, indem ſie ſtets nach Weſten ſah, und nicht aufhörte um Lidomirs Tod zu trauern.

Koronarus ging wieder in die Rieſenberge, und wollte nichts mehr von dem Thun und Treiben der Menſchen wiſſen; auch blieb er

in der That mehrere Jahrhunderte in ſeiner unterirdiſchen Werkſtätte, bis der Trieb, die Menſchen aufzuſuchen und ihnen wohlzuthun, wieder in ihm erwachte und er ſich abermals auf der Oberfläche der Erde ſehen ließ.

Zweites Mährchen.

Die Zwillingsbrüder.

1.

Es war um die Stunde der Mitternacht, und wilder Sturm heulte durch den finſtern Wald, als das Weib eines armen Kohlenbrenners im Rieſengebirge den Mann erweckte und ſagte, ſie fühle Schmerzen und werde wohl binnen kurzer Zeit gebähren; da erhob er ſich vom harten Lager, und eilte, die Nachbarin zum Beiſtande zu rufen; aber als dieſe gekommen war, ging er in der Angſt ſeines Herzens wieder vor die Hütte, um Gott anzuflehen, daß er ſeinem armen Weibe in der Stunde der Geburt gnädig ſey. Der Köhler ſank auf ſeine Knie und ſtimmte ein brünſtiges Gebet an, und als er das Auge zu dem hohen Himmelsgewölbe erhob, da ſtellte ſich ſeinen Blicken ein gar wunderbares Schauſpiel dar: Große Feuer-

kugeln flogen an dem weiten Bogen hin und wieder, wie wenn Knaben den leichten Ball einander zuſchleudern, und da er ſehr verwundert in die plötzlich erleuchtete Nacht hinein blickte, trafen zwei dieſer Kugeln hart an einander, und wie ſie zerplatzten, kam es dem Köhler vor, als ſtünden zwei wunderſchöne Jünglinge am Himmel, die hatten jeder ein muthiges Roß zur Seite, einen blinkenden Spieß in der Hand, und über ihren Häuptern ſchimmerten ein paar helle Sterne; auch ergoß ſich ein Strahlenglanz von ihren ſchlanken Leibern, daß der Himmel ſo klar erleuchtet war, als vorher durch die feurigen Kugeln, die man nun nicht mehr ſah, und ſie blickten ſich ſo freundlich an, daß man in ihren ſtrahlenden Augen die Schwüre der herzlichſten Bruderliebe las. — Die Wolken verzogen ſich, die vorher das blaue Himmelszelt bedeckt hatten, und es ſchien dem Köhler, als verwandelten ſich die allmählich hervortretenden Sterne in helle leuchtende Knäblein, die trugen zwei Wiegen, in deren jeder ein holdſeliges Kindlein lachte, und

ſie tanzten um die ſchönen Jünglinge herum und ſetzten die Wiegen zu ihren Füßen nieder. Zwei ſchöne Jungfrauen ſchwebten aus der Ferne daher, von hohen Mannsgeſtalten umgeben, und als ſie näher kamen, da waren es allerhand große und gewaltige Thiere, die eilten drohend auf die Knäbleins in den Wiegen zu; aber da ſenkten die Jünglinge ihre Spieße über die ſchlummernden Kindlein, und die großen Thiere legten ſich fromm und geduldig vor den Wiegen nieder, als wollten ſie ihren kleinen Bewohnern huldigen und ihren Schlaf bewachen — und bald wurde das Licht am Himmel ſchwächer und immer ſchwächer, die Sterne blinkten nur wenig, und als die Nachbarin kam, dem Köhler zu berichten, daß ſein Weib zweier gar wunderſchöner Knäblein geneſen ſey, war alles wieder ganz dunkel und trübe geworden, und der Köhler verwunderte ſich, der Erſcheinung zweier Kindlein gedenkend, die er eben am Himmel geſchaut; er erzählte und beſchrieb der guten Nachbarin alles, was er geſehen, und dieſe ſchlug freudig in die Hände und ſprach:

„O, wie beneidenswerth seyd ihr! denn eure Söhne sind in einem glücklichen Zeichen geboren, und ihr müßt wissen, bei welches Menschen Geburt die Zwillinge erscheinen, der ist zu großem Glanz und Ehren auf die Welt kommen.“ —

Nun fing sie an, ihm viele Beispiele von solchen Menschen aufzuzählen, welche seit vielen hundert Jahren in diesem Himmelszeichen geboren worden, und würde noch immer fortgeplaudert haben, der Wöchnerin vergessend, wenn nicht die beiden Knäblein gar einmüthig zu schreien angefangen hätten, und da verfügte sie sich mit dem freudigen Vater, der, in ein stilles Dankgebet versunken, so viel als Nichts von ihrer langen Rede vernommen hatte, wieder in die Hütte, um der gar schwachen Mutter beizustehen und der beiden Söhnlein zu pflegen.

Die Zwillinge, die in der heiligen Taufe die Namen Siegfried und Hugo erhielten, wa-

ren ſchön und geſund; aber es ſchien, als wolle das Glück, ſo ihnen die Erſcheinung der himmliſchen Zwillingsbrüder verkündet, gar ſchlecht beginnen, denn wenige Stunden nach ihrer Geburt, als ſie noch kaum die ſüße Nahrung der Mutterbruſt verkoſtet hatten, verſchied die Köhlerin vor großer Entkräftung, und ihr Mann, der ſeine getreue Hausfrau mehr als das Licht ſeiner Augen geliebt hatte, grämte ſich über deren Verluſt ſo ſehr, daß er ſie nur drei Tage überlebte. Die Nachbarn, welche ſelbſt arme Leute waren, wußten nicht, was ſie mit den zwei unſchuldigen Knäblein anfangen und auf welche Art ſie ſolche auferziehen ſollten, bis endlich einem gutherzigen Weibe einfiel, man möge ſie zu dem weiſen Manne tragen, der innerhalb des dichten Waldes wohne, und von der ganzen Gegend als Rathgeber und Wohlthäter verehrt wurde. Dieſer Rathſchlag ward angenommen, und als der ganze Zug ſich zur Hütte des Alten verfügte, ihm die Knäblein zu übergeben, die ſo ſchön wie die Engel waren, da trat jener

den Ankömmlingen mit freundlicher Miene entgegen und sprach:

„Mir ist schon bekannt, meine lieben Freunde, warum ihr zu mir kommt, und gar gern will ich die Sorge übernehmen, die verwaisten Knäblein aufzuziehen, daß dereinst wackre Männer aus ihnen werden.“

Deß waren die guten Leute hoch erfreut, und zogen gutes Muthes wieder heim zu ihrem eignen Heerde.

Der Alte in der stillen Waldklause war daher gezogen, ohne daß einer in der Nachbarschaft wußte, woher er gekommen, oder wer er sey; aber es war eigentlich Rübezahl, der an dem frommen und ehrbaren Völklein dieser Gegend ein großes Wohlgefallen gefunden und unbekannt, ihm viele Wohlthaten spendete; er hielt treulich Wort und erzog die Knaben in seiner Einöde, und mittelst der Hülfe seiner dienstbaren Geister so wohl, daß sich der erste Ritter im Lande ihrer nicht hätte zu schämen gebraucht; auch wenn er abwesend war, blieb

ein Erdgeiſt in der Geſtalt ihres Pflegevaters ihnen zur Seite und leitete ſie nach ſeines Herrn Wunſch und Willen; andre unterrichteten ſie im Waffenſpiel und weltlichen Künſten, daß Rübezahl ſeine herzliche Freude daran hatte, wie ſie täglich an Kraft und Geſchicklichkeit zunahmen.

Als die beiden Jünglinge das zwanzigſte Jahr erreicht hatten, da trat ihr ſorgſamer Pfleger zwiſchen ſie, und redete alſo:

„Vernehmt, meine Söhne! daß ich euch verlaſſen muß; das Verhängniß ruft mich in die Tiefen der Erde, für die Sterblichen zu wirken, und ich gehorche ſeinen Winken — auch ſeyd ihr groß genug, um ohne meine Führung in der Welt zu bleiben. Wiſſet, daß ihr zu großem Glücke geboren ſeyd, macht euch daher durch Redlichkeit und männliche Waffenthaten deſſen werth; ja auch, wenn ihr ſchon dem Glück im Schooße ſitzet, werdet nicht unthätig und bewahret euch wohl vor Uebermuth. Als mein letztes Geſchenk nehmt jeder drei

Thiere, einen Löwen, Wolf und Bären, von mir an, die euch überall hin folgen sollen, und in manchen Gelegenheiten gute Dienste leisten werden. — Ziehet jeder eine entgegengesetzte Straße, damit ihr lernet allein und ohne fremder Beihülfe Thaten zu üben; aber ehe ihr euch trennet, steckt jeder euer Messer in diesen Baum, und wenn dann einst einer von euch in diese Gegend zurück kehrt, und er findet den Stahl rostig, so sey ihm dieß ein Zeichen, daß sich sein Bruder in großer Gefahr befinde, und er eilen möge, ihm beizustehen."

2.

Rübezahl nahm den zärtlichsten Abschied von den beiden Jünglingen, und verschwand ihren Blicken plötzlich; aber auch die Zwillingsbrüder blieben nur noch eine Nacht in der einsamen Waldhütte, welche sie vor großer Erwartung der künftigen Dinge schier schlaflos zubrachten; als nun die Mitternacht vorüber war, da entschlummerte Siegfried, und Hugo blieb sinnend auf dem Lager liegen und schaute gen Himmel.

als dieſer plötzlich von einem ungewöhnlichen Glanz erleuchtet wurde, der faſt dem Sonnenſtrahl des Tages glich, doch war er milder, und der Jüngling konnte ſich nicht enthalten, daß er aufſprang und vor die Thüre der Hütte trat, um ſich des helleuchtenden Gewölbes zu erfreuen, da erblickte er am Firmament dieſelben Jünglinge, ſo ſein Vater in der Nacht ihrer Geburt geſchaut hatte, und ſie verloren endlich die menſchliche Geſtalt, aber zwei große feurige Sterne ſtanden neben einander; endlich bewegte ſich der eine gegen den Aufgang, und gegen den Ort, wo die Sonne unterzugehen pflegt, der andre. Hugos Augen fingen ihm von dem großen Glanz zu ſchmerzen an, und wie er ſelbe ſchloß, ſank er, von ſüßem Schlummer überwältigt, auf den Raſen, und im Traum kam es ihm vor, als ſtänden die beiden himmliſchen Jünglinge in ſanftem Lichtglanz vor ihm, und der eine ſprach:

„Wiſſe, daß du in dieſer Nacht dein und deines Bruders ſchützende Geiſter geſehen haſt!

— einſt waren wir zwei Zwillinge aus königlichem Stamme im fernen Morgenlande, und als mein Bruder in der Schlacht gefallen und die Unſterblichkeit erworben hatte, da erhielt er, der mich ſo ſehr liebte, von dem Herrn des Himmels die Erlaubniß, die Freuden des ewigen Lebens mit mir zu theilen, und einen Tag auf Erden mit mir zu leben, wofür ich den andern mit ihm im Paradieſe ſeyn durfte; aber als ich ſtarb, da wurden wir beide zum Lohn unſrer großen Zärtlichkeit an den Himmelsbogen verſetzt, die Beſchützer der treuen Bruderliebe zu ſeyn. — Ziehe du gegen Abend und ſage deinem Bruder, er möge ſeine Schritte gegen Morgen wenden, am Ziele ſeht ihr einander wieder."

Als Hugo am Morgen erwachte, und ſich vor der Hütte im Graſe wieder fand, da gedachte er ſeines Traumbildes und erzählte dem Bruder, den er gleichfalls ſinnend auf dem Lager fand, was er geſehen und gehört hatte. Siegfried, welchem es ohnehin gleichgültig war,

wohin er zöge, war mit dem Ausſpruche des himmliſchen Zwillings gar wohl zufrieden, und nach einem herzlichen brüderlichen Kuſſe ging er mit ſeinen drei begleitenden Thieren in den dichten Wald, und Hugo ſchlug den entgegengeſetzten Weg in die offene Ebene ein; er war mehrere Tage ſo fortgegangen, und oft flohen die Leute in großer Angſt vor ihm, wenn er mit ſeinen furchtbaren Gefährten daherſchritt; aber wenn ſie endlich ſahen, wie dieſe Thiere, ganz gegen ihre wilde Art, gleich frommen und folgſamen Hunden, ſich zu den Füßen ihres Herrn lagerten, da wurden ſie wieder ruhig und gewöhnten ſich an ſo ſeltſamen Anblick.

Endlich gelangte Hugo nach Prag, und war ſehr erſtaunt, die ganze Stadt mit ſchwarzen Tüchern behangen zu ſehen und alle Menſchen in ſo großer Betrübniß, daß ſie vor lauter Wehklagen gar nicht auf ſeine Fragen antworteten; er ging in eine Herberge, und hoffte, weil die Wirthe den Ruf haben, gern zu plaudern, und vor allem immer mit Neuigke-

ten reichlich verſehen zu ſeyn, einigen Aufſchluß über dieſe wunderbare und allgemeine Trauer zu erhalten; aber auch hier war alles in Thränen gebadet, und als er ſeine neugierige Frage wiederholte, antwortete ihm der Wirth mit gebrochener Stimme alſo:

„Ach Herr! wie ſoll denn nicht das ganze Land gar ſehr weinen, da ihm das größte Unglück bevorſteht? — da iſt ein abſcheulicher Rieſe mit drei Köpfen vor einiger Zeit feindſelig ins arme Böhmerland eingebrochen, weil er für die ſchöne Tochter unſers Herzogs in Liebe entbrannt, und dieſer ſie einem ſolchen Unhold nicht zur Frau geben wollte: er liegt hier vor der Stadt, zerfleiſcht Menſchen und Vieh, und hat geſchworen, das ganze Land zu verheeren, wenn ihm die Prinzeſſin nicht ausgeliefert wird. Wenn der Herzog mit ſeinem Leben das arme Kind erretten könnte, gar gerne würde er es dem bösartigen Ungeheuer zum Opfer geben, und Tauſende im Lande thäten daſſelbe, um die ſchöne Prinzeſſin von ſo her-

dem Leide zu befreien, denn sie ist so freundlichen Gemüthes, als schön, und ganz Böhmen ist ihr mit der innigsten Liebe zugethan; aber so große Belohnungen auch der König ausgesetzt hat, und durch einen Herold verkündigen lassen, daß ein Ritter, welcher diesen gewaltigen Riesen erlegt, die Hand der Prinzessin und das Herzogthum zum Lohn seiner Tapferkeit erhalten sollte, so hat es doch noch keiner gewagt, in so ungleichen Kampf einzugehen; auch wäre es wohl fruchtlose Arbeit und Wagniß, denn welcher einzelne Mensch wird diesen großen Mann erlegen, ja selbst ein ganzes Heer würde ihn nicht bezwingen, so gewaltig ist er."

Da kam es dem Hugo vor, als flüstre ihm eine innre Stimme zu, daß es ihm wohl beschieden seyn könne, das erlauchte Fräulein zu erretten; er sah auf seine Begleiter herab, die ihn muthvoll und freudig anschauten, und als er vollends am Abend das Doppelgestirn mit zwiefachem Glanze vom Himmel herabstrahlen sah, da war er fest entschlossen, den Kampf zu

wagen; doch ließ er dem Wirthe nichts merken und befragte ihn bloß um die Stunde, wo die Prinzessin hinausgeführt werden sollte; als er diese erfahren, begab er sich ruhig auf sein Lager.

Kaum war der Morgen angebrochen, so stand Hugo auf, gürtete sein gutes Schwert um, und zog mit seinen treuen Begleitern vor die Stadt. — Zu derselben Zeit fuhr auch die beklagenswerthe Prinzessin in ihrem einsamen Wagen zum Thore hinaus, denn der Vater und die Mutter konnten das schwere Leid nicht mit ansehen, wie sie der Riese in seine plumpen Arme fassen würde, und blieben deshalb zurück. Der tapfre Jüngling sah, wie das Fräulein vor großem Leid ganz entkräftet im Wagen saß; aber er erkannte trotz ihrer Bläße, daß sie mit hohem Liebreiz ausgeschmückt, und es wohl verdiene, daß man um ihren Besitz einen gefährlichen Kampf wage; er erschien am Schlage ihres Wagens, um ihr Muth einzusprechen. Hugo befahl dem Kutscher anzuhal-

ten, der anfangs nicht sehr gewillet schien, seinem Begehren Folge zu leisten; als aber der Bär über seinen Ungehorsam zu brummen anfing, zog er schnell die Zügel an, der Wagen stand und Hugo sprach, sich ehrerbietig beugend:

„Schöne Prinzessin! gib dich nicht so ganz und gar deinem hoffnungslosen Leid hin! Wie leicht kann ja der Himmel, der es unmöglich zugeben kann, daß sein schönstes Meisterstück die Beute eines abscheulichen Unholdes werde, dir eines seiner Werkzeuge senden, um dich vor so großem Unglück zu bewahren. Ja, ich bin selbst entschlossen, mich dem boshaften Riesen entgegen zu stellen, und mit ihm um deinen Besitz zu kämpfen."

Aber diese Rede gab der Prinzessin wenig Trost; sie hatte seine Begleiter noch nicht gesehen, wie sollte sie also glauben, daß ein zarter Jüngling, dem kaum ein leichter Flaum das rosige Kinn bezog, einen Riesen überwältigen werde, mit dem sich keiner der stärksten Ritter zu messen wagte, und sie entgegnete:

„Laß ab von solchem Beginnen, so du nicht dein junges Leben verschleudern willst, ohne daß es mir zum Nutzen gereiche — wie solltest du im Stande seyn, den Riesen zu besiegen, der mehr Stärke in einem Finger hat, als du in deinem ganzen Leibe.“

Da erwiederte Hugo:

„Urtheile nicht allzu gering von meinen Kräften; die Hoffnung auf den Besitz einer so wunderschönen Prinzessin wird mich über die Maßen stark machen, und sodann habe ich noch drei Gesellen mit mir, die wohl dem unerwünschten Herrn Bräutigam auch ein Stück Arbeit aufgeben sollen.“

Mit diesen Worten eröffnete er die Thüre des Wagens, und die Prinzessin sah mit großer Verwunderung seine seltsamen Begleiter, die sie mit trostvollen Blicken anschauten; nun erst fing die Hoffnung wieder an ihr Herz zu erfreuen, und sie stieg aus dem Wagen, um in Begleitung ihres neuen Beschützers den Weg bis zur Felsenhöhle zurückzulegen, wo der Riese

ihrer harren wollte; den Wagen ließ ſie langſam nachfahren.

3.

Das dreiköpfige Ungeheuer war nicht wenig über das ſonderbare Geleit der Prinzeſſin erſtaunt und fragte Hugo in einem gebieteriſchen Tone, was er hier wolle?

Da entgegnete ihm der Jüngling mit trotziger Miene:

„Das ſollſt du bald erfahren, denn du biſt es eigentlich, mit dem ich zu thun habe. — Ich frage dich, ob du geſonnen biſt, auf den Beſitz dieſer ſchönen Fürſtentochter Verzicht zu thun, und ſogleich das Herzogthum zu verlaſſen, oder ob du auf Tod und Leben mit mir kämpfen willſt?“

Der Rieſe wollte kaum ſeinen Ohren trauen und lachte überlaut ob der Verwegenheit des Jünglings, der ihm nicht einmal bis zu dem Gürtel reichte; dann befahl er ihm in den ſchändlichſten Ausdrücken, ſich ſogleich von dan-

nen zu trollen, und ihn mit seiner Braut allein zu lassen.

Aber Hugo zog sein Schwert aus der Scheide und rief:

„Mit nichten! du sollst dem holdseligen Fräulein entsagen, oder sterben!“

Da hob der Riese seine ungeheure eiserne Keule und wollte Hugo mit einem Schlage zerschmettern; aber dieser wußte so hurtig auszubeugen, daß die Keule sehr fest in den Boden fuhr, und selbst der gewaltige Riese sie nur mit großer Anstrengung wieder herausziehen konnte; dieses benutzte der Ritter und hieb ihm den linken Fuß am Knie glatt weg.

Hugos Thiere wollten den Kampf ihres Herrn nicht gleichgültig zusehen, und kaum hatte der Riese, der auf ein Knie gesunken war, seine Keule zum zweitenmale gehoben, als der Löwe auf seinen rechten Arm losſprang, und ihn grausam zerfleischte; Wolf und Bär fielen nun den ungeheuern Leib des Riesen an, und warfen ihn, so lang er war, zur Erde, so daß

Hugo nichts mehr zu thun hatte, als die drei fürchterlichen Köpfe mit ſeinem Schwerte abzuhauen, und der Schönen zu Füßen zu legen. Die Prinzeſſin, welche während dieſes Kampfes vor Angſt und Entſetzen zu vergehen geglaubt hatte, empfing ihren Retter mit den ſüßeſten Worten, und wollte im Uebermaß ihrer Dankbarkeit ihm zu Füßen fallen, welches er jedoch nicht zuließ, ſondern ſie zärtlich an ſein Herz drückte.

Hugo wollte ſchon mit der Prinzeſſin in die Stadt fahren, um dort den verdienten Lohn für ſeine That zu ernten, da gedachte er der weiſen Lehren und Ermahnungen ſeines Pflegers und beſchloß, weiter zu ziehen, und durch ritterliche Thaten ſich eines ſo großen Glückes, als er hier beſitzen ſollte, noch würdiger zu machen; er ſchnitt die Zungen aus den drei Köpfen des Ungeheuers, verwahrte ſie wohl in ein ſeidnes Tuch und ſprach zu der Prinzeſſin folgende Worte:

„O du ſchönſte aller Jungfrauen! ich grüße dich, nach der Zuſage deines erlauchten Vaters,

als meine Braut; empfange daher dieſen Kuß der Liebe, und hier — mit dieſen Worten umarmte er ſie inbrünſtig und brach einen goldnen Reif, den er am Finger trug, mitten von einander — zum Andenken unſres unauflöslichen Bundes, dieſen halben Ring, an deſſen zweiter Hälfte du mich dereinſt wieder erkennen ſollſt, denn mein Stern erlaubt mir noch nicht, hier zu bleiben, und mich in deinen Armen des Lebens zu erfreuen — drum lebe wohl und bleibe mir ſo treu als das Metall, aus dem dieſer Fingerreif gemacht iſt — heute über ein Jahr ſehen wir uns froh wieder.“

Als er ſo geſprochen, ſteckte er das ſeidne Tuch mit des Rieſen Zungen zu ſich, und entfernte ſich ſchnell. Da aber der Kutſcher der Prinzeſſin den jungen Helden ſo forteilen ſah, dachte er in ſeinem Sinn: Iſt dieſes nicht ein ſehr unverſtändiger Jüngling, der ſein Leben aufs Spiel ſetzt, um eine Jungfrau zu erretten, und nach vollbrachter, ſo unglaublicher That, wie thöricht fortrennt, ohne den reich-

lichen Lohn dafür abzuwarten — wie wäre es, wenn ich denselben für mich behielte? keiner von den Pragern hat es gewagt, aus den Thoren zu sehen, kein Mensch hat diesem Kampfe beigewohnt, und ich kann nimmer auf so leichte Weise zu Glück und hohen Ehren kommen — es sey also!

Die Prinzessin befahl hierauf dem Kutscher, sie wieder in die Stadt zu führen, aber dieser nahm eine trotzige Miene an, und sprach.

„Höret an, schöne Prinzessin, was ich euch zu sagen habe — daß der fremde Knabe mit seinen Bestien den Riesen erlegt hat, dies weiß niemand, als ich; er ist fort, und ich läugne es gar nicht, daß ich fest entschlossen bin, dem Herzoge zu sagen, ich sey es selbst gewesen, der den Riesen erschlagen hat. Ich werde euch also nicht eher in die Stadt führen, bis ihr mir einen hohen Eid geschworen habt, daß ihr niemals gegen irgend einem das Gegentheil behaupten, sondern meine Gemahlin werden, und mich immer für euren Erretter ausgeben wollet.“

Voll Abscheu über eine so erniedrigende Zumuthung, weigerte sich die Prinzessin, einen solchen Schwur abzulegen, und wollte entfliehen; aber der Kutscher hielt sie zurück und drohte sie den Augenblick zu erwürgen, wenn sie ihm nicht Folge leistete — in der Angst ihres Herzens legte sie endlich den Eid ab, und wurde von ihm in die Stadt zurück geführt.

Als der Wagen wieder zum Thor herein rollte, da hielt ihn die ganze Stadt für leer, und es entstund ein großer Jammer, der sich aber gar bald in Jubelgeschrei verwandelte, da das Volk die schöne Prinzessin, zwar blaß und niedergeschlagen, aber doch ohnbeschadet darin sitzen, und die drei großen Köpfe des Riesen zu des Kutschers Füßen sah; aber wie die Prinzessin in der herzoglichen Burg ankam, war die Freude noch größer, und man konnte sich nicht genug verwundern, als die Mähr sich verbreitete, der Kutscher sey ihr Erretter geworden; der König herzte und küßte ihn und seine schöne Tochter wechselsweise, und wenn gleich

ein paar Stallknechte gar ſehr die Köpfe ſchüt-
telten, und meinten, es ſey nicht eben ſehr
wahrſcheinlich, daß dieſer, der ſein Lebtage ein
ſo feiger als tückiſcher Kerl geweſen ſey, den
Rieſen getödtet haben ſollte, ſo durften ſie
doch nicht wagen, ſolches laut zu ſagen, denn
ihr ehemaliger Kamerad war ein großer Herr
geworden, und wenn ſie auch ſolches behaup-
tet, ſo hätte er ja doch an den Köpfen des
Rieſen den unwiderlegbarſten Beweis gehabt.

Die Ehre des Herzogs erfoderte, ſein Wort
zu halten, ſo wenig es ihn im Grunde er-
freute, ſeinen Kutſcher in der Folge als Stamm-
halter anſehen zu müſſen, auch die Prinzeſſin
mußte ſich darein ergeben, daß ſie mit ihm
verlobt wurde, und ſie erbat ſich nur von dem
liebevollen Vater — was er ihr auch gerne zu-
geſtand — daß die Vermählung noch ein Jahr
verſchoben bleibe; ſolches mußte ſich der Kut-
ſcher gefallen laſſen, und war einſtweilen damit
zufrieden, daß er nunmehr alle Tage herrlich
und in Freuden lebte, und als eine fürſtliche
Perſon behandelt wurde.

4.

Hugo beſtand im Laufe des Jahres noch mancherlei Abentheuer, verrichtete viele edle und ritterliche Thaten, und begab ſich, als er glaubte ſich der Lehren ſeines Pflegevaters würdig erwieſen zu haben, auf den Rückweg, ſo daß er an demſelben Tage wieder in die Stadt zurück kam, an dem er im vorigen Jahre ausgezogen war; aber, welche Veränderung! wie er zum Thore herein trat, ſchallten ihm Töne der Freude entgegen; alle Menſchen waren feſtlich geſchmückt, und ihre fröhlichen Geſichter verkündigten ein großes Glück; die Straßen waren mit Blumen beſtreut, und lange wohlriechende Gewinde hingen von einem Fenſter zum andern; an allen Ecken erſchallte Muſik, und fröhliche Sänger füllten die Luft mit ihren Liedern und luſtigen Lautentönen — die ſchönſten Weiſen erſchallten, doch vor allen gefiel dem Hugo das Lied eines Jünglings, welcher alſo ſang:

Es war ein Ritter, er reiſt durchs Land,
Er ſucht' ein Weib ſich aus zu Hand.

Er trat wohl vor einer Wittfrau Thür',
Drei ſchöne Töchter traten herfür.

Der Ritter, er ſah, er ſah ſie lang,
Zu wählen ward ihm das Herz ſo bang.

„Wer antwort't mir der Fragen drei?
Zu wiſſen, welche die Meine ſey!

O was iſt länger als der Weg daher?
Oder was iſt tiefer als das tiefe Meer?

Oder was iſt lauter als das laute Horn?
Oder was iſt ſchärfer als der ſcharfe Dorn?

Oder was iſt grüner als grünes Gras?
Oder was iſt ſchlimmer als ein Weibsbild was?"

Die erſte, die zweite, ſie ſinnen nach,
Die dritte, die jüngſte, die ſchönſte ſprach:

„O! Lieb' iſt länger als der Weg daher,
Und Höll iſt tiefer als das tiefe Meer.

Und Donner iſt lauter als das laute Horn,
Und Hunger iſt ſchärfer als der ſcharfe Dorn.

Und Gift iſt grüner als das grüne Gras,
Und der Teufel iſt ärger als ein Weibsbild was."

Kaum hatt' ſie die Fragen beantwort't ſo,
Der Ritter, er eilt und nahm ſie froh.

Die Erſte, die Zweite, ſie ſinnen nach,
Jndeß ihnen jetzt ein Freier gebrach.

Drum, liebe Mädchen! ſeyd auf der Hut,
Frägt euch ein Freier, antwortet gut.

Hugo wurde ſehr neugierig, die Urſache ſo vieler Feſtlichkeiten zu erfahren, und fragte einige, was hier vorgehe? aber ſie nahmen ſich vor großer Luſtigkeit gar nicht die Zeit, ihm zu antworten, ſangen, jubelten, und ließen ihn unbefriedigt ſtehen; da eilte er, wieder zu ſeinen freundlichen Wirth zu kommen, um von ihm den gewünſchten Beſcheid zu erhalten, und wie er in die Herberge trat, fragte er ſogleich:

„Sagt mir, Herr Wirth! was das bedeutet — als ich das letzte Mal da war (mir däucht, es wird heute grad ein Jahr und Tag ſeyn), da wolltet ihr euch alle zu Tode weinen, und heute ſind die Leute ſo verrückt vor Freude, daß ſie einem nicht einmal Rede ſtehen?“

Da entgegnete der Wirth mit lachendem Munde:

„Das will ich wohl glauben; auch hat ſich die Welt, ſeit ihr das letzte Mal hier geweſen, Junker! ganz um und um gekehrt. Damals weinten wir, weil unſre gute, ſchöne Prinzeſſin ſollte einem abſcheulichen Ungeheuer geopfert werden — dieſes Jahr feiern wir das Feſt der Erlöſung und zugleich ihre Vermählung mit dem tapfern Mann, der den Rieſen erſchlug.“

Auf dieſe Rede rief Hugo erſchrocken:

„Ihre Vermählung?“ —

Und es fiel ihm ſchwer aufs Herz, ob nicht etwa die Prinzeſſin mit arger Liſt ſeine That für die eines geliebten Nebenbuhlers ausgegeben habe? er befürchtete dieß um ſo ſtärker; weil er eine aufrichtige Liebe für ſie hegte und fuhr ſchier zagend zu fragen:

„Und wer iſt denn dieſer Held?“

Da erwiederte der Wirth:

„Es iſt ſonſt nur ein ganz ſchlechter und gemeiner Mann, der Kutſcher der Prin-

zessin, der sie damals hinausführte; aber, wie denn nun gemeine Leute doch auch ein Herz in der Brust haben, so jammerte ihn das große Herzeleid der Prinzessin — er wagte es, sich dem Riesen zu widersetzen, und der Himmel, der sich der Unschuld annimmt, verlieh ihm Kräfte, die That zu vollführen. Dem Herzog und der Prinzessin ist er nun freilich nicht ganz recht, denn er weiß sich gar nicht in die adelichen Manieren zu schicken, und ist gewaltig häßlich. Ja, wenn es so ein feines Bürschlein wäre, wie ihr! — aber was ist zu thun! und es ist doch immer besser einen plumpen und häßlichen Mann zu nehmen, als ein Ungeheuer."

Während dieser Rede hatte der Wirth den Tisch gedeckt, und mit Speise und Trank besetzt; aber Hugo, dem nun zu errathen nicht schwer ward, wie die Sache zusammenhing, und seinem geliebten Fräulein im Geiste den bösen Verdacht abbat, vergaß Essen und Trinken, und sann vielmehr nach, wie er sein Recht behaupten wollte.

Als der Wirth solches bemerkte, versetzte er:

„Es scheint, Junker! daß euch heute mein Essen nicht sehr behagen will? — ihr möchtet wohl lieber eine Schüssel von der herzoglichen Tafel haben? freilich mögen da kostbarere Gerichte seyn; aber nehmt immer vorlieb, dort seyd ihr ohnedieß nicht eingeladen.“

Aber Hugo entgegnete lächelnd:

„Es wäre ja doch wohl möglich, sich dort zu Gaste zu bitten.“

Da hielt sich der Wirth den dicken Bauch vor Lachen und rief:

„Weiß nicht, ob das so leicht gehet, als ihr wohl meinet.“

Und Hugo erwiederte:

„Wollt ihr wohl fünf Goldgülden wetten, daß ich eine Speise von der herzoglichen Tafel erhalte? ich habe gute Lust, mir heute etwas von euch zu verdienen.“

Der Wirth ging die Wette ein, und Hugo

schrieb einen Zettel an die Prinzessin, worin er ihr meldete, er sey gekommen, um sie als seine Gemahlin abzuholen; zugleich bat er sie, ihm ein Gericht von ihrer Tafel zuzusenden, und diesen Zettel band er den Wolf um den Hals und sandte ihn in die herzogliche Burg. Als der Wolf an das Thor kam, wollten die Wachen ihn nicht einlassen; aber er zerriß den einen Soldaten, und da hüteten sich die übrigen wohl, ihm ferner in den Weg zu treten; so gelangte er bis in den Speisesaal, wo ihn vor großem Getümmel gar niemand bemerkte; er nahte der Prinzessin ganz zahm, die ihn sogleich erkannte, und aus seiner Anwesenheit auch auf die Nähe ihres Erretters schloß; sie eilte auf das Thier zu, las den Zettel und band ihm die köstlichsten Speisen in einer goldnen Schüssel um den Hals.

Gar sehr verwunderte sich der Wirth, als der Wolf in die Herberge zurückkam, und den Tisch so kostbar bestellte; er machte Anstalt, die fünf Goldgülden zu zahlen, da versetzte Hugo:

„So ihr Luſt habt, euer Geld wieder zu gewinnen, ſo biete ich euch eine zweite Wette an — ich fürchte, euer Wein möchte mir zu den fürſtlichen Speiſen nicht munden, ich will daher meinen Bären zum Kellermeiſter ernennen, und glaubet ihr wohl, wenn ich ihn auf die Burg ſchicke, daß er mir den älteſten Wein aus des Herzogs Keller bringe?“

Der Wirth hielt dieß für noch viel weniger möglich, denn der Wolf konnte wohl die Köche aus der Küche verjagt haben, doch der Bär wußte ja nimmer im Keller Beſcheid; er ging auch dieſe Wette ein, und Hugo ſandte dieſen neuen Geſandten mit einem Zettel an die Prinzeſſin, worin er ſie um den beſten Wein aus ihres Vaters Keller bat. Das erlauchte Fräulein zögerte keinen Augenblick, dem Begehren ihres Geliebten zu willfahren, und der Wirth glaubte zu träumen, als der Bär mit zwei ſilbernen Krügen voll des edelſten Weines zurückkehrte.

Da trank ihm Hugo zu und ſprach:

„Ihr ſeht, daß ich im Wetten Glück habe,

und meint ihr wohl, nach alle dem, was euer Auge gesehn hat, daß auf meine Bitte die Braut den Bräutigam und die hochzeitliche Tafel verläßt, um zu mir in diese Herberge zu kommen?"

Aber der Wirth gerieth in großen Eifer und rief:

„Nein, Herr: und wenn ihr auch den ganzen Keller und Küche des Herzogs herbannen könnt — denn ich merke wohl, daß euer Bundesgenosse der leidige Gott sey bei uns in den Thieren steckt — so wette ich doch Haus und Hof, daß ihr dieß nicht im Stande seyd, denn an unsrer guten und frommen Prinzessin hat der Satan keinen Theil."

Und Hugo entgegnete:

„Es gilt, und eurem Haus und Hof setze ich diese goldne Schüssel, die silbernen Krüge und die gewonnenen Goldgülden entgegen."

Nun schrieb Hugo einen Brief an die Prinzessin, in dem er sie inständig bat, alsogleich zu ihm zu kommen, und zum Beweis, daß es

kein andrer als ihr Bräutigam ſey, der ſie zu ſich entbot, ſiegelte er den halben Fingerreif hinein, und barg das Blatt in die Mähnen des Löwen, der auch glücklich zu der Geliebten ſeines Herrn gelangte. Kaum hatte die Prinzeſſin den Brief geleſen, ſo warf ſie einen Blick auf den Kutſcher, der, ſich in ſüßem Weine berauſchend, auf die Braut, und alles was ſie that, wenig Acht hatte, verließ den Saal und befahl alſobald ihren Wagen anzuſpannen, denn ſie konnte die Zeit gar nicht erwarten, wo ſie den Geliebten Erretter, deſſen Bild ſich ihrem Herzen tief eingeprägt hatte, wieder ſehen ſollte.

Der Löwe war indeß luſtig vorausgeeilt, und freudig griff der Wirth nach der goldnen Schüſſel; aber das Thier gab durch verſchiedne lebhafte Zeichen zu erkennen, daß die Gerufene erſcheinen werde, und Hugo bat ihn, die Sache geduldig abzuwarten — auch verfloß nur eine kurze Weile, da rollte ein herzoglicher Wagen die Straße herab, hielt an der Thüre der Herberge, welcher noch niemals ſo

große Ehre wiederfahren war, und die Prinzessin, welche heraus stieg, eilte schnell in das Zimmer, den Fremdling mit den süßesten Namen bewillkommend. Als die Liebenden sich lange mit einander besprochen und alles erzählt hatten, was während ihrer Trennung vorgegangen war, da stieg Hugo mit der Prinzessin in die Kutsche und sprach zu dem Wirthe, welcher nicht wußte, wie ihm geschah:

„Seyd in Zukunft vorsichtiger in euren Wetten; ihr habt Haus und Hof an mich verspielt — solches ist mein; aber ich behalte mir es vor, euch ein größeres Haus zu bauen, daß ihr euch gern des Fremdlings erinnern möget, der nur von des Herzogs Tafel speisen wollte."

3.

Der Wagen rollte fort, und die drei Thiere trabten munter hinterdrein; so gelangten sie in die Burg; und als sie sich dem Saale näherten, wo alle Hochzeitsgäste versammelt waren, da trennte sich Hugo von der schönen Prinzes-

ſin, befahl ſeinen vierfüßigen Begleitern vor Thüre liegen zu bleiben, und miſchte ſich unter den dichten Schwarm der Hofleute.

Am hintern Ende des Saales waren die Köpfe des Rieſen auf einem eigens dazu errichteten Poſtament aufgeſtellt, als die Siegeszeichen des Bräutigams. Hugo trat hinzu, als bewundre er ihre ungeheure Größe, und fragte einen der Umſtehenden: woher es wohl komme, daß dieſe Köpfe keine Zungen hätten?

Da verwunderte ſich jedermann, daß dieſes, was ein fremder Menſch auf den erſten Blick bemerkt, noch keinem eingefallen war. Der ganze Saal geräth in Bewegung, und alles drängt ſich herzu, und die zungenloſen Köpfe zu ſehen kommt auch der Herzog, und an ihn wandte ſich Hugo mit folgenden Worten:

„Sagt mir, o mein Herr und Fürſt! welchen von zweien haltet ihr wohl für den Beſieger des Rieſen, denjenigen, der dieſe Köpfe ohne Zungen hat in dieſem Saale aufſtellen

laſſen, oder einen, der die Zungen dazu in ſeiner Verwahrung hat?"

Nach dieſer Rede zog er das ſeidne Tuch mit den Zungen hervor, entfaltete jenes, und indem er dieſe dem Herzog überreichte, fuhr er fort:

„Hier nehmt und überzeugt euch ſelbſt, ob ſie zu den Köpfen paſſen."

Der Herzog ließ ſogleich die Sache unterſuchen, und mittlerweile erzählte ihm Hugo den ganzen Verlauf: wie er den Rieſen erlegt, und als er von dannen gezogen, der Kutſcher durch Todesangſt die Prinzeſſin gezwungen, ihn für ihren Retter auszugeben.

Als man den trunknen Kutſcher ſuchte, war er im ganzen Schloſſe nicht zu finden, bis man endlich durch Pfeifentöne und wilden Geſang, die aus einem entlegnen Gemach ſchallten, auf die Spur kam, daß er dort mit ſeinen Saufbrüdern ſchwelge. Die Wache riß die Thüre auf, da brüllte er ihr mit heiſerer Stimme ein Trinklied entgegen:

Wo ſoll ich hin mich kehren?
Ich dummes Brüderlein!
Womit ſoll ich mich nähren?
Mein Gut iſt viel zu klein.
Thu' ich nur etwas ha'n,
So muß es gleich daran;
Was heut ich ſoll verzehren,
Iſt geſtern ſchon verthan.

Bin allzu früh geboren;
Wo heute bin ich komm',
So kommt mein Glück erſt morgen.
Hätt' ich den Schatz im Dom,
Dazu den Zoll am Rhein,
Und wär Venedig mein,
So wär' es all verloren,
Es müßt' verſchlemmet ſeyn.

Des Herzogs Wache machte Miene, ſich mit Gewalt ins Zimmer zu drängen; aber die Zecher erhoben ſich mit großem Geſchrei, und da ihrer viel mehr als der Soldaten waren, ſo verjagten ſie dieſe bald, und fuhren mit Singen fort:

Was hilft's, daß ich mag ſparen;
Vielleicht verlör ich's gar —

Soll mir's ein Dieb ausscharren,
Es reute mich ein Jahr.
Ich weiß, mein Gut vergeht
Mit Schlemmen früh und spät;
Doch der hat einen Sparren,
Dem was zu Herzen geht.

Rück an den Schweinebraten,
Dazu die Hühner jung;
Darauf mag baß gerathen
Ein guter frischer Trunk.
Mein Freund, du süßer Wein!
Du bleibest immer mein.
Mir ist ein' Beut gerathen,
Die mag verschlemmet seyn.

Nun kam eine große Anzahl starker Männer von des Herzogs Leibwache ins Gemach, die trieb die Saufbrüder mit gewaffneter Hand auseinander, und führte den Kutscher, mit schweren Ketten beladen, in ein unterirdisches Gefängniß; er wurde vor ein peinliches Gericht gestellt, wo er es nicht wagte, die böse That zu läugnen, die so klar an der Sonne lag, und zur Strafe seiner Büberei und Ver-

meſſenheit wurde er am folgenden Morgen an den Galgen gehängt.

Wenige Wochen nach Hugos Wiederkehr ward ſeine Vermählung mit der holdſeligen Prinzeſſin gefeiert, und der Herzog ſtellte durch drei Tage ſo herrliche Feſte an, daß niemand in Böhmen ſich ſein Menſchengedenken ſo vergnügter Tage erinnerte.

Es verging wohl ein halbes Jahr nach der Vermählung, ohne daß etwas Erhebliches vorfiel, außer daß Hugo, ſeinem Verſprechen gemäß, dem luſtigen Wirth ein großes und ſchönes Haus bauen ließ, auf deſſen Schild der große Bär mit zwei Weinkrügen gemahlt wurde. Der neue Fürſt war gegen jedermann ſo gut und herablaſſend, daß die Prager ſich nicht genug Glück wünſchen konnten über den gütigen Herzog, den ſie dereinſt an ihm haben würden.

Eines Tages ging Prinz Hugo mit ſeinen drei Thieren auf die Jagd und gerieth in der

Verfolgung eines Hirsches, der ihn schier bis auf den Abend hinter sich her lockte, unvermuthet und ohne selbst Acht darauf zu haben, in einen Wald, von dem die Rede ging, es hause darin ein böses Waldweib, die den Jägern oft großen Schaden zufüge. Hugo war von dem langen Jagen ermüdet, und weil ein kalter Wind blies, so machte er Anstalt zu ruhen und ein wohlthätiges Feuer anzuzünden; aber seine Thiere waren unruhig, liefen ängstlich um ihn herum und schienen ihm anzudeuten, er möge den Rückweg suchen — da blickte er gen Himmel, und wie er das Bild der Zwillinge daran glänzen sah, war er guter Dinge und fuhr in seinem Beginnen fort; aber kaum hatte er sein Feuer angezündet, so bedeckte sich der Himmel mit dunkeln Wolken, sein Sternbild war bedeckt, und aus der Tiefe des Waldes kam ein altes Weib, dem Ansehen nach ganz scheu, als fürchte sie sich den Thieren zu nahen, und erbat sich demüthig die Erlaubniß, ihre erstarrten Glieder am Feuer zu erwärmen. Hugo, der des tückischen Waldweibes nicht gedachte,

und kaum wußte, daß er in ihrem Revier ſey, lud die Alte ein, näher zu kommen, und ſagte ihr: es ſeyen die Thiere nicht ſo grimmig als ſie meine, und würden ihr nichts zu Leide thun. Die Thiere fingen an zu winſeln, wie die Alte näher kam, welche plötzlich eine Gerte unter ihrem faltigen Gewande hervorzog, und erſt den Prinzen, dann ſeine vierfüßigen Gefährten damit ſchlug, daß alle davon erſtarrten und in Stein verwandelt in der nämlichen Stellung blieben.

6.

Als Hugo ſich gegen Böhmen wandte, war Siegfried nach Pohlen und Rußland gezogen und hatte viele Abentheuer beſtanden und ritterliche Thaten geübt, welche uns leider die Chronik nicht mittheilt; aber nach anderthalb Jahren kehrte er zu ſeiner erſten Heimath zurück, und wie er zu dem wohlbekannten Baume kam, ſeines Bruders Meſſer herauszuziehen, da fand er ſolches ſehr roſtig und errieth, daß

Hugo in großer Gefahr seyn müsse; daher machte er sich schnell auf denselben Weg, den jener damals eingeschlagen hatte, denn er hoffte, ihn auf selbem wohl aufzufinden, und als er sich der Stadt Prag näherte, wo die Prinzessin ihren geliebten Gemahl schon mehrere Tage lang vermißte, und seinetwegen in großer Angst war, so eilte alles, was ihn nur vor dem Thore von weitem sah, ihr zu berichten, daß er sammt seinen drei Thieren wohlbehalten zurückkehre.

Die Fürstin ging dem vermeinten Gemahl selbst bis an das Thor entgegen und empfing ihn mit den süßesten Liebkosungen. Siegfried begriff wohl, daß er für seinen Bruder gehalten werde, der durch irgend einen Unfall anderswo zurückgehalten sey, und er ließ sich weder gegen seine Schwäherin, noch den König und die Hofleute etwas merken, that, als ob er Hugo wäre, und suchte nur zu erforschen, welche Wege sein Bruder gewöhnlich

einzuſchlagen pflegte; doch konnte er nichts erfahren, und als der Abend heran kam und er mit der ſchönen Fürſtin zu Bette gehen mußte, zog er ſein Schwert aus der Scheide, und legte es zwiſchen ſich und ſie, vorgebend, er habe ein Gelübde gethan, nicht früher ſie wieder mit Liebe zu umfangen, bis er eine begonnene gute That vollendet habe. Die tugendhafte Prinzeſſin begnügte ſich mit ſolcher Rede, obſchon die geringe Sorgfalt, welche ihr Gemahl ihr bezeigte, ſie beſorglich machte, es möchte ſeine Liebe erkaltet ſeyn.

Siegfried war aber kaum eingeſchlafen, da kam es ihm vor, als ſtänden die beiden himmliſchen Jünglinge, die ihm und ſeinen Bruder ins Leben geleuchtet, vor ſeinem Lager, riefen ihm zu, ſich aufzumachen, um ſeinen Bruder aus großer Gefahr zu erlöſen, und als er aufſtand und ihnen folgte, deren Lichtglanz ihm den Weg ganz deutlich zeigte, da geleiteten ſie ihn aus dem Thore bis an einen Wald; wie

ſie aber an die erſten Bäume gelangt waren, da verloſch ihr Glanz, der Himmel bedeckte ſich mit dunkelm Wolkenſchleier, und Siegfried erſchrak über die Nacht, die ihn plötzlich umgab, daß er erwachte, als eben die Dämmerung des Morgens eintrat und das Sternbild der Zwillinge unterging — er konnte nicht abwarten bis die Fürſtin erwachte, und machte ſich alsbald auf den Weg; aber jene war vor Sorge und Kümmerniß erſt ſpät eingeſchlafen, und da ſie erwachte und ihr gemeldet wurde, ihr Gemahl ſey ſchon auf die Jagd gegangen, da gerieth ſie in eine große Herzensangſt, da der Prinz noch nie ein Gleiches gethan hatte, und weinte ſich die Augen ganz roth, ſo feſt glaubte ſie ſein Herz verloren zu haben.

Obſchon Siegfried niemals in Prag geweſen, ſo fand er doch leichtlich den Weg, den er im Traume gewandelt war, und kam von einer andern Seite in denſelben Wald, wo ſein Bruder verſteinert ſaß; auf allen Seiten fand er

Menſchengeſtalten ohne Leben, und endlich auch Hugo mit ſeinen Thieren, und er lagerte ſich weit von jenen, ſich ſtellend, als ob er ſchliefe, um ſein Heil zu verſuchen, ob es ihm vielleicht gelingen könne, den Zauber dieſes Waldes zu löſen; aber er wartete den ganzen Tag umſonſt, und erſt als die Sterne ſchon am Himmel ſtanden, und die Zwillinge über ſeinem Haupte glänzten, ſah er im Gebüſch ſich etwas bewegen, und die boshafte Alte trippelte herzu, in der er, gleich wie von einer innern Stimme belehrt, ſogleich die Urheberin des geſammten Spuks argwohnte; er blieb im Graſe liegen, und als ſie ſich etwas genähert hatte, that er, als ſey er eben erwacht, und fragte ſie barſch: was ihr Begehr ſey? Die Alte bat ihn argliſtig um eine Gabe — er griff in ſeinen Seckel, als wolle er ihr etwas ſchenken, doch ließ er ſie nicht aus den Augen, und wie ſie die verderbliche Ruthe unter dem Mantel hervornahm, fuhr er ſchnell auf ſie zu, entriß die Gerte der entfleiſchten Hand und ſchlug

aus allen Kräften auf sie zu, so daß sie augenblicklich zu Stein wurde. Da schien es, als ob der ganze Wald belebt würde, denn diese Bestrafung der Hexe gab allen, die durch sie bezaubert worden, Leben und Bewegung wieder, und von allen Seiten des Waldes strömten sie herzu, ihrem Erretter zu danken, der sich lange Zeit nicht von dem Halse seines erlösten Bruders losreissen konnte, und ob des Wiedersehens hoch erfreut war; ja selbst der Himmel schien über diese Begebenheit vergnügt zu seyn, denn sein strahlendes Zelt war mit Lichtglanz erfüllt, alle Sterne schimmerten wie Sonnen, und als die irdischen Zwillingsbrüder das Auge zum Himmelsgewölbe erhoben, da erblickten sie ihre leuchtenden Beschützer, die schienen ihnen eine Krone darzubieten, die immer größer wurde, je länger sie selbe anschauten, bis sie endlich gleich einem Gürtel um die Erde erschien, und end-

lich wieder erbleichte und verſchwand — zu den beiden Seiten ihrer Sterne ſahen ſie einige große und mächtige Thiere, und wie ſie ſich nach ihren vierfüßigen Begleitern umſahen, waren ſie von der Erde verſchwunden, woraus ſie ſchloſſen, daß keine Prüfung mehr ihr Glück unterbrechen und ſie des Beiſtandes jener bedürftig machen ſolle.

Hugo und Siegfried zogen alsbald der Stadt zu, denen alle die neugebornen Söhne des Waldes nachfolgten, und in Prag fanden ſie alles in Bewegung, denn vor großer Verwunderung über den ungewöhnlichen Himmelsglanz, der ſelbſt des Tages Helle übertraf, war niemand ſchlafen gegangen, und großer Jubel begrüßte die lange Proceſſion, wie ſie in der Burg ankangte. Die Prinzeſſin erkannte mit Freuden, wie ſie ihrem Gemahl Unrecht gethan, und nie ſtörte wie-

der eine ſolche Einbildung den Frieden ihrer Ehe. Bald vermählte ſich auch Siegfried mit einer edlen Gemahlin, und der Herzog trat den beiden Wunderſöhnen das Regiment feierlich ab, welches ſie lange zur Freude aller Unterthanen gemeinſchaftlich führten.

Drittes Mährchen.

Die ſchöne Müllerin.

1.

Am Fuß der Rieſenberge ſtrömte ein luſtiger Gießbach über den glatten Kieſelgrund, und trieb die Räder einer Mühle ſo ſegenbar, daß Meiſter Thomas bald für den reichſten Mann im ganzen Gaue galt; alles, was er anfing, gelang ihm; ſeine Aecker trugen am reichſten, ſein Vieh gedieh am beſten, — kurz, gar nichts fehlte ſeinem Glücke, ſo daß manche böſe Nachbarn vor Neide ſchier platzen wollten. Des Müllers Ehe war zwar mit keinem Sohne geſegnet, dagegen aber wuchs Ludomille, Meiſter Thomas einzige Tochter, zu einer ſo holdſeligen Jungfrau heran, als es zehn Meilen in der Runde keine gab, und mancher Vater hätte gern vier ſeiner dickköpfigen Jungen darum hingegeben, ſolch eine Dirne ſein Kind zu nennen; auch verbreitete ſich der Ruf ihres

großen Liebreizes gar bald, und keinen Tag war die Mühle von Freiern leer, unter denen ſich gar anſehnliche Herrn befanden. Einer großen Zahl von reichen Müllern und andern Bürgersleuten aus der Nachbarſchaft nicht zu gedenken, wünſchte nicht allein der ernſthafte Gerichtshalter (der ſeinen Juſtinianus auswendig wußte, und bei den großen Herrn des Landes in gutem Anſehn ſtand) ſehnlichſt die ſchöne Ludomille als eheliches Gespons heimzuführen, ſondern auch der Ritter Veit, der ohnweit von der Mühle eine einzige Burg zum Lehen beſaß, hätte ſich gar nichts daraus gemacht, durch die Vermählung mit der ſchönen und reichen Müllerin ſeinen Stammbaum zu beflecken; doch machte dieß alles der guten Dirne mehr Kummer als Freude, denn ſie war keinem der Freier hold, und hätte lieber gewünſcht, allen zu mißfallen, ſtatt daß ſie nun keinen Augenblick Ruhe vor ihren Liebesanträgen hatte, und ſich ſchier nicht mehr zu retten wußte. Einſt ſaß Ludomille bis ſpät Abends auf ihrem Kämmerlein, und zerbrach ſich den Kopf, was ſie

wohl beginnen ſolle, um ſich Ruhe zu verſchaffen, und als ſie lange geſeſſen und das Haupt in die hübſche Hand geſtützt hatte, war ſie am Ende ſo klug wie zuvor, und that ihre Lampe aus, um zu Bette zu gehen — da erklangen unter ihrem Fenſter die Töne einer Zither und eine männliche Stimme ſang dazu:

Ueber die Berge,
Ueber die Wellen,
Unter den Gräbern,
Unter den Quellen,
Ueber Fluthen und Seen,
Ueber Felſen, über Höhen
Find't Liebe den Weg.

In Ritzen, in Falten,
Wo der Feu'rwurm nicht liegt,
In Höhlen, in Spalten,
Wo die Spinne nicht kriecht,
Wo Mücken nicht fliegen
Und ſchlüpfen hinweg,
Kommt Liebe, ſie wird ſiegen
Und finden den Weg.

Wenn Phönix und Adler
Sich unter euch beugt,
Wenn Drache, wenn Tiger
Gefällig ſich neigt,
Die Löwin läßt kriegen
Den Raub ſich hinweg,
Kommt Liebe, ſie wird ſiegen
Und finden den Weg.

Den Gordiſchen Knoten,
Den Liebe ſich band,
Kann brechen, kann löſen
Ihn ſterbliche Hand?
Was müht ihr, was ſinnet
Ihr liſtigen Zweck,
Durch was ihr beginnet,
Find't Liebe den Weg.

Und wär ſie vertriegelt,
Und wär ſie verbannt,
Ihr Name verſiegelt
Und nimmer genannt;
Mitleidige Winde!
Ihr ſchlupftet zu ihr,
Und brächtet mir Zeitung,
Und brächtet ſie mir.

Wärst fern über Bergen,
Wärst weit über'm Meer,
Ich wandelt' durch Berge,
Ich ſchwämme durchs Meer.
Wärſt, Liebchen! ein' Schwalbe
Und hüpftest am Bach,
Ich, Liebchen! wär Schwalbe,
Und ſchlüpfte dir nach.

Da ward die ſchöne Müllerin endlich ganz unwillig, daß ihre läſtigen Freier ihr nicht einmal zum Schlafen Ruhe ließen, und bat am andern Morgen ihren Vater, die Brautwerber alle fortzuſchicken; aber Meiſter Thomas, der ein ſehr gaſtfreier Mann war, und ein Wohlgefallen daran hatte, wenn ſich viele Freier um ſeine Tochter verſammelten, und ihm zugleich Kurzweil machten, ſchlug ihr ſolches rund ab, und meinte, ſie könne wohl zufrieden ſeyn, wenn er ihr verſpreche, daß er ſie nimmer nöthigen wolle, einen derſelben zum Manne zu nehmen, ſo er ihr nicht gefalle.

Ludomille ergab ſich endlich darein, ihr Kreuz geduldig zu tragen, und abzuwarten, bis

endlich der Rechte kommen würde, als ſich ihr ein neuer Liebhaber aufdrang, und noch mehr als alle die andern zu ſchaffen machte. Da ſie nämlich eines Tages in die Berge Kräuter ſuchen ging, erblickte ſie der Berggeiſt Setebos, der eben durch die Lüfte von einer Reiſe nach der Bernſteinküſte heimkehrte, und er entbrannte alsbald in die heftigſte Liebe zu ihr. Freundlich näherte ſich der Kobold der ſchönen Dirne, reichte ihr die heilſamſten Kräuter, und trug ihr endlich an, wenn ſie ſeine Frau werden wollte, ihr alle ſeine geheimen Künſte zu lehren, und ſeine ganze Macht mit ihr zu theilen; aber Ludomille, die gar keinen Beruf fühlte, ſich mit Geiſtern einzulaſſen, und viel lieber abwarten wollte, bis ſich ein ſchmucker Menſchenſohn für ſie zum Manne finden würde, bedankte ſich der Ehre und bat den Berggeiſt, ſich ihretwegen nicht ferner zu bemühen, da ſie ſolcher großen Ehre ſich gar nicht würdig fühle, worauf ſie ihre Schritte beſchleunigte und eilenden Fußes in die Mühle zurückkehrte.

2.

Meiſter Thomas hatte mittlerweile Geſellſchaft bekommen; einen ſeiner Nachbarn, der ſeit Kurzem ein ſchönes Gut gekauft hatte, Herr Balthaſar, und wie alle andern Nachbarn nun gern auch in der Mühle eine ſchöne Frau zu erwerben gedachte, kam, ihn heimzuſuchen, und weil der alte Müller den Geſang über die Maßen liebte, hatte jener einen Zitherſpieler und viele neue Lieder mitgebracht, die er wohl zu ſingen verſtand. Der Müllermeiſter ließ Wein bringen, und auf ſein Bitten hieß Balthaſar den Zitherſpieler anfangen und ſang:

Ich war noch ſo jung und war doch ſchon arm,
Kein Geld hatt ich gar nicht, das Gott ſich erbarm!
So nahm ich meinen Stab
Und meinen Bettelſack
Und pfiffs Vaterunſer
Den lieben langen Tag.

Und als ich kam vor Heidelberg hinan,
Da packten mich die Bettelvogt' gleich an;
Der eine packt mich hinten,
Der andre packt mich vorn.

„Ei, ihr verfluchten Bettelvögt!
So laßt mich ungeſchor'n."

Und als ich kam vors Bettelvogt ſein Haus,
Da ſchaut der alte Spitzbub zum Fenſter 'raus,
Ich dreh mich gleich herum,
Und guck nach ſeiner Frau;
„Ei, du verfluchter Bettelvogt!
Wie ſchön iſt deine Frau."

Der Bettelvogt, der faßt einen grimmen Zorn,
Läßt mich ja ſitzen im tiefen, tiefen Thurm.
Im tiefen, tiefen Thurm,
Bei Waſſer und bei Brot;
„Ei, du verfluchter Bettelvogt!
Gerath' in große Noth.

Und wenn der Bettelvogt geſtorben erſt iſt,
Man ſollt' ihn begraben nicht wie 'nen andern Chriſt.
Lebendig ihn begraben,
Bei Waſſer und bei Brot,
„Wie mich der alte Bettelvogt
Begraben ohne Noth."

Und als Balthaſar ſo geſungen hatte, kam Ludomille heim, und wollte dem Vater klagen, welch ein neuer gefährlicher Freiersmann ihr in

den Weg gekommen ſey; wie ſie aber den Sänger hörte, und in ihm ſogar jenen erkannte, welcher erſt vor Kurzem ihre nächtliche Ruhe geſtört, hütete ſie ſich wohl in die Stube zu gehen, ſondern nahm ihren Spinnrocken und ſetzte ſich in eine anſtoßende Kammer, wo ſie jedes Wort hören konnte. Balthaſar ſang weiter:

Ihr Brüder, ſeyd luſtig! der Bettelvogt iſt tod;
Er hängt ſchon am Galgen, ganz ſchwer und voller Noth.
In der verwichnen Woch'
Am Donnerstag halb Neun,
Da haben ſie 'n gehangen
In Galgen feſt hinein.

Er hatt' die ſchone Frau beinahe umgebracht,
Weil ſie mich armen Kerl ſo freundlich angelacht.
In der vergangnen Woch'
Da ſah er noch heraus,
Und heut bin ich bei ihr,
Bei ihr in ſeinem Haus.

Der Müllermeiſter lachte herzlich über das drollige Lied, und nachdem ſie noch lange ge-

trunken und Balthasar mehrere Lieder gesungen, um den Alten recht lustig zu machen, sandte er den Zitherspieler fort, und sie fingen an, sich gar vertraulich zu besprechen; da sagte Meister Thomas unter andern Reden:

„Hört einmal, mein werther Nachbar! mit einem alten Freunde könnt ihr wohl ohne Hehl sprechen, drum saget mir doch, auf welche Weise ihr in so kurzer Zeit einen so großen Reichthum erworben habet — denn ich weiß gar wohl, daß ihr als ein armer Schlucker hieher gekommen, und von einer reichen Erbschaft, die ihr gethan, habe ich kein Wörtlein gehört.“

Aber Balthasar entgegnete:

„Gar gern will ich euch, mein lieber Meister Thomas! die wunderbare Weise erzählen, wie ich zu meinem Vermögen gekommen bin, denn ich verlasse mich auf eure Verschwiegenheit, daß ihr solches keinem andern sagen werdet. Wisset also, als vor drei Jahren der böse Räuber an den Galgen gehängt wurde, da führete mich am späten Abend mein Weg noch

vor dem Hochgericht vorüber. Es war heller Mondenſchein, und wie ich, ein Kreuz ſchlagend, an dem Gehängten vorüber ging, ſah ich, wie vor ſeinem Leibe drei rothe Blutstropfen auf den Boden fielen, und alsbald drei blaue Flammen aus der Erde hervorſchlugen — ich förderte meine Schritte, und als ich heimkam, erzählte ich meinem alten Knecht, Kurt, der ein wahrer Tauſendkünſtler iſt, was ich geſehen; aber der ſchalt mich thöricht, daß ich vor meinem eignen Glücke geflohen ſey; er belehrte mich, wie aus den Blutstropfen des Gehängten der Alraun, aus deſſen Wurzeln aber das Galgenmännlein wachſe, deſſen Beſitzer gar reich und glücklich werde." —

Bei dieſen Worten fing Ludomillen hinter der Thüre zu grauen an, doch hörte ſie aufmerkſam zu, und Balthaſar fuhr fort:

„Beim nächſten Neumond ermunterte mich Kurt, mit ihm zum Hochgericht zu gehen, und mein Glück aus der Erde zu holen; er hatte einen ſchwarzen Hund mitgenommen, den band

er mit dem Schweif an eine Pflanze, die auf derſelben Stelle, wo ich die Blutstropfen hatte fallen ſehen, mittlerweile gewachſen war, und als er den Hund nun forttrieb, und dieſer die Wurzel aus der Erde riß, da hörten wir einen kläglichen Schrei, welchen das Galgenmännlein ausſtieß, und der Hund blieb tod und ohne Bewegung auf dem Platze liegen. Kurt trug die Rübe ſorgſam nach Hauſe, und wie wir ſolche in rothen Wein wuſchen, und ſorgfältig, gleich einem Kinde, in feines Linnen einwickelten, ſahen wir ein kleines, dürres Männlein mit verſchrumpeltem Antlitz und grauem Barte. Alle Freitage, und wenn der Vollmond eintritt, muß ich das Männlein in friſches Linnen einwickeln; dafür aber darf ich alle Abende nur einen Ducaten zu ihm legen und finde am andern Morgen zwei in ſeinem Bettlein.“

Mit dieſen Worten zog Balthaſar ein kleines Käſtlein, etwa einer Spanne lang, aus der Taſche, um ſeinem Freunde das Galgenmännlein zu zeigen. Das Käſtlein hatte die

Geſtalt eines Sarges, von ſchwarzer Farbe, und auf der oberſten Seite war ein Galgen gemahlt, an dem hing ein Menſch, unter dem die Pflanze in hellem Grün hervorwuchs; inwendig war der Sarg von rother Farbe und in den Deckel ein weißes Kreuz gemahlt; das verdorrte Männlein aber von ſchier widerlicher Bildung lag auf bunter Decke und Polſtern auf der linken Seite. Nachdem Meiſter Thomas das Käſtlein mit Verwunderung betrachtet hatte, fuhr Balthaſar fort:

„Da mir nun die Kunde geworden, daß ein ſolches Männlein in einer Familie erblich werde, ſo bin ich entſchloſſen zu heirathen, und bitte euch, daß ihr mir eure ſchöne Tochter zur Frau geben möget —“

Länger konnte es Ludomille vor großer Bangigkeit nicht aushalten, riß die Thüre auf und ſchrie:

„Nimmermehr kann ich eure Hausfrau werden, denn ich würde euch nicht anblicken können, ohne den Galgen und die fürchterlichen

Blutstropfen vor Augen zu haben, die euch den gräulichen Reichthum verschafft haben — drum vergebet mir auch, so ihr noch ferner unser Haus mit euren Besuchen beehren wollet, daß ich mich jedesmal bei eurer Ankunft, die mich mit Angst und Schrecken erfüllet, augenblicklich entferne."

Mit diesen Worten verließ Ludomille eilends die Stube, und beschämt blieb der verschmähte Freier bei dem verlegnen Müllermeister sitzen, der im Herzen seiner Tochter nicht Unrecht geben konnte.

3.

Setebos hatte sich durch den Korb, den ihm Ludomille geflochten, noch nicht abschrecken lassen, und verhoffte durch Beharrlichkeit den spröden Sinn der Müllerin schon noch zu besiegen. Von diesem Tage an folgte der verliebte Kobold Ludomillen auf allen ihren Wegen, und wenn sie manchmal einen Augenblick ihrer lästigen Freier losgeworden, und sich in der Einsamkeit zu erholen meinte, da erschien ihr in mannich-

faltigen Geſtalten der Berggeiſt, und fing aufs Neue an, ſie mit ſeinen Liebesanträgen zu plagen, bis ſie eines Tages ſich in ihrer großen Noth nicht mehr zu helfen wußte, und tief in die Berge hinein lief, bis nahe zu dem Luſtgarten des Rübezahl, entſchloſſen, den Berggeiſt zu ihrer Hülfe zu rufen; da ſie aber einſt vernommen, daß er die Geſänge unſchuldiger Dirnen gar gerne höre, ſo ſetzte ſie ſich auf einen Stein am Wege und ſang mit anmuthiger Weiſe:

Was zwingt mich auf der Welt,
Mich alſo hinzugeben?
Iſt's wohl der Rede werth
Gefangen müſſen leben?
Ein Vogel wünſchet ſtets
In freier Luft zu ſeyn,
Und ſperret man ihn gleich
In Gold und Silber ein.

Jetzt thu' ich, was ich will,
Jetzt will ich, was ich liebe,
Und weiß, daß nichts entgeht,
Was ich zur Zeit verſchiebe.

Ich ſchlummre ſüß bei Nacht,
Bis an den hellen Tag,
Und prange, daß ich ſelbſt
Mein Herr und Knecht ſeyn mag.

Die Liebe, deren Lob
Er oftmals ausgebreitet,
Iſt nur ein fremder Stamm
An Waldesſtatt bereitet.
So füge mir hinfort
Sinn, Will' und Auge bei,
Recht zu erſehn den Baum,
Der mir erkohren ſey.

Aber Rübezahl erſchien noch immer nicht, und ſie ſah ſich gezwungen, mit lauter Stimme den Mächtigen zu rufen; doch fügte ſie beſorgt hinzu:

„Vergib, du guter Herr! wenn ich dich beim unrechten Namen nenne, und halte ſolches mir armen Magd zu Gute, die deines Schutzes ſo ſehr bedarf.“

Kaum hatte Ludomille dieſe Worte ausgeſprochen, ſo raſſelte es im Holze, und ein alter Mann mit ernſter aber zutraulicher Miene

ſtand vor der zitternden Müllerin, mit tröſtlicher Stimme zu ihr ſprechend:

„Du haſt mich gerufen, Ludomille! was iſt dein Begehren?“

Da faßte ſich Ludomille ein Herz und entgegnete:

„Ach Herr! ich komme mit einer wunderſeltſamen Bitte, wie ſie noch gar ſelten eine Dirne wird an dich gethan haben, denn die meiſten ſind gar eitel und hochmüthig, und haben eine Freude dran, wenn recht viele Buhlen um ſie herumgaukeln; mir aber ſteht der Sinn nicht nach ſolcher Ehre, und viel lieber möchte ich, daß keiner mich anſähe, denn jener, ſo mir vom Geſchicke zum ehelichen Geſpons beſchieden iſt — gleichwohl habe ich der Brautwerber ſo viele, daß ich mich vor ihren Nachſtellungen gar nicht mehr zu retten weiß, und ich bitte dich, o Herr! alle meine Freier von ihrer Verblendung zu heilen, und mich von ihnen zu erlöſen, vor allen aber von dem Berggeiſt Setebos, der mich nimmer in Ruhe

läßt, wie ich nur aus meines Vaters Mühle gehe.“

Dem Rübezahl gefiel der Jungfrau zutrauliche Bitte und ihr demüthiger Sinn gar wohl, deshalb versprach er ihr Erfüllung ihres Begehrens, und wie er sich nicht begnügen wolle, ihr die lästigen Freier zu verscheuchen, sondern auch dafür zu sorgen, daß bald ein willkommner Werber in der Mühle einspräche. Bei diesen Worten erröthete Ludomille gar züchtiglich, und bedankte sich bei dem freundlichen Geist; darauf aber sprang sie so munter wie ein Reh über die zackigten Berge herab, gegen die Mühle zu — da hielt sie Setebos an; aber sie entwand sich ihm schnell, und als der Kobold ihr folgen wollte, erschien ihm Rübezahl mit drohender Geberde. Den Zorn seines Herrn fürchtend, warf sich der Berggeist demüthig vor ihm nieder, und hörte die furchtbare Drohung des Gebieters, wenn er es noch einmal wagte, die Jungfrau mit seiner Liebe zu verfolgen, oder gar sich durch irgend einen boshaften Spuk an ihr zu rächen, so werde er

ihn auf tauſend Jahre in den tiefſten Klüften der Rieſenberge anſchmieden. Alsbald verſchwand der Herr vom Berge, und Setebos kehrte zähneknirſchend in ſeine Felſenhöhle zurück, die er zu bewohnen pflegte, denn ſo ſehr er auch in die ſchöne Ludomille verliebt war, ſo ſah er doch wohl ein, daß an ihren Beſitz nicht mehr zu denken ſey, da ſie ſich unter den Schutz des Rübezahl begeben, der in Sachen des Gehorſams gar keinen Spaß verſtand.

4.

Schon am folgenden Tage ſah Ludomille, daß es dem gütigen Herrn vom Berge ein wahrer Ernſt ſey, ihr von den verliebten Plagegeiſtern zu helfen, denn es erſchien auch nicht ein einziger, und als der Müller, darüber befremdet, am folgenden Morgen über ihr Aufſendbleiben Kunde einzog, da hörte er gar ſeltſame Dinge, und wie die meiſten ſeiner Hausfreunde im Bette lägen. Es hatte nämlich der Gerichtshalter, als er Abends ſich in die Mühle begeben wollte, an einer ihm wohlbekannten

Stelle des Gebüſches, wo ſonſt niemals ein Waſſer geweſen, eine helle bläuliche Flamme erblickt; da er nun gemeint, es läge dort vielleicht ein Schatz vergraben, ſey er darauf zugeeilt; es ergriff ihn aber, wie er nahe dabei war, eine eiskalte Hand beim Schopf, beutelte ihn gar grauſamlich und tauchte ihn dreimal in ein kaltes und tiefes Waſſer ein, ſo daß er ſich mit Mühe nach Hauſe geſchleppt, und nun am Fieber krank lag. Einem benachbarten jungen Müllersſohn, der Ludomillen gleichfalls heimzuführen gedachte, war es vorgekommen, als ob ihm auf der Hälfte des Weges die ſchöne Müllerin entgegen käme, und als er, ſehr erfreut über ſolche plötzliche Sinnesänderung der ſpröden Dirne, ſie recht zärtlich umarmen wollte, da drückte ihn eine furchtbare Rieſengeſtalt mit ſolcher Gewalt an ihre Bruſt, daß er den Athem verlor, und nach ihrem Verſchwinden noch eine ganze Stunde auf derſelben Stelle lag; am ſchlimmſten aber war es dem Ritter Veit ergangen, der am nächſten Morgen ſeinen Knappen zum Müllermeiſter ſandte, ihn zu bit-

ten, daß er ihn beſuche, weil er wohl viele Wochen lang nicht werde aus ſeiner Burg kommen. Als Ludomille den Knappen befragte, was dem Ritter widerfahren ſey, da entgegnete er:

„Als wir geſtern ganz wohlgemuth hieher ritten, da erhob ſich plötzlich ein Wirbelwind, der bald meinen Herrn und mich aus dem Sattel hob und gar unſanft auf den Boden ſetzte; doch ließen wir uns dadurch nicht irre machen, ſondern ſtiegen wieder auf; aber in wenigen Augenblicken lagen wir abermals auf der Erde, und unſre Pferde riſſen aus wie toll, immer gegen die Burg zu. Ich ſah wohl ein, daß wir kein Glück mit dieſem Ausgang hatten, und bat den Ritter — o daß er meinen Worten gefolgt wäre! — den Pferden nach, wieder heim zu ziehen; aber der Ritter war ſo begierig, euch heimzuſuchen, daß er ſich durch keine Reden abhalten ließ, und immer den Weg fortſetzte. Ich ritt ſtille und nichts Gutes ahnend hinter ihm drein, als ich auf einmal ſehen mußte, wie mein Herr von einer unſichtbaren

Gewalt ergriffen und immer im Kreise in der Luft herumgetragen wurde, bis er endlich meinen Blicken ganz verloren ging; aber bald hörte ich ihn in einiger Entfernung gar jämmerlich schreien, und, der Stimme nachgehend, fand ich ihn in einem Sumpfe liegen. Ich bat ihn abermals umzukehren; allein er meinte, wir seyen nun ohnedieß schon der Mühle näher als seiner Burg, und befahl mir, ihn dahin zu führen — ich gehorchte seinem Befehle; aber kaum waren wir wieder ein paar hundert Schritte vorwärts gekommen, als mir mein armer Herr vom Arme gerissen und abermals in die Luft geführt wurde; wenig fehlte, so hätten mich die bösen Geister mitgenommen, weil ich ihn so fest hielt. Der Ritter verschwand wieder, und ich hörte und sah lange nichts von ihm, bis ich aufs Gradewohl in den Wald ging, da sah ich ihn in der Luft den höllischen Tanz mit den unsichtbaren Unholden noch immer fortsetzen. Ich lief lange hinterdrein, konnte aber meinen Herrn nicht erreichen — endlich hörte ich ihn noch kläglicher

als das erſtemal um Hülfe ſchreien, und fand ihn, an allen Gliedern zerſchlagen und ganz entkräftet, im Steinbruch liegen, wo ich ihn auf meine Schultern lud, und nach Hauſe trug."

Alſo erging es allen Freiern, die Thomas Mühle zu beſuchen kamen; keiner nahte ſich ihr, ohne irgend einen Schabernack zu erfahren, ſo daß ſich am Ende jedermann vor der Mühle hütete, von der die Rede ging, Rübezahl treibe da ſein Weſen gar grauſamlich. Meiſter Thomas merkte wohl, daß alle dieſe Neckereien vom Herrn des Berges kämen; aber ſo ſehr es ihn auch verdroß, daß ſein Haus leer von Gäſten war, ſo hütete er ſich doch wohl, ſich etwas davon abmerken zu laſſen, damit er nicht den Zorn des Berggeiſtes auf ſich ſelbſt ziehe, und trank ganz geduldig ſeinen Wein, ohne Saitenſpiel und Geſang — die er ſehr ungern mißte — mit einigen alten Nachbarn, die Rübezahl ungehindert zur Mühle gehen ließ. Ludomille war vom Herzen froh, daß ſie endlich ihrer großen Plage ledig worden, und ſie dankte dem freundlichen Bergherrn inbrün-

ſtiglich; nur that es ihr manchmal leid, wenn man ihr erzählte, mit welchen Schmerzen ihre Freier zur Kühlung des überflüßigen Liebesfeuers heimgeſucht wurden.

So hatte Rübezahl die verhaßten Brautwerber abgefertigt, und gedachte nun ernſtlich daran, der ſchönen Müllerin einen wackern Ehegeſponſen zuzuſenden — da wanderte eines Tages ein ſchöner und flinker Burſche, ſeines Handwerks ein Schreiner, aus dem nachbarlichen Schleſien über die Berge daher, ſo friſch und munter, als ging es zum Tanze und pfiff bald eine muntre Weiſe, bald ſang er mit lauter Stimme:

„Wenn ich ein Vöglein wär'
Und auf zwei Flüglein flög',
Flög' ich zu dir;
Weil's aber nicht ſeyn kann,
Bleib' ich allhier.

Bin ich gleich weit von dir,
Bin ich doch im Schlaf bei dir,
Und red mit dir.
Wenn ich erwachen thu,
Bin ich allein.

Es vergeht kein' Stund' in der Nacht,
Wo mein Herz nicht erwacht,
Und an dich gedenkt,
Daß du mir viel tausendmal
Dein Herz geschenkt."

Konrad war ein schmucker Geselle, groß und stark, und blickte aus seinen blauen Augen so ehrlich in die Welt hinein, daß Rübezahl sogleich vermeinte, das sey wohl der Mann, den er suche; aber kaum hatte der Geist solches gedacht, da wurden dem muntern Konrad die Augen schwer, und vom Schlafe übermannt, lagerte er sich im Schatten einer Eiche, sein Ränzlein unter dem Kopf und schlummerte bald gar sanft ein.

5.

Rübezahl nahm die Gestalt des schlafenden Jünglings an, und förd'rte seine Schritte munter den Berg herab gegen Meister Thomas Mühle zu; einen seiner dienstbaren Geister hatte er vorausgesandt, und siehe! als der fremde Gesell den letzten Berg herab in das wirthliche Thal schritt, da warf der Kobold ei-

nen Feuerbrand in den hintern Theil des Gebäudes, und die lichten Flammen ſchlugen alsbald hervor. Gar groß war der Jammer und das Geſchrei, und alles, was Hände hatte zu arbeiten, das ergriff ein Gefäß, um aus dem Waldſtrom Waſſer in den Brand zu gießen; aber es ſchien, als mehre ſolches nur das Feuer, und die Flammen griffen immer weiter um ſich, bis der fremde Geſell eilenden Laufes heran kam, ſein Ränzel und die Jacke von ſich warf, und gleich dem St. Florian, den löſchenden Eimer in der Haud, auf das Dach kletterte; mit gewaltiger Hand riß er die glimmenden Balken los, ſchmiß ſie herab, goß, wo zu gießen war, ordnete, wo er nicht ſelbſt ſeyn konnte, und nur ihm verdankte es Meiſter Konrad, daß in einer halben Stunde der gewaltige Brand geſtillt war, und ſeinem Hauſe kein anderer Schade geſchehen war, als daß er ein neues Dach mußte darauf ſetzen laſſen.

Jedermann bewunderte des Jünglings großmüthigen Eifer und ſeine Rieſenkräfte; aber vor allen war die holdſelige Ludomille aufmerkſam,

die ihre Augen gar nicht mehr von dem ſchönen und muthigen Geſellen abwenden mochte. So ſchauten alle auf ihn; aber keiner hatte bemerkt, wie er die Balken kaum anrührte, um ſie herabzuwerfen, und das Waſſer in ſeinem Eimer, den er nur einmal gefüllt hatte und immer fort daraus goß, gar kein Ende nahm — ſolches hatten ſie in der Beſtürzung alle überſehen, und ſo geſchah es auch, daß der fremde Geſell ſich wieder entfernt hatte, ohne daß einer ſolches inne geworden, oder wußte, wohin er gekommen ſey. Meiſter Thomas ſuchte den Jüngling aller Orten, um ihm ſeinen Dank für ſo großen Dienſt abzuſtatten; aber wer nirgends zu finden, war der Fremdling. Aengſtlich lief Ludomille umher — ſie hatte doch ſo ſelten, und nur wenn ihr der beſorgte Vater zurief, ihren Blick von ihm verwendet, gleichwohl war er fort, und ſie konnte nicht begreifen, wie das zugegangen; auch ärgerte ſie ſich im Herzen nicht wenig, daß ihm ſo gar nichts an ihrem Danke gelegen zu ſeyn ſchien.

Noch wunderten ſich alle über das plötzliche Verſchwinden des hülfreichen Geſellen, da zog ein alter Harfner des Weges, und als er ſo viele Leute beiſammen ſah, ſetzte er ſich auf einen Raſenhügel, griff in die Saiten ſeiner Harfe, die unter ſeinen Fingern ſtark und luſtig erklangen, und ſang mit wohlklingender Stimme:

Hoffnung, Hoffnung, immer grün!
Wenn dem Armen alles fehlet,
Du, o Hoffnung labeſt ihn.

Alles mag das Glück uns rauben,
Freunde, Freuden, Würde, Gut;
Nur umſonſt iſt Glückes Schnauben,
Wenn uns Hoffnung gütlich thut.

Des Harfners Weiſe war ſo wunderſam erfreulich, daß es jedem vorkam, als würde er ſeinen ſehnlichſten Wunſch erfüllt ſehen, und, ohne zu wiſſen, wie ihnen geſchah, ſtimmten ſie alle mit ein:

Hoffnung, Hoffnung, immer grün!
Wenn dem Armen alles fehlet,
Du, o Hoffnung, tröſteſt ihn.

Harfner.

Wenn die Meereswogen brüllen,
Singt der falſchen Jungfrau'n Schaar,
Hoffnung kann die Fluthen ſtillen,
Führt dein Schifflein durch Gefahr.

Alle.

Hoffnung, Hoffnung, immer grün!
Wenn Gefahr dem Schiffer dräuet,
Du, o Hoffnung! leiteſt ihn.

Harfner.

Dir, o ſüße Hoffnung! ſäet
Froh der Landmann ſeine Saat,
Trauet dir, und fröhlich mähet,
Was er dir vertrauet hat.

Alle.

Hoffnung, Hoffnung, immer grün!
Wenn der Landmann fleißig ſäet,
Hoffnung! du erfreueſt ihn.

Harfner.

Jener, der das Reich verloren,
Dieſer in den Feſſeln hier,
Der, zum Sclaven nur geboren,
Alle, alle ſingen dir.

Alle.

Hoffnung, Hoffnung, immer grün!
Wen das Schickſal ſchwer bedrücket,
Du, o Hoffnung! labeſt ihn.

Harfner.

In Verzweiflung, im Gefechte,
Wenn ſchon alles weicht und fällt,
Stehſt du an des Edlen Rechte,
Winkſt ihm in die andre Welt.

Alle.

Hoffnung, Hoffnung, immer grün!
Wenn der Tod dem Krieger dräuet,
Hoffnung! du ermuthigſt ihn.

Harfner.

Iſt des Lebens Baum verdorret,
Will die letzte Blüthe flieh'n,
Trittſt du, Tröſterin, zum Kranken,
Zeigſt ihm noch die Wurzel grün.

Alle.

Hoffnung, Hoffnung, immer grün!
Wenn die Welt den Menſchen fliehet,
Hoffnung! du erhebeſt ihn.

Meiſter Thomas fühlte ſich ſo fröhlich und zugleich ſo für den alten Harfner eingenommen, daß er ihn nicht nur für ſeinen ſchönen Geſang reichlich beſchenkte, ſondern überdieß einlud, in die Mühle zu kommen, und bei einem Becher ſeines beſten Weines ihm den ganzen Hergang des Brandes erzählte, und wie es ihn dabei am meiſten ärgre, daß der großmüthige Fremdling ſo hurtig wieder von dannen gezogen, und nicht einmal ſeinen herzlichen Dank abgewartet habe, ja daß er nicht einmal wiſſe, wer ihm einen ſo großen Dienſt geleiſtet habe. Der Harfner ließ ſich das Ausſehen des hülfreichen Geſellen beſchreiben, und entgegnete ſchmunzelnd:

„Wenn euch grade ſo viel daran gelegen iſt, zu erfahren, wem ihr die Rettung eurer Mühle zu verdanken habt, ſo kann ich wohl eurer Neugier ein Genüge thun — es iſt dieß ein gar ſonderbarer Kauz, ein Müller aus den ſchleſiſchen Bergen, der vieles anders thut und treibt als die meiſten Menſchenkinder; gar gerne möchte er freien — doch ſteht ihm keine

Dirne im ganzen Gau an, und ſo zieht er im Lande herum als ein Müllersgeſelle, und will ſich eine Braut ausſuchen. Hört, Meiſter Thomas! ihr habt eine ſchmucke Tochter, und wenn er wieder einmal herkäme — das gäbe ein ſtattliches Paar! aber ihr dürft euch nichts merken laſſen, daß ihr ihn kennt, ſonſt geht er gleich wieder fort, denn das iſt ſo eine ſeiner Grillen. Thut, als glaubtet ihr die Mähr, er ſey nur ein gemeiner Müllerburſche, und tragt ihm an, in eurer Mühle zu arbeiten; wenn ihm die Jungfrau wohlgefällt — und was ſollte ſie nicht! iſt ſie doch die holdſeligſte Dirne im ganzen Böhmerlande — was gilt die Wette, er bleibt da?“

Ludomille ward roth bis hinter beide Ohren, und meinte in ihrem Herzen, um einen ſolchen Freier zu verjagen, würde ſie dem Rübezahl wohl ſchwerlich zur Laſt fallen; auch Meiſter Thomas, der vor allem auf einen reichen Eidam bedacht war, hörte mit vieler Luſt die Reden des Alten an, die ihm gar bedeutſam und ſo ſüß wie Honigſeim dünkte, und er

wünſchte nichts ſo ſehr, als daß doch der verkappte Müllermeiſter bald wieder vorüberziehen möchte; aber nachdem er den Harfner reichlich bewirthet und von ihm noch manches über den hülfreichen Jüngling ausgefragt hatte, da ſtand dieſer auf, dankte für erwieſene Ehre und zog ſeines Weges.

6.

Rübezahl eilte auf den Berg, den Schläfer zu wecken, dem einſtweilen die ganze Geſchichte geträumt hatte, und grade als er vom Dache herabſtieg, und ſich die ſchöne Jungfrau recht beſehen wollte, da rüttelte ihn Rübezahl gar unſanft aus dem Schlafe und rief:

„Steh auf, junger Geſell! es iſt hoch am Tage, und wenn du ſo verſchlafen biſt, ſo verſäumſt du ohnfehlbar dein Glück.“

Da rieb ſich Konrad die Augen, ſchaute rund um ſich, und da er weder Mühle noch Jungfrau ſah, ſo meinte er, es werde wohl nicht viel zu verſchlafen und zu verſäumen ſeyn.

Aber der Herr vom Berge verwies ihm diese Rede und hieß ihn auf demselben Wege so lange fortgehen, bis er an eine Mühle im Thal käme, dort solle er einkehren und das Glück finden, das seiner harre.

Das Wort Mühle schickte sich so wohl in seinen Traum, daß er sich schier bei der Nase fassen wollte, um zu erproben, ob er auch in der That erwacht sey; dann warf er einen Blick auf den alten Mann, der vor ihm stand, und es schien ihm sein Aussehen so ehrlich und wohlmeinend, daß er ihm dankte und sein Gebot zu vollziehen versprach.

Während des Weges gedachte Konrad wieder seines Traumbildes und lachte von Herzen, wie man im Schlaf so stark sey, und mit leichter Mühe Dinge verrichte, die einem wachenden Muthes wohl gar schwer werden sollten; endlich aber wollte er sich den ganzen Traum aus dem Sinne schlagen, und fing an ein muntres Liedlein zu singen, das er in der vorigen Herberge von einem Prager erlernt, und welches also lautete:

Ich weiß ein Mägdlein hübſch und fein;
Hut du dich!
Es kann wohl falſch und freundlich ſeyn.
Hüt du dich, hüt du dich!
Vertrau ihr nicht, ſie narret dich.

Sie hat zwei Aeuglein, die ſind braun;
Hüt du dich!
Sie werden dich überzwerch anſchau'n.
Hüt du dich, hüt du dich!
Vertrau ihr nicht, ſie narret dich.

Sie hat ein lichtgoldfarbnes Haar;
Hüt du dich!
Und was ſie ſpricht, das iſt nicht wahr.
Hüt du dich, hüt du dich!
Vertrau ihr nicht, ſie narret dich.

Sie hat zwei Brüſtlein, die ſind weiß;
Hüt du dich!
Sie putzt ſich auf mit vielem Fleiß.
Hüt du dich, hüt du dich!
Vertrau ihr nicht, ſie narret dich.

Sie gibt dir 'n Kränzlein fein gemacht;
Hüt du dich!
Für einen Thor'n wirſt du geacht.
Hüt du dich, hüt du dich!
Vertrau ihr nicht, ſie narret dich.

Unter ſolchen und andern Geſängen hatte Konrad den ganzen Weg zurückgelegt, und ſah mit einemmale die Mühle grade ſo unter ſich im Thale liegen, wie ſie ihm vor wenigen Stunden im Traum erſchienen war; nur die Flamme fehlte, und er befürchtete jeden Augenblick, ſie möchte eben hervorbrechen — erſt als er näher kam, ſah er, daß das Dach ganz friſch weggebrannt war, und wußte ſich nun ſein Traumgeſicht gar nicht zu deuten.

Meiſter Thomas ſaß eben am Tiſche, und ſandte, um die Geſundheit des hülfreichen Müllermeiſters zu trinken, ſeine Tochter in den Weinkeller, welcher, dem Hauſe gegenüber in den Felſen gehauen war, wo ſie ein Fläſchchen aus dem Mutterfäßlein holen ſollte. Die muntre Dirne ging; aber kaum war ſie eines Vaterunſers Länge draußen geweſen, ſo kam ſie eilig und ganz verſtört wieder in die Stube, und konnte kaum Athem finden, die Poſt herauszuſagen, es komme derſelbe Geſell wieder den Berg herab und müſſe gleich an der Mühle ſeyn.

Da ſprang der Müller ſchnell vom Tiſche auf, und rief:

„Gottlob, daß er kommt! gewiß hat ihn der brave Harfner irgendwo angetroffen, und ſo viel Gutes von uns geſagt, daß er bei uns einſprechen will. Hurtig, Ludomille! tiſch auf, was Küche und Keller vermögen, und hole uns vor allem ſechs große Flaſchen des allerbeſten Weines. Heute ſoll auf meiner Mühle jedermann hoch leben.

Mit dieſen Worten ging Meiſter Thomas ſchnell zur Thüre hinaus, den erwünſchten Gaſt zu begrüßen, und alles, was die Mühle bewohnte, folgte ihm auf dem Fuße, nur Ludomille, die doch gar ſo gern dabei geweſen wäre, mußte in den Keller; aber dafür blieb ſie auch an dem Felſenpförtlein ſtehen, und lauſchte immer durch das Gebüſch, wie der ſchöne ſchlanke Geſell von all den Ihrigen mit einem lauten Freudengeſchrei bewillkommt wurde. Konrad begriff zwar nichts von all den Lobeserhebungen, womit man ihn von allen Seiten überhäufte; aber er war auch ſo wunderbar über-

raſcht, all die Leute wieder zu erblicken, die er des Morgens im Traum geſehen, daß er ſich nicht zu faſſen wußte, und, ohne mehr als ein paar abgebrochene Worte zu ſprechen, die überdieß der allgemeine Freudentaumel verſchlang, von der freundlichen Menge in die Stube und an den gedeckten Tiſch ſchieben ließ; doch kam es ihm vor, als fehle etwas, und zwar das erfreulichſte — er ſah ſich in der ganzen Stube um; aber die ſchmucke Dirne war und blieb weg. Endlich — der Müller, an deſſen Seite der Gaſt ſaß, legte ihm vor und er fing an zu eſſen — öffnete ſich die Thüre noch einmal; ſchnell drehte er den Kopf, und der Löffel fiel ihm aus der Hand, als Ludomille, mit Schüſſeln und Flaſchen beladen, in die Stube trat; um ſeinen Hunger wars gethan, und nur mit Mühe brachte er etwas weniges von dem Eſſen hinunter, welches ihm der gaſtliche Müller reichlich vorlegte. Der ſchönen Müllerin ſoll es, der Sage nach, nicht beſſer ergangen ſeyn, und ſie weit öfter nach dem ſchönen Fremdling

als nach dem koſtbar bereiteten Kirmesbraten geſchaut haben.

7.

Als nun das Eſſen weggetragen war und die Becher luſtig in die Runde gingen, da ließ Meiſter Thomas Muſikanten aus dem nahen Dorfe kommen, fing ſelbſt zu ſingen an, und alle ſtimmten ein.

Dieß iſt der Trank,
Der Unmuthszwang,
Durch den wir fröhlich werden;
Der unſern Geiſt
Der Pein entreißt,
Gibt freudige Geberden.

Er thut uns kund
Des Herzens Grund,
Macht Bettler wohl zu Fürſten;
Wir werden kühn
Und froh durch ihn,
Wenn nimmer uns mag dürſten.

Sein ſüßer Saft
Gibt denen Kraft
Zu reden, die ſonſt ſchweigen:

Macht uns bereit,
Barmherzigkeit
Der Armuth zu erzeigen.

Auch mir wird itzt
Der Kopf erhitzt,
O Wein! von deinen Gaben.
Die Zunge ſingt,
Die Seele ſpringt,
Die Füße wollen traben.

Wohlan! noch daß
Durch dieſes Glas
Will ich auf dich jetzt zielen.
Du böhmiſch Blut,
Treu, feſt und gut,
Laß eins zum Tanz mir ſpielen.

So koſeten ſie lange Zeit, bis es endlich dem Meiſter Thomas einfiel, ſeinen Gaſt um das Gewerbe zu befragen, welches er treibe? Konrad dachte eben daran, daß die ſchöne Ludomille eine Müllerin ſey, und ohne zu wiſſen, was er ſagte, aber gleichſam von einem innern Ahnen angetrieben, entgegnete er:

„Ein Müller.“

Kaum war jedoch das Wort heraus, ſo hätte er's gerne zurückgenommen; aber Vater und Tochter ſahen ſo freundlich drein, und ſchienen ſolches ſo gern zu hören, daß ers nimmer zu widerrufen wagte, und immer mehr ins Anſchauen der ſchönen Müllerin verſank, ſo daß er mit jedem Augenblick verwirrter wurde; ja, als ihm Meiſter Thomas den Antrag machte, als Geſelle bei ihm zu bleiben, ſo nahm er ſolchen an, ohne zu bedenken, daß er kaum das Mehl von der Kleie zu unterſcheiden verſtand, ſo lange kein Kuchen daraus gebacken war, noch minder aber ſich zu irgend einer Arbeit in der Mühle anzuſchicken verſtand. Alles war vergnügt, denn Meiſter Thomas glaubte den reichen Eidam ſchon im Netze zu haben, und die beiden jungen Leute glaubten gar nichts, als daß ſie ſich nun täglich ſehen und ſprechen würden.

Als der Müller am folgenden Morgen vor Konrads Bette trat und ihn zur Arbeit rief, da ward ihm gleichwohl bange, und er bereute ſein eigentliches Gewerbe ſchmählich verleugnet

zu haben, denn er mußte befürchten, noch denſelben Tag als ein ungeſchickter Geſelle mit Schanden wieder fortgejagt zu werden; ſchier wollte er dem Meiſter geſtehen, was er begangen, da ſchien ihm eine innere Stimme zuzuflüſtern, man müſſe alles verſuchen. Endlich faßte ſich Konrad ein Herz und ging in die Mühle, wo ihm auch alles gut von ſtatten ging, denn ein Berggeiſt, von Rübezahl geſandt, ſtand unſichtbar an ſeiner Seite und verrichtete alles, was ihm aufgetragen war, ſo gut und ordentlich, daß ſich der Müllermeiſter zu einem ſo bethätigten und geſchickten Eidam von Tage zu Tage mehr Glück wünſchte, und wenn es manchmal etwas von Schreinerarbeit im Hauſe gab, und Meiſter Thomas wollte einen benachbarten Schreiner holen laſſen, da erbot ſich der Geſell, auch dieſes zu verrichten, und ſtieg dadurch immer höher in des Müllers Gunſt.

So ging es ein halbes Jährlein fort, und während der Zeit waren Konrad und Ludomille ſo gut bekannt worden, daß ſie gar keine Ab-

neigung mehr gegen die Männer und den Eheſtand zu hegen ſchien, ja nicht einmal böſe wurde, wenn er, ihre nächtliche Ruhe ſtörend, mit ſeinem Saitenſpiel unter ihr Fenſter ſchlich und ſang:

Wollt meine Liebe lieben mich,
Und treu und hold mir ſeyn,
Ein ſchöner Brautſchmuck ſollte ſie
Durchs ganze Leben freu'n.

Die Ehre ſollt ihr Häublein ſeyn,
Das rings ihr Haupt bedeckt;
Umfaſſet mit der Vorſicht Band,
Mit Freiheit rings beſteckt.

Die Leinwand, ſo den zarten Bau
Der Glieder rings umſchließt,
Sey Unſchuld, wie ſie um die Bruſt
Der keuſchen Taube fließt.

Ihr Wämslein ſchlanke Mäßigkeit
Und Zucht und edle Treu,
In dem der friſchen Glieder Wuchs
Ein milder Palmbaum ſey.

Ihr Röcklein ſey von Artigkeit
Und Würde ſchön gewebt,
Wo Anſtand und Beſcheidenheit
In jeder Falte ſchwebt.

Beſtändigkeit ihr Gürtel ſey,
Taktäglich neu und ſchön;
Ihr Mantel ſey Demüthigkeit,
Der Luſt zu widerſtehn.

Ihr Halsband ſey ein Perlenſchmuck,
Dem Herzen ſtill bewußt;
Der Liebe ſchönſte Roſe blüh'
Auf ihrer Mutterbruſt.

Umgeben von der Hoffnung Grün,
Und ſtiller Veilchen Pracht,
Wo mir des Angedenkens Blum'
Aus Maienglöcklein lacht.

Und unter ihnen ziehe ſanft
Der Schleife Band ſich zu,
Und berg in ihrem Buſen zart,
Gelaſſenheit und Ruh.

Des Fleißes und der Güte Netz
Umwebe ihre Hand;

Der falſchen Nadel ſey ein Helm
Vom Golde Widerſtand.

So binde ſie mit Huld und Schaam
Der Kniee Brauthand ſich,
Und wandle, wie ein Engel ſchön,
Beglückend ſich und mich.

8.

Als Meiſter Thomas ſah, daß der Geſell noch immer nicht um die Tochter anfragen wollte, ſo gab er ihm ſelbſt oft Anlaß dazu, bis endlich Konrad ſich ein Herz faßte, Lucomillen zu fragen, ob ſie ihn heirathen wollte, und nach erhaltenem Jawort auch beim Vater ſein Wort anbrachte, der ihm ſinas ſeine Einwilligung gab, und eine groſſe Hochzeit ausrichtete. Alle ehemahligen Freier der ſchönen Müllerin wurden zu Gaſte gebeten, und welche den Muth hatten, noch einmal in die verrufene Mühle zu gehen, langten ohne Fährlichkeit dort an, da hingegen, die ſich vor ſolchem Wege gefürchtet und daheim geblieben waren, während die andern tanzten und ſichs wohl

ſeyn ließen, in ihren Betten gar weidlich von Kobolden gezwickt und gezauſt wurden. Daß ein groſſer Theil der Gäſte vor Neid über Konrads Glück bald platzte, kann ſich jeder einbilden; aber ſie hüteten ſich wohl, ihm ein ſcheles Geſicht zu ſchneiden, ſondern thaten gar freundlich mit ihm, denn ſie hatten wohl gemerkt, daß er unter Rübezahls beſonderm Schutze ſtehen müſſe.

Als das junge Ehepaar die Lampe in der Schlafkammer ausgethan hatte, ſiehe! da war ſie ſogleich wieder heller als zuvor beleuchtet, ohne daß ſie ſehen konnten, woher der Lichtglanz komme, und mit einer freundlichen Miene ſtand der Herr vom Berge in der Geſtalt des alten Harfners vor ihnen; er ermahnte ſie zu einer ſtillen und ſittſamen Lebensart, und drohte dem Konrad, daß ſich ſein Wohlwollen gegen ihn in Zorn und Haß verwandeln werde, wofern er jemahls erfahre, er ſey ſeinem Weibe ungetreu, oder zeige ſich auf eine andre Weiſe undankbar gegen ſie; ſodann beſchenkte er das

neue Ehepaar mit einer großen Kiſte voll Gold und Kleinodien und verſchwand.

Als am andern Morgen Konrad dem Müller ſeinen Reichthum zeigte, da verwunderte ſich dieſer über die Maßen, und hatte nichts dagegen, wenn die jungen Leute den ganzen Tag nur ſcherzten und tändelten, Ludomille ſich weniger als ſonſt um Küche und Keller beſorgte, und Konrad gar nicht mehr in die Mühle ging; er nahm eine Haushälterin und einen geſchickten und fleißigen Mühlburſchen auf, und ließ den Eidam thun, was ihm ſelbſt gefiel.

Konrad und Ludomille lebten über ein Jahr herrlich und in Freuden, und glaubten, es könne ihr Glück nimmer ein Ende nehmen, als ſie einen holdſeligen Knaben gebahr, der nach dem Großvater Thomas genannt wurde, und mit dem ſich die fröhliche Mutter den ganzen Tag lang beſchäftigte; aber Konrad war des Müßiggangs ſein Lebtage nicht gewohnt geweſen, und ſo geſchah es, daß er in dieſem guten Leben übermüthig wurde, und ihm die

Freuden in ſeinen vier Pfählen nicht mehr genügten; er ging daher fleißig in die benachbarten Herbergen, trank viel, hielt ſeine Kameraden frei und verſpielte eine Menge Geldes an herumziehendes liederliches Geſindel. Da bezog einſtens der Herr vom Berge eine verlaſſene Herberge und ſtellte darin den Wirth vor, weil er ſehen wollte, wie weit Konrad ſeine Vermeſſenheit treiben würde, und es währte auch nicht lange, ſo kehrten Reiſende ein; auch die Leute aus der Nachbarſchaft kamen dahin, um zu ſehen, was der neue Wirth, der gar ſtattlich ausſah, für guten Wein im Keller habe. Die Stube füllte ſich mit allerhand Leuten an, die zwar anfangs wenig Köſtliches ſahen, denn die Tiſche ſtanden leer und auf den Bänken lagen große Klötze und Fäſſer; die aber, als die Gäſte daran klopften, als leer befunden wurden, obwohl Hähne daran waren, wie auch an den Klötzen, worüber ſich alle ſehr wunderten — aber in kurzer Zeit waren die Tiſche gedeckt, ohne daß einer der Gäſte den Tafeldecker geſehen hatte; auch hatte Rü-

bezahl das eine Fenſter in der Gaſtſtube gleich einem Schranke vermacht, und ſo oft einer etwas zu eſſen verlangte, that er ſolchen auf und brachte einem jeden eine Schüſſel Eſſen, zum Theil warm, zum Theil kalt, wie es einer verlangte. Als dieß vorüber war, meinten die Gäſte, es ſey nun alles aus; aber der muntre Wirth ging immer wieder hin und brachte noch mehrere und immer köſtlichere Gerichte, die zwar keiner verlangt hatte, aber doch mit vielem Appetit verzehrt wurden. Die Leute wunderten ſich über die Maßen, wo all das herrliche Eſſen herkomme, und wie ſolches in dem Schranke Raum fände, der doch gar nicht groß ausſah — doch ſagten ſie kein Wort und fingen nur, als ſie ſehr durſtig geworden waren, zu fragen an, ob er nichts zu trinken habe? Da nahm der unbekannte Wirth einen Stab, ſchlug an die Wand, und ſiehe! ein ſchöner Jüngling kam heraus, in Sammt und Seide gekleidet, und hatte zwei goldne Becher mit des türkiſchen Kaiſers Namen und Wappen verziert; der ging zu dem einen lee-

ren Faſſe, drehte den Hahn und zapfte daraus einen guten ſpaniſchen Wein, den ſetzte er auf den Tiſch und hieß die Gäſte ihn verſuchen.

Mittlerweile ſchlug Rübezahl an die andre Wand, da trat eine holdſelige Jungfrau hervor und trug einen Korb voll ſchöner und koſtbarer Pokale von Silber und Gold und den bewundernswertheſten Schnitzarbeiten in den Wappen aller großen Herrn, zumal der Könige von Spanien und Frankreich und des deutſchen Kaiſers, ſo daß ſich alle darüber ſehr verwunderten, und ſchier nicht Augen genug hatten, all die Pracht und Herrlichkeit zu beſchauen. Das Mägdlein ging zu einem der Klötze und füllte aus ſolchem einen Becher mit dem köſtlichſten alten rheiniſchen Weine, den ſie einem Gaſte darreichte. Oben über dem Tiſche hing ein Rohr, und wenn ein Gaſt Waſſer haben wollte, durfte er nur an das Rohr klopfen und ſeinen Becher unterhalten, ſo lief ihm das Waſſer hinein, was ſehr wunderbar war, da ſolches Rohr frei an einem Zwirnsfaden hing. Nun gingen die beiden Mundſchenken

herum und reichten den Gäſten vielerlei ſpaniſche, ungariſche und auch griechiſche Weine, dergleichen die Bewohner der Rieſenberge noch nimmer gekoſtet hatten. Nach dieſem brachte der Wirth noch andre koſtbare Gerichte von Fiſchen und Vögeln, wie ſie in Böhmen und Schleſien noch niemals geſehen worden; und als die Gäſte nun recht fröhlich und guter Dinge geworden waren, da kam ein Zug von Spielleuten und Tänzern, in deren Mitte eine muntre Harfenſpielerin war, und der Wirth ſprach:

„O meine Herrn! wenn ihr euch recht beluſtigen wollt, ſo vergönnt, daß meine Harfnerin euch ein gar anmuthiges Liedlein ſinge, welches den Namen führt: Der Himmel hängt voll Geigen.“

Alle ſchwiegen ſtill, die Harfenſpielerin ſetzte ſich in die Mitte der Stube und ſang:

Wir genießen die himmliſchen Freuden,
Drum thun wir das Irdiſche meiden.

Kein weltlich Getümmel
Hört man nicht im Himmel,
Alles in ſanfteſter Ruh.
Wir führen ein engliſches Leben,
Sind dennoch ganz luſtig daneben;
Wir tanzen und ſpringen,
Wir hüpfen und ſingen,
Sanct Peter im Himmel ſieht zu.

Johannes das Lämm'ein auslaſſet,
Der Metzger Herodes drauf paſſet;
Wir führ'n ein geduldigs,
Ein ſanftes, unſchuldigs
Ein liebliches Lämmlein zum Tod.
Sanct Lucas den Ochſen thut ſchlachten,
Ohn einigs Bedenken und Achten;
Der Wein koſt't kein Heller
Im himmliſchen Keller,
Die Engel, die backen das Brot.

Gut' Kräuter von allerhand Arten,
Die wachſen im himmliſchen Garten;
Gut Spatzel, Fiſolen,
Und was wir nur wollen,
Ganz' Schüſſel voll ſind uns bereit.
Gut' Aepfel, gut' Birn und gut' Trauben —
Die Gärtner uns alles erlauben.

Willſt Rehbock? willſt Haſen,
Auf offener Straßen,
Zur Küche ſie laufen herbei.

Sollt' etwa ein Faſttag ankommen,
So kommen die Fiſche geſchwommen;
Da laufet Sanct Peter
Mit Netz und mit Köder,
Zum himmliſchen Weiher hinein.
Willſt Karpfen? willſt Hecht? willſt Forellen?
Gut Stockfiſch und friſche Sardellen?
Sanct Lorenz hat müſſen
Sein Leben einbüßen,
Sanct Martha die Köchin muß ſeyn.

Kein Muſik iſt ja nicht auf Erden,
Die unſrer verglichen kann werden;
Elf tauſend Jungfrauen
Zu tanzen ſich trauen,
Sanct Urſula ſelbſt dazu lacht.
Sicilia mit ihren Verwandten,
Sind treffliche Hofmuſikanten;
Die engliſchen Stimmen
Ermuntern die Sinnen,
Daß alles für Freuden erwacht."

9.

Alle verwunderten ſich über den Liebreiz und die wohlklingende Stimme der jungen Dirne, und Rübezahl bezeigte eine große Freude, daß aller Augen auf ſie gerichtet waren, denn er hatte einem ſeiner Geiſter abſichtlich dieſe ſchöne Dirnengeſtalt gegeben, um damit den Konrad zu verſuchen; aber dazu war es zu ſpät, denn er hatte ſich ſchon in eine leichtfertige Wittib in der Nachbarſchaft vergafft, die auch nicht ermangelte, ihm in die Herberge nachzukommen, und da mit ihm liebkoſete, als wäre ſie ſein rechtliches Eheweib. Als Rübezahl ſolches vermerkte, gab er wohl Acht auf ihn; aber er verſäumte nicht, den Gäſten durch ſeine Geiſter noch ſo viele Kurzweil vormachen zu laſſen, daß man gar nicht alle Stücklein nacherzählen kann.

Mittlerweile war es ſehr ſpät geworden — Rübezahl öffnete abermals ſeinen Schrank, und brachte allerhand ſeltſame und koſtbare Früchte auf den Tiſch, ſo in den verſchiedenen und entfernteſten Theilen der Welt wachſen, und

andre ſchöne Gewächſe, die man mit Luſt eſſen und genießen kann, und welche den Gäſten zum Theil bekannt, größtentheils aber ganz unbekannt waren; auch brachte er ſeltne Blumenſtöcke und wohlriechende Kräuter, deren ſich die ſämmtlichen Gäſte ſo ſehr erfreuten, als ſie ſelbe bewundern mußten; aber als dieß alles geſchehen war und ſich der Wirth auf die Bank niederſetzte, als wolle er der Ruhe pflegen, da ſprach Konrad, der vom Weine trunken war und ſeine Buhle vor ſich auf dem Schoße hatte:

„Herr Wirth! ich bitte euch, daß ihr uns nun noch einen hübſchen kurzweiligen Poſſen wollt ſehen laſſen.“

Aber Rübezahl entgegnete:

„Es will mich bedünken, Herr Müllermeiſter! daß ihr und die andern Herrn in meiner Herberge der Kurzweil genug genoſſen, und und mich wohl ſolltet in Ruhe laſſen.“

Damit waren alle Gäſte einverſtanden, und dankten dem Wirth für alle Luſt, die er ihnen gemacht; aber Konrad beſtand in trunkenem

Muthe darauf, daß er ihnen zum Valet noch eins zum Beſten geben ſollte, da ſprach Rübezahl:

„Dein Wille ſoll geſchehen!“

Und in demſelben Augenblick bekam der Müller einen Ochſenkopf mit großen Hörnern. Die Nachbarn lachten ihn über die Maßen aus, und da er deshalb in Zorn gerieth, und ſie mit böſen Worten ſtrafen wollte, ſiehe! da hatte er auch die menſchliche Sprache verloren, und fing entſetzlich an zu brüllen, wie ein geborner Ochſe; dann wollte er aus einem Becher trinken, dazu konnte er ſich aber nicht anſchicken, weil er die großen Lappen am Maul hatte, bis ihm Rübezahls Knechte den Wein in eine große Kufe ſchütteten — da that er einen guten Zug, und alle die übrigen vergnügten ſich und gönnten ihm dieſen Poſſen gar ſehr; aber ſeine Liebſte fing gewaltig zu ſchreien an, als ſie ſich von dem erſten Schreck erholt hatte, fiel mit loſen Worten über den Wirth her und fluchte ihm, daß er ihren Buhlen alſo beſchimpft hatte. Rübezahl ſuchte die

Frau mit ſanften Worten zu beſchwichtigen, welches auch die andern thaten; aber als ſie gar nicht ſchweigen wollte, da zauberte er ihr einen Kuhkopf auf die Schultern, und jagte ſie, ſammt dem Konrad aus der Herberge. Die übrigen Gäſte lachten noch lange Zeit über dieſen Schwank und ſchliefen endlich auf Stühlen und Tiſchen ein; wie ſie aber am hellen Morgen erwachten, da lagen ſie in einer wüſten Gegend unter den zerfallenen Mauern des Hochgerichts, und, was in der Nacht mit ihnen geſchehen war, kam ihnen nicht anders als ein Traum vor; doch meinten etliche, es könne wohl kein andrer als der Rübezahl geweſen ſeyn, der den Müller dieſe Strafe ertheilt.

Als Konrad in ſeiner traurigen Verwandlung nach Hauſe kam, und nur brüllen konnte, ſtatt der Rede, da gerieth die ganze Mühle in Aufruhr, und Frau Ludomille war über die Maßen betrübt, ſo daß ſie kaum den Morgen erwarten konnte, um in die Berge zu eilen, und den beim Rübezahl zu verklagen, der ihrem Manne ſo boshaft mitgeſpielt habe; aber

der Herr vom Berge erzählte ihr, wie dieß ſein eigen Werk und nur geſchehen ſey, um Konrad wegen ſeiner Liederlichkeit und Untreue zu beſtrafen. Ludomille bat ihren Beſchützer ſo lange, bis er dem Konrad, auf die feierlichſten Verſicherungen künftiger Treue und eines ehrbaren Wandels, ſeine Geſtalt wieder gab.

Die erſte Zeit hielt Konrad Wort; aber bald erwachten die ſündlichen Begierden wieder in ſeinem Gemüthe und er zog abermals täglich in eine kleine Schenke zwiſchen den Bergen, wo der Wirth eine hübſche und freundliche Dirne hatte, die ihm gar wohl gefiel, und ſo ſüße Blicke auf den ſtattlichen Müllermeiſter ſchoß, daß er wohl hoffte, ſie bald zum Liebchen zu gewinnen; hier, meinte er, werde ihn Rübezahl nicht ausſpüren, da die Herberge gar in einem engen und verſteckten Winkel lag; der Herr vom Berge aber, dem nichts verborgen iſt, ward des neuen Unfuges alſobald gewahr, und ergrimmte ſo ſehr über Konrad, der in ſo kurzer Zeit alle ſeine heiligen Verſprechungen

wieder vergeſſen hatte, daß er ſeinem unglück-lichen Nebenbuhler, Setebos, den ſehr will-kommenen Auftrag gab, den Müller nach Be-lieben zu züchtigen.

Als Konrad eines Abends mit der kleinen Perchta überaus ſchön that, und ihr ſogar in den Keller nachſchleichen wollte, da trat ihm Setebos in der Geſtalt eines fürchterlichen Rie-ſen in den Weg, hob ihn am Schopf in die Höhe, und zauberte um ihn her einen eiſenge-flochtenen Käfig, in dem er ihn, zu jedermanns Beluſtigung an einem hohen Baum im Walde aufhing; damit war aber der verliebte Kobold noch nicht zufrieden, ſondern er hoffte für den vollzogenen Auftrag ſeines Gebieters noch ei-nen ſchönen Lohn zu erhaſchen und eilte flugs zur Mühle, wo er der ängſtlichen Ludomille, die über ſeine Erſcheinung ſehr verwundert war, das ruchloſe Leben ihres Mannes mit den ſchwär-zeſten Farben abſchilderte, und endlich mit der Verſicherung ſchloß, wie er es nimmer habe an-ſehen können, daß ein Undankbarer ein ſo hold-ſeliges Weiblein hintergehe, deshalb habe er

ihn aufs Härteſte beſtraft, und hoffe ſeine Sachen recht gut gemacht, und wohl einen ſüßen Blick aus ihren ſchönen Augen verdient zu haben.

Aber ſtatt einer freundlichen Antwort fing Ludomille gar jämmerlich zu weinen und zu wehklagen an, und begehrte, er ſolle ſich ſogleich fortbegeben, und ihren Mann von einem ſo ſchändlichen Platze wegnehmen, wo er den Muthwillen eines jeden böſen Buben bloß geſtellt ſey.

Setebos war gar nicht geſonnen dieſem Gebot Folge zu leiſten, und nahte ſich der ſchönen Müllerin mit zudringlichen Liebkoſungen, als plötzlich Rübezahl ihn von hinten anpackte und zwei Meilen weit in ſeine Höhle ſchleuderte, daß ihm alle Glieder knackten. Sodann tröſtete der Herr vom Berge die betrübte Ludomille mit ſüßen Worten, ſagte ihr, wie er ſelbſt dem Setebos aufgetragen, ihren Mann für ſeine abermalige Untreue zu beſtrafen, und ſtellte es ihr anheim, was er ferner mit ihm vornehmen ſolle. Da bat Ludomille zum zwei-

tenmale, und verbürgte ſich ſelbſt für Konrad, daß er nicht mehr in ſolches Vergehen verfallen werde, bis endlich Rübezahl auf ihr Flehen ihn befreite. Der Ungetreue, von Ludomillens allzugroßer Liebe gerührt, fiel ihr zu Füßen und ſchwur einen hohen Eid, den Weg der Tugend und Treue nimmer zu verlaſſen.

10.

Nach dieſer Begebenheit hielt zwar Konrad den Schwur der Treue gewiſſenhaft; aber er war ſchon zu ſehr an ein liederliches Leben gewöhnt, als daß er auch dem Trunk und Spiel hätte entſagen können; bald ging er wieder täglich zur Schenke, und wie er eines Abends bis zum Rauſche getrunken, da verging er ſich ſo weit, zu behaupten, Rübezahl müſſe thun, was er wolle, und jedes ſeiner Begehren erfüllen.

Seine Kameraden lachten helllaut über ſolch thörichtes Geſchwätz, und einige alte, kluge Männer baten ihn, ſtille zu ſeyn, und lieber bei Zeiten nach Hauſe zu gehen, daß er ſich

nicht um Leib und Leben rede; aber Konrad war wie von Sinnen, und bot jenen eine Wette an, daß der Bergherr auf seinen Ruf erscheinen werde; zugleich schrie er aus vollem Halse:

„Rübezahl! erscheine!“

Eine gewaltige Erschütterung des Bodens, so daß alle Tische und Bänke umfielen, und die Gläser in tausend Scherben zerschlugen, war die Antwort auf Konrads Ruf, und aus der weit geöffneten Erde stieg ein ungeheurer Riese, der bis an die hohe Decke der gewölbten Stube reichte; er schritt über all den Kram, der hier auf einander lag, auf den Müller zu, und faßte ihn an der Gurgel. Konrads Kameraden retteten sich so schnell, als sie konnten, durch Thür und Fenster, um nicht ein ähnliches Schicksal zu erfahren; aber als alles wieder still geworden war, warteten sie wohl noch eine Viertelstunde, ehe sie sich wieder hinein getrauten — da lag der arme Konrad nach der Länge hingestreckt, das Auge gebrochen und das

Geſicht angeſchwollen, denn Rübezahl hatte ihn zum Lohn für ſeine frechen Reden erwürgt, und es blieb ihnen nichts übrig, als eine Tragebahre zu holen, auf welche ſie den Leichnam legten, und ſich auf den Weg machten, ihn nach der Mühle zu tragen.

Mittlerweile glaubte Setebos, welcher ſah, daß ſein Herr und Gebieter mit dem Manne zu thun hatte, es ſey dieß der günſtigſte Zeitpunkt, noch einmal bei der Frau ſein Heil zu verſuchen; da er aber ihre felſenfeſte Treue kannte, ſo nahm er dießmal die Geſtalt ihres Mannes an, und wie ihm Ludomille die Thüre zu öffnen kam, empfing ſie ihn mit ſüßen Worten, denn ſie war erfreut, daß er einmal früher als gewöhnlich zu ihr nach Hauſe kam, und meinte ſchon, er fange an, von ſeinem liederlichen Leben abzulaſſen. Auch war ihr falſcher Geſpons zärtlicher, als es Konrad zu ſeyn pflegte, und eben wollten ſie ſich zu Bette legen, als Rübezahl unſichtbar in die Stube kam, und den Kobold mit einer aus Schlangen geflochtenen

Geißel gar unbarmherzig in der Stube herum peitſchte.

Ludomille ſah ihren Mann wie unſinnig herumſpringen und ſich gar ängſtlich winden, und meinte ſchier, er ſey vom Teufel beſeſſen; da erſchien ihr Rübezahl, und auch Setebos mußte ſich den Blicken der erſchreckenen Müllerin in ſeiner wahren Geſtalt zeigen. Noch hatte dieſe ihre Dankſagungen gegen den Herrn vom Berge, der ſie abermals aus einer ſo großen Gefahr errettet, nicht geendet, als an die Hausthüre gepocht wurde — Rübezahl verſchwand und nahm Setebos mit, den er in den tiefſten Klüften der Rieſenberge auf tauſend Jahre anſchmieden ließ. Ludomille eilte, die Hausthüre zu öffnen; aber wer beſchreibt ihr Entſetzen, als ſie den entſeelten Konrad erblickte, und von den Trägern erfuhr, weswegen und von wem er erwürgt worden war; ſie vergoß unzählige Thränen um ihn, und ließ alles veranſtalten, um ihn aufs Feierlichſte zur Erde zu beſtatten.

Meiſter Thomas war durch den großen Lerm und das Wehklagen im Hauſe erweckt worden, und kam ebenfalls herunter; da er jedoch ſeit langer Zeit mit dem Betragen des Eidams ſehr unzufrieden geweſen war, dieſer ihn auch wenig in Ehren gehalten, ſo machte er ſich eben nicht viel aus ſeinem Tode.

Am folgenden Morgen wurde Konrads Leichnam zur Erde beſtattet, und ſiehe! wie der Sarg eingeſenkt und die Verwandten ihn mit Erde beworfen hatten, da nahte ein langer Zug von Männern, in graue Mäntel gehüllt, die ſchloſſen einen Kreis um das offene Grab, und einer fing zu ſingen an:

Liege nun! dich ficht nicht an
Winterfroſt und Sommersgluth;
All dein Tagwerk iſt gethan,
Biſt daheim und haſt es gut.

Darauf fielen alle ein und ſangen:

Goldne Frau'n und Herrn, ins Grab
Müſſen all' zuſamm hinab.

Aber ein andrer fuhr allein zu ſingen fort:

Liege nun! dir thut nichts mehr
Geißel, Frohn und hart Gericht.
Kleider-, Nahrungsſorgen ſchwer,
All dir eins, und drückt dich nicht.

Alle.

Zepter, Arzt und Weiſ', ins Grab
Müſſ'n dir nach ſie all' hinab.

Erſter.

Liege nun, und fürcht nicht mehr,
Blitz und Donnerkeile hart.

Zweiter.

Freund und Feind und Läſterer,
Allen biſt du nun verſchanzt.

Alle.

Mädchen, jung und ſchön, ins Grab
Müſſen ſie zu dir hinab.

Erſter.

Kein Beſchwörer bärme dich!

Zweiter.

Kein Bezaubrer lärm' um dich!

Erſter.

Böſe Geiſter fliehen dich!

Zweiter.

Schädliches nichts nahe ſich!

Alle.

Habe ſanfte Ruh' im Grab!
Und dein Grab viel Ruhe hab.

Als ſie ſolches geſungen hatten, zogen die verhüllten Männer wieder von dannen und verſchwanden in einem nahen Berge; aber Ludomille war über dieſe Todtenfeier ſehr erfreut, denn ſie ſchloß daraus, daß Rübezahl ihrem Manne wenigſtens im Grabe vergeben habe.

Aber Konrad war nicht todt, ſondern nur durch Rübezahls Berührung erſtarrt, ſo daß er alles ſah und hörte, was mit ihm vorging, ohne jedoch eine Bewegung machen oder einen Laut von ſich geben zu können; ſo ward er auch begraben und Rübezahl verwandelte ihn in die Geſtalt eines Staares, der ſtets in Ludomillens Stube hing. Es war dieſer Vogel

ein Geſchenk, das ihr Konrad noch als Geſelle gegeben, und der ſchönen Müllerin gar lieb und werth. Konrad hatte alſo wenigſtens den Troſt, von ſeiner Gattin geliebkoſt zu werden, und zu hören, wie ſie den Mann betraure, der durch ſein böſes Leben es ſo wenig an ihr verdient hatte. Auch machte nun Konrad alle kluge Betrachtungen, die ihm früher Noth gethan hätten, und nahm ſich feſt vor, wenn der Zorn des Geiſtes jemals verſöhnt werden und er ihn aus dieſer Vogelgeſtalt erlöſen ſollte, ſich ganz anders aufzuführen; aber es hatte den Anſchein, als wäre Rübezahl dießmal unverſöhnlich; und als das Trauerjahr vorüber war, und Frau Ludomille wieder in bunten Gewändern einherging, da ſtand er täglich in Gefahr, die ſchöne Frau auf immer zu verlieren, denn nicht genug, daß alle ihre alten Freier wieder kamen, die bald bemerkten, daß kein Berggeiſt ihren Bewerbungen mehr im Wege ſtehe, und meinten, es werde ſich Rübezahl nicht mehr in Ludomillens Heirathsgeſchichte miſchen, da er das erſtemal ſo ſchlechten Dank

davon gehabt, ſo fanden ſich noch überdieß ſo viele neue ein, daß es täglich von Gäſten auf der Mühle wimmelte, und der alte Thomas ſeine herzliche Freude an dem luſtigen Leben hatte; zumal da Konrads Schatz, trotz ſeiner liederlichen Wirthſchaft, doch noch hinreichend geweſen wäre, eine Grafſchaft zu kaufen. Dieſes erfuhren ſogar einige Ritter, die ſich nicht in den beſten Umſtänden befanden, und machten Jagd auf die ſchöne Wittfrau; aber dieſe wollte lange von keinem zweiten Manne wiſſen, und beſchäftigte ſich einzig und allein mit dem kleinen Thomas, welcher das leibhaftige Ebenbild des Vaters war, und der Mutter viele Freude machte. Der alte Müllermeiſter hatte auch nichts dagegen, daß Ludomille es immer verzögerte, eine neue Wahl zu treffen, denn er hatte an dem erſten Eidam mehr Herzeleid als Freude erlebt, und mußte wohl, wenn die ſchöne Tochter aus dem Hauſe komme, würden auch wohl die Beſuche auf ſeiner Mühle ſparſamer werden.

Durch die Länge der Zeit ward endlich Ludomillens Vorſatz etwas geſchwächt; mehrmals kam ſie in Verſuchung, einem der Bewerber ein Wort des Troſtes zu ſagen; aber da nannte ihr Staar den Namen: „Konrad!“ und feſt ſtand ihre alte Treue für den Verſtorbenen. Deshalb nannten ihre Freier den Staar nur den Todtenvogel, und die meiſten blieben aus. Nur zwei Ritter, hübſch und tapfer, aber arm wie die Kirchmäuſe, blieben beharrlich in ihren Bewerbungen, und Meiſter Thomas, der meinte, es möchten die Freuden nun doch bald ein Ende nehmen, redete ihr zu, einen aus dieſen beiden zu erwählen, damit ſie nicht als Wittib zur Grube fahre — auch gefiel ihr Ritter Wolfram nicht übel, und Konrad hatte ſchon zweimal ſeinen Namen rufen müſſen, um ſie von einem zärtlichen Geſtändniß abzuhalten. Wolfram gewahrte wohl, welche Wirkung der Ruf des Todtenvogels auf ſie machte, und bat ſie, den Staar zu tödten — da ward Frau Ludomille gewaltig böſe, ihre gute Meinung von dem Ritter verwan-

delte ſich in eine gar böſe, und ſie verbot ihm alsbald, ihr je wieder vor die Augen zu kommen. Das ließ ſich Ritter Friedrich, Wolframs Waffengefährte und Nebenbuhler, zur Warnung dienen, und da er vermeinte, daß nur dieſer Vogel ſeinem Glück im Wege ſtehe, ſo ſchlich er eines Tages, als Frau Ludmille im Hauſe beſchäftigt war, in ihre Stube, entſchloſſen, der ſchönen Wirtfrau die Mühe zu ſparen; er nahm den Vogel, der in ſeinem Käfig ängſtlich hin und her flatterte, heraus, faßte den Kopf mit zwei Fingern — Konrad glaubte, es ſey ſein Ende gekommen; aber in dem Augenblicke, wo Friedrich dem Staar das Köpflein eindrückte, ſtand der leibhaftige Konrad vor ihm, und bedankte ſich der Mühe, die er gehabt, ihn zu erlöſen. Ludmille, als ſie in der Stube reden hörte, kam dazu gelaufen, und wollte ſchier ihren Augen nicht trauen, bis ihr Konrad die Strafe Rudezahls erzählte, und wie der Ritter — der nun beſchämt von dannen zog — in böſer Abſicht ihm ein gutes Spiel gemacht

habe. Rübezahl vergab dem reuigen Konrad nochmals, und dieſer lebte ſodann noch viele Jahre mit ſeiner Ludomille ein ruhig und ehrbares Leben, ohne dem guten Geiſte jemals wieder einigen Verdruß zu machen.

Die goldne Ente.

1.

Tief im Dunkel des Königgrätzer Waldes ſtand vor mehreren hundert Jahren eine kleine Hütte, in der ſich einmal gar wunderbare Dinge zutrugen; es wohnte nämlich darin eine fromme Wittib, mit Namen Frau Jutta, und pflegte ihrer Tochter Adelheid und der zwei hinterlaſſenen Waiſen ihres Bruders, Heinrich und Emma, ſo ſie alle mit ihrer Hände Arbeit kümmerlich ernährte. Es waren gute und fromme Kinder, die der Mutter in allen Geſchäften zur Hand gingen; die beiden Mägdlein ſpannen fleißig am Rocken, und der flinke Knabe half der ſchwachen Alten ihr Gärtlein beſtellen und hütete ihre Schafe, deren Milch einen großen Theil ihrer Nahrung ausmachte; was ſonſt noch im Hauſe zu verrichten war, das mußte Frau Jutta allein beſtreiten, weil die

Dirnen noch gar zu klein waren — weshalb ſie ſich auch recht herzlich der Zeit freute, wo ſie herangewachſen ſeyn würden.

Eines Abends ſaßen alle Bewohner der kleinen Hütte beiſammen, und lobten ſich das arme und doch ſchützende Dach, denn draußen im Walde tobte ein gewaltiges Ungewitter; in Strömen ſchoß der Regen herab, und die Blitze folgten ſo ſchnell und heftig auf einander, als wären es erzürnte Feinde, deren einer den andern erſchlagen wollte, und wie der Forſt immer in weißen Flammen zu ſtehen ſchien, ſo rollte der Donner gar fürchterlich durch die Berge, gleich als wenn er zu brauſen gar nicht aufhören wollte, und während der muntre Bube durch das kleine Fenſterlein keck und muthig in das Ungewitter hinein ſchaute, ſich des Kampfes der Elemente kindiſch freuend, erzählte Frau Jutta den zagenden Dirnen folgende Mähr:

„Wiſſet, meine lieben Kinder, viele hundert Meilen von uns, am Ende der Welt, da wohnt ein Mann, der war vom Anfange an

da, und hat gar große Gewalt, und dieſer iſt es, welcher die Ungewitter macht: ſein Sohn iſt ein Schmied, der in einer großen Werkſtätte im Innern der Erde die Blitze ſchmiedet, die ſein Vater dann im Zorn von einem hohen Berge herabſchleudert — "

Als die Mutter ſo weit geſprochen, da fing Adelheid zu weinen an, denn es kam ihr vor, als ſähe ſie den gewaltigen Greis, der ſo alt als die Welt war, mit zottigem Barte vor ſich ſtehen, und er drohe ihr, ſie mit ſeinem Blitz zu erſchlagen; Heinrich kam verdrüßlich vom Fenſter an den Tiſch zurück, denn die Wuth des Gewitters hatte ſich erſchöpft, und indem es nur ſtill fortregnete, ſchaute er das wundervolle Feuerwerk nicht mehr, das ihm ſo ſehr behagt hatte; auch Emma fürchtete ſich vor dem grimmigen Alten, obſchon ſie Heinrich zu vertheidigen und ihn fortzujagen drohte, wenn er ſie heimſuchen wollte, und Frau Jutta, um die Kleinen zu beſchwichtigen, fing an von allerhand andern Gegenſtänden zu ſprechen; ſie erzählte ihnen weitläufig, wie es ihr nicht

immer so schlecht ergangen sey, im Schweiße ihr s An eüchtes ihr Brod erwerben zu müssen, sondern es habe einst auch der Wohlstand inmitten ihres Hauses geblüht — endlich meinte sie, mit Gottes Hülfe könne noch alles wieder gut werden und sie wieder alle in so guten Stand kommen, als sie es ehemals waren; aber die Kleinen waren in Armuth aufgezogen, und konnten sich gar nicht vorstellen, was Wohlstand sey; daher hatten sie Langeweile bei solchen Erzählungen, und baten die Mutter, ihnen lieber das alte Lied vom Wassermanne zu singen, bei dem es ihnen zwar immer angst wurde, und das sie gleichwohl alle Tage mit neuem Vergnügen hörten.

Die Alte willfahrte ihren Bitten und sang mit schnarrender Stimme:

„O Mutter! guten Rath mir leiht,
Wie soll ich bekommen die schöne Maid?"

Sie baut ihm ein Pferd von Wasser klar,
Und Zaum und Sattel von Sande gar.

Sie kleidet ihn an zum Ritter fein,
So ritt er Marienkirchhof hinein.

Er band ſein Pferd an die Kirchenthür;
Er ging in die Kirche dreimal und vier.

Der Waſſermann in die Kirch ging ein,
Sie kamen um ihn groß und klein.

Der Prieſter eben ſtand vor'm Altar:
„Was kommt vor ein blanker Ritter dar?“

Das ſchöne Mägdlein lacht in ſich:
„O wär der ſchöne Ritter für mich!“

Er trat über einen Stuhl und zwei:
„O Mädchen! gieb mir Wort und Treu!“

Er trat über Stühle drei und vier:
„O ſchönes Mädchen, zieh mit mir!“

Das ſchöne Mädchen die Hand ihm reicht:
„Hier haſt meine Treu, ich folg dir leicht!“

Als Frau Jutta ſo weit geſungen hatte, da kam es ihr vor, als höre ſie ein leiſes Klopfen an der Thür — ſie hielt inne; aber es war wieder alles ſtill, und ſie fuhr zu ſingen fort:

Sie gingen hinaus mit Hochzeitchaar,
Und tanzten freudig und ohne Gefahr.

Sie tanzten nieder bis an den Strand:
Sie waren allein jetzt Hand in Hand.

„Halt, ſchöne Dirne, das Roß mir hier,
Das niedlichſte Schifflein bring ich dir.“

Und als ſie kamen auf'n weißen Sand,
Da kehrten ſich alle Schiffe zu Land;

Und als ſie kamen auf den Sund,
Das ſchöne Mädchen ging zu Grund.

Noch lange hörten am Lande ſie,
Wie das ſchöne Mädchen im Waſſer ſchrie.

Ich rath euch Dirnen, ſo viel ich kann,
Geht nicht in Tanz mit dem Waſſermann.

2.

Als die Alte ſtill ſchwieg, und keines der Kleinen ſich zu regen wagte, wurde plötzlich ſtark an die Thüre geklopft, ſo daß alle erſchracken und die kleinen Mägdlein, ſich ängſtlich an die Mutter ſchmiegend, ſie flehentlich baten, doch in dieſer nächtlichen Weile keinem die Thüre zu öffnen, es könne wohl gar der Waſſermann oder der böſe Alte ſeyn, der den Blitz mache. Frau Jutta ſuchte die furchtſamen Dirnen zu beruhigen, und Heinrich ſtrafte ſie mit Worten und Geberden ob ihrer thörich-

ten Zaghaftigkeit, während jene zur Thüre ging, um zu vernehmen, wer zu einer ſo ungewöhnlichen Stunde Einlaß begehre; auf ihre Frage entgegnete eine ſanfte weibliche Stimme, es ſey eine Reiſende, von Nacht und Ungewitter in dieſem unwirthlichen Walde überfallen, die wohl meine, ſich eines gaſtlichen Daches nicht unwerth zu bezeugen.

Auf ſolchen Beſcheid öffnete Frau Jutta willig die Thüre, und alle Furcht verſchwand, als eine bejahrte Frau von edlem Anſehen in die Stube trat, und von ſo leutſeliger Miene, daß ſie alsbald allen wohlgefiel, und jeder ſich beeiferte, etwas zu ihrem Dienſte zu verrichten. Während Frau Jutta ſich beklagte, daß ſie ſo gar arm ſey und einen ſo vornehmen Gaſt nicht nach Würden bedienen könne, und Heinrich ein luſtig flackerndes Feuer anblies, um ihre ſchönen Gewänder zu trocknen, bot Emma der Reiſenden ihr kleines Abendbrod und wollte ihr Lieblingstäubchen ſchlachten, daß es die Mutter dem werthen Gaſte zum Imbiß bereite; aber die Dame entgegnete, ſie habe weder Hunger

noch Durſt und es ſey ihr nur um ein ſchüzzendes Dach für dieſe Nacht zu thun — nachdem ſie eine Schale Milch mit den armen Bewohnern der Hütte gegeſſen hatte, legte ſie ſich auf das duftende Lager, welches ihr Adelheid und Emma aus friſchem Gras und Kräutern einſtweilen bereitet hatten.

Als Frau Jutta und ihre Kinder am folgenden Morgen erwachten, und auch die Fremde ſich von ihrem Lager erhob, da wurden die Aermſten von ihrem Anſehn faſt verblendet — verſchwunden war die ehrbare Matrone von geſtern Abend, und an ihrer Stelle erſtand eine himmliſch ſchöne Frau, deren erſter Anblick ſie als ein übermenſchliches Weſen darſtellte; ein Gewand von weißer Seide umfloß den hehren Leib, und von dem ſtrahlenden Haupte flatterte ein Schleier herab, vor deſſen diamantner Sternenpracht die Bewohner der Hütte ſchier erblindeten; ihre Züge waren ſo ſanft als majeſtatiſch, und mit huldvollen Blicken wandte ſie ſich gegen Frau Jutta, alſo ſprechend:

„Wiſſet, daß ihr keine ſterbliche Frau bei euch beherbergt habet; ich bin die Faye Silenia, und habe den Gebrauch, die Menſchen, welche ich meiner Wohlthaten theilhaftig machen will, erſt auf die Probe zu ſtellen, ob ſie deren auch würdig ſind. Ich habe euch bewährt erfunden, und vor allen hat mir die kleine Emma wohlgefallen, die mir als einer hülfsbedürftigen Fremden ſelbſt das, was ihr das Liebſte war, zur Labung geben wollte; deshalb ſey ſie geſegnet, und ich ertheile ihr die Gabe, daß, ſo oft ſie weint, aus Leid oder aus Freude, ſtatt der Thränen Perlen aus ihren Augen fallen, und ihre ausgekämmten Haare zu eitel Goldfaden werden. — Doch möget ihr ſie ſorgſam in Acht nehmen, denn dieſe Wundergaben verlieren ſich alsbald, und ſie dürfte eine traurige Verwandlung erleiden, ſobald die freie Luft ihr Antlitz berührt; deshalb bedecket ihr liebliches Haupt mit einem Schleier, und erlaubt ihr nicht, dieſen eher zu lüften, als bis ſie ins Gemach getreten iſt.“

So hatte die wohlthätige Faye geſprochen,

und als die Beſchenkten ihr dankend zu Füßen ſtürzen wollten, war ſie verſchwunden.

Alsbald wollte Frau Jutta ſehen, ob ſie ſich auf die Worte der Faye auch verlaſſen könne und breitete ein großes Tuch auf die Erde, ſetzte ſodann die Kleine darauf, und fing an ihre langen goldgelben Haare zu kämmen, und ſiehe! die Haare ſo auf das Tuch fielen, verwandelten ſich augenblicklich in Goldfäden, und da ſie ihr erzählte, wie ſie nun bald reich und vornehm werden, und ſie ihr die ſchönſten Spielſachen kaufen würde, da fing Emma vor Freuden zu weinen an, und die ſchönſten Zahlperlen rollten herunter auf das ausgebreitete Linnen.

Von dieſem Tage an betrachtete Frau Jutta die kleine Emma als die einzige Quelle und Wiederherſtellerin ihres Wohlſtandes, und ſie ſchmeichelte ihr nicht allein als einem Schooskinde, ſondern gebot auch Adelheid und Heinrich, ihr in allem den Willen zu thun, dieweil doch ſie allein alle glücklich machen könne; ſol-

ches wurde auch den beiden Kindern nicht ſchwer, da Emma ein ſo ſanftes und herzensgutes Mägdlein war, daß man mit Freuden ihr Jegliches zu Liebe that, und Jeder der ſie ſah, ſich gezwungen fühlte, ſie zu lieben.

Am folgenden Tage verfügte ſich die Alte in die nächſte Stadt, verkaufte die Perlen und Goldfaden, die ſie erhalten, und handelte dagegen einen feinen Schleier ein, ohne welchen Emma das Haus niemals verlaſſen durfte; ſie kämmte das Kind oft mehrmals an einem Tage und erzählte ihm die ſchönſten Mährchen, die ſeinem Auge bald Thränen der Luſt entlockten, bald das gute Herz zur innigſten Theilnahme rührten, ſo daß Jutta in kurzer Zeit einen großen Reichthum an Gold und Perlen beſaß; anfangs verhandelte ſie ihre Koſtbarkeiten an Juden, die ſolche für ein geſtohlnes Gut hielten und ihr für ein Geringes abdrangen, als ſie jedoch ſo weit gekommen war, ſich ein kleines Gut in ihrer Gegend zu kaufen, und nun als eine ſtattliche Frau lebte, da trat ſie mit reiſenden Juwelieren und Goldſchmieden

in Verkehr, die ihre Waaren nach dem rechtlichen Preise bezahlten, und sammelte bald einen beträchtlichen Schatz.

3.

Mittlerweile waren Adelheid und Emma zu Jungfrauen herangewachsen, und der zunehmende Wohlstand der Mutter Jutta, die man in ihrer Dürftigkeit gekannt hatte, gab zu allerlei Vermuthungen Anlaß; die meisten Menschen in ihrer Gegend beneideten ihr das Glück, dessen sie genoß, und alle waren neugierig, woher der reiche Segen wohl kommen möge, der ihr Haus überstrahlte. Viele glaubten, sie habe einen Schatz gefunden, und wollten ihr schon den Grundherrn auf den Hals hetzen, daß er seinen Antheil daran fodre; andere verwarfen diese Meinung und dachten, daß sie mit den Reizen ihrer Töchter Handel treibe, ja man wollte bemerkt haben, daß viele der benachbarten Ritter ganze Nächte in ihrem Hause schwärmten und ihr die Sünden der Dirnen reich belohnt würden; aber die Bos-

haftesten von allen riefen: „Seyd ihr denn so thöricht und begreift nicht, daß die alte Hexe einen Bund mit dem Satan geschlossen, und ihm die schöne Base zum Eigenthum gegeben hat? dafür versorgt sie der Böse mit Allem, was zu einem üppigen Leben nöthig ist. Seht ihr denn nicht, daß Emma niemahls ohne Schleier geschaut wird, zum Zeichen, daß sie vergeben ist, und kein Christenmensch ihre Züge betrachten soll? Ja, ja! Frau Jutta ist eine Hexe, und sollte als eine solche verbrannt werden!“

Wenn nun gleich weder der Grundherr die gute Alte zwang, ihm einen Theil ihres Reichthums zu steuern, noch die Gerichte ihr den Hexenprozeß machten, so war es doch kränkend, wenn sie wieder erfahren mußte, welch lose Reden über ihr Thun und Treiben geführet wurden, und der kühne Jüngling, Heinrich, wollte Alle todt schlagen, die es wagten, seiner Schwestern Ehre anzutasten, so daß Jutta viel Mühe hatte, sein wildes Gemüth zu bändigen, und ihm begreiflich zu machen, daß solches Be-

ginnen das Gerede nur vermehren würde; viel lieber wandte sie alles an, durch ein gefälliges und freundliches Betragen und selbst Wohlthaten, die Herzen der Nachbarn zu gewinnen und die bösen Mäuler zu verstopfen — doch umsonst! und als sie von Tage zu Tage mehr einsah, wie es nicht möglich sey, den Lästerzungen Einhalt zu thun, so machte ihr solches den gewohnten Aufenthalt so zuwider, daß sie beschloß, ihr Gut zu verkaufen, und in die Stadt Prag zu ziehen; um sich jedoch bei einem so wichtigen Unternehmen nicht zu übereilen, schickte sie ihren Neffen Heinrich voraus dahin, um eine schickliche Gelegenheit zur Ansiedelung abzuwarten, und so sich eine dergleichen fände, ihr solches alsobald kund zu thun.

So kam Heinrich in der böhmischen Hauptstadt an, und da er ein wohlgebildeter Jüngling, von guten Sitten, auch von seiner Pflegemutter mit so vielem Gelde versorgt war, daß er es den vornehmen Rittern gleich thun konnte, so ward er bald mit vielen Grafen und Herrn bekannt, welche nicht glaubten, daß er

von gemeiner Herkunft ſey, ſondern durch ſeinen Aufwand zu dem Wahne verleitet wurden, er ſey eines Ritters Sohn, oder vielleicht gar der Sprößling eines fürſtlichen Stammes, der, unbekannter Urſachen wegen, einen dunkeln Namen habe annehmen müſſen; alſo unter den Rittern lebend wurde er der vertraute Freund des Grafen Wenzel von Haſenberg, und eines Tages, als ihm dieſer beim frohen Becherklang alle Geheimniſſe ſeines Herzens mitgetheilt hatte, vergaß auch Heinrich des ſtrengen Gebotes ſeiner Mutter, das Geheimniß ſeiner Schweſter an keine lebende Seele auszuplaudern, und erzählte dem Grafen, wie er zu Hauſe eine Schweſter von wunderſamen Liebreiz und Herzensgüte habe, die mit dem reifſten Verſtande die Gabe verbände, daß ihre herabgekämmten Haare zu Gold und ihre Thränen zu Perlen würden; auch vergaß er nicht hinzuzufügen, daß ſie ſtets verſchleiert gehen müſſe, weil die Berührung der freien Luft ihr mit einer unbekannten großen Gefahr drohe.

Als der Jüngling ſeinem Freunde dieſe

Schilderung von Eigenſchaften der holdſeligen Emma machte, entbrannte dieſer in Begier, eine ſo wundervolle Schönheit zu beſitzen; er foderte von jenem ohne Umſchweife ihre Hand und ſchloß ſeinen Antrag mit folgenden Worten:

„Nicht Gold und Kleinodien ſind es, durch die mich deine Schweſter beglücken ſoll, denn ich beſitze eine Grafſchaft von ſo großem Werthe, daß ich keines weitern Reichthumes bedarf; allein ich habe ſtets gewünſcht eine Gemahlin zu beſitzen, die ſich durch Schönheit, Tugend und andre ſeltne Gaben vor allen auszeichnet, deshalb will ich deiner Schweſter meine Hand reichen, ſey auch ihre Herkunft die dunkelſte, und ich beſchwöre dich bei unſrer Freundſchaft, ſtehe mir bei, daß ich dieß Wunderkind erringe!“

Heinrich erkannte zu ſpät, welche Unbeſonnenheit er begangen; aber es war nicht mehr möglich, das Wort zurückzunehmen, welches vorſchnell den Lippen entſprungen war, und er konnte dem Dringen ſeines Freundes nicht widerſtehen, ſondern verſprach ſelbſt nach Hauſe

zu reiſen, um für ihn zu werben. Um keine Zeit zu verlieren, ließ der Graf alſogleich einen Reiſewagen verfertigen, der ganz bedeckt und verſchloſſen war, ſo daß die ſchöne Jungfrau von der Luft nicht angewehet werden konnte, und ſein Freund machte ſich auf den Weg, mit einem Werbungsſchreiben verſehen, welches in den zärtlichſten und ehrerbietigſten Worten abgefaßt war.

Frau Jutta und ihre ſchöne Baſe empfingen dieſe Botſchaft mit großer Verwunderung und nahmen ſich Bedenkzeit; aber der Wunſch, eine vornehme Frau zu werden und Heinrichs Zureden, welcher ihr die Schönheit und Mannhaftigkeit des Grafen nicht genug rühmen konnte, behaupteten in dem Herzen der ſchönen Emma bald das Uebergewicht gegen alle Zweifel, und nach ein paar Tagen ritt Heinrich zu ſeinem gräflichen Freund zurück, ihm das Jawort ſeiner Schweſter zu bringen, und die Zuſicherung, daß ſie ihm bald auf die Stammburg ihres Verlobten folgen werde. Heinrich blieb ſodann in Prag, der wonnetrunkne Graf

ritt aber sogleich nach Hause, um alle Anstalten zu dem Empfang seiner Braut und einem glanzvollen Beilager zu treffen.

4.

Mittlerweile hatte auch Emma in Begleitung ihrer Pflegemutter und deren Tochter ihren Aufenthaltsort verlassen, und schon die Hälfte des Weges zurückgelegt, als sie durch einen Wald fuhren. Die Hitze war drückend, und Emma hatte ihren Schleier gelüftet, als Frau Jutta, um nach den Knappen zu sehen, welche der Graf seiner Braut zur Bedeckung auf der Reise zugesandt hatte, unvorsichtiger Weise die Thüre der Kutsche öffnete; aber kaum hatte der Sonne Strahl die schöne Jungfrau berührt, als sie plötzlich in eine goldne Ente verwandelt, von dannen flog und bald den Blicken ihrer erstaunten Muhme entschwand.

Als sich die Alte vom ersten Schrecken erholt hatte, gerieth sie in eine tiefe Betrübniß, denn sie fürchtete sich vor dem Zorn eines so vornehmen Herrn, als der Graf war, und vor

Heinrichs jugendlichem Ungeſtüm; jedoch gibt es wohl kein Mißgeſchick, aus welchem ſich Weiberliſt nicht heraus hülfe, und da ſie bemerkte, daß die Knappen des Grafen dieſen Unfall nicht inne geworden, ſo erſann ſie bald ein Mittel, ſich aus ſo großer Verlegenheit zu retten; als ſie noch weiter in dem Walde fuhren, und ſeitwärts ein Dorf liegen ſahen, ſandte ſie die Knappen in daſſelbe, um Milch zu holen, und bedeckte mittlerweile Adelheid mit Emmas Schleier — als nun jene zurückkamen, fanden ſie Frau Jutta mit großem Angſtgeſchrei außerhalb der Kutſche, welche mit künſtlichem Weinen und Jammern erzählte, ſie habe ſich, um friſche Luft zu ſchöpfen, mit Adelheid nur wenige Schritte von der Kutſche entfernt, da ſey ſie von einigen bewaffneten Männern angefallen worden, die ihr die Tochter geraubt und fortgeſchleppt hätten; ſie bat die Knappen, den Entführern nachzuſetzen, und geberdete ſich dabei ſo kläglich, daß die harten Kriegsknechte Mitleid mit ihr hatten, und den ganzen Wald durchſpähten, ohne eine Spur von den Räu-

ber. zu finden, wie es natürlich war. In dieſer Zwiſchenzeit hatte Frau Jutta ihre Tochter unterrichtet, wie ſie ſich zu benehmen habe, um an Emmas Stelle die Gemahlin des reichen und ſchönen Grafen zu werden, und die Knappen fanden ſie bei ihrer Rückkehr einigermaßen getröſtet, indem ſie zu ihnen ſprach:

„Es iſt zwar ein groſſes Leid, das mich betroffen, mein einziges und geliebtes Kind in der Blüthe ſeiner Jahre zu verlieren, und nichts kann mich darüber tröſten als die Betrachtung, um wie viel größer das Unglück wäre, wenn meine liebreizende Baſe das Opfer dieſer Unholde geworden wäre, und ich ertrage mein herbes Mißgeſchick mit Gelaſſenheit, da nur die Braut des Grafen gerettet iſt.

Da die Knappen wohl wußten, mit welcher Sehnſucht und Begier der Graf auf die Ankunft ſeiner ſchönen Braut harrte, ſo wagten ſie es nicht mehr, die Kutſche einen Augenblick zu verlaſſen, denn ſie fürchteten ſeinen ganzen Zorn zu empfinden, wenn dem Fräulein auch nur der kleinſte Unfall zuſtoßen ſollte. Das

nächſte Nachtquartier benutzte Mutter Jutta, um mit der furchtſamen Adelheid weitere Abrede zu nehmen, wie dieſe ſich gehörig zu verſtellen habe, um von dem Grafen für Emma gehalten zu werden; ſie gab ihrer Tochter einen großen Vorrath von Perlen und Goldfaden, und belehrte ſie, ſolchen zu gebrauchen, um ihren künftigen Gemahl zu verblenden; auch befahl ſie den Knappen, nicht über Prag, ſondern den geraden Weg nach der Haſenburg einzuſchlagen, damit ſie Heinrichs ſcharfem Blick entgingen; jenen aber ſagte ſie, um den Grafen früher durch die Ankunft ſeiner erſehnten Geliebten zu überraſchen.

Als ſie auf der Haſenburg ankamen, verließ Frau Jutta zuerſt den Wagen, den ſie ſorgfältig wieder zuſchloß, und verfügte ſich alſogleich zu dem Grafen, den ſie um Erlaubniß bat, mit ihrer Pflegetochter ein Gemach beziehen zu dürfen, in welches kein Tageslicht falle; dieß erklärte ſie als nothwendig, ſo lange bis ſich jene von der Reiſe erholt und ſie einige Anordnungen getroffen haben würde, welche

das Geſchick, ſo über dieſer wunderbaren Dirne walte, nöthig machte, auch verbat ſie ſich bis dahin jeden Beſuch, ſelbſt den des Grafen für die ſchöne Emma. So ſehr der Graf vor Sehnſucht brannte, die geprieſene Schöne zu ſehen, ſo unterwarf er ſich dennoch dieſer verhaßten Zögerung. Die ſchönſten Gemächer der Burg wurden den Frauen eröffnet, und das innerſte derſelben auf Juttas Begehren in tiefe Finſterniß verhüllt; dorthin führte die betrügeriſche Alte ihre Tochter, unter der Hülle eines dichten Schleiers, und verbarg ſie durch mehrere Tage allen Blicken; ſelbſt den Bruder, der auf die Nachricht von Emmas Ankunft auf der Hasenburg, dahin geritten war, um die Schweſter zu begrüßen, fertigte ſie unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit ab, und da man in Prag eben ein Ringelſtechen hielt, und die Muhme ihn reichlich mit Gelde verſah, ſo fiel es ihr nicht ſchwer, den leichtſinnigen Jüngling zu bewegen, daß er wieder fortritt, ohne ſeine Schweſter geſehen zu haben.

5.

Als nun der Graf durch ſeine Knappen erfuhr, wie Frau Jutta auf dieſer Reiſe ihr eignes Kind verloren habe, ſo hegte er darüber ein aufrichtiges Mitleid, und beſchloß, ſie durch das gütigſte und wohlwollendſte Benehmen über ihren Verluſt zu tröſten; doch ward er ungeduldig, da die Alte, im Bewußtſeyn ihres Betruges, und vor deſſen Ausgang bange, die Zeit immer weiter hinaus ſchob, wo Graf Wenzel ſeine Braut ſehen ſollte, und obſchon jene keine ſüßen Worte ſparte, und ihm täglich goldne Faden von dem Haupte der Jungfrau und Perlen aus ihren ſchönen Augen brachte, ſo konnte er doch zuletzt ſeine Begier nicht länger zähmen, und ſtürzte eines Tages unangemeldet in das Gemach der vermeinten Emma, die er alsbald in ſeine Arme ſchloß und ihren Mund mit zärtlichen Küſſen bedeckte.

Frau Jutta machte ihm bittere Vorwürfe über dieſen voreiligen Schritt und ſagte, er ſey dadurch Schuld, daß ſeine Braut in dem Au-

genblick dieſes heftigen Ueberfalls einen Theil ihrer wunderbaren Schönheit eingebüßt habe.

Ob es gleich dem Grafen ebenfalls vorkam, als entſpreche Emma keineswegs dem Bilde, welches ihm Heinrich von den Reizen ſeiner Schweſter entworfen hatte, ſo war er doch ſogleich bereit ſein Wort zu halten, und ließ den Burgkapellan rufen, um ihn mit der fremden Jungfrau zu vermählen; doch ließ er die öffentlichen Luſtbarkeiten bei Seite, womit er ſeine Hochzeit zu feiern beſchloſſen hatte, denn die Braut war in der That gar kein Wunder von Schönheit, und nach der Vermählung ward er leider auch gar zu bald inne, daß weder ihr Geiſt ſo klar und tief, noch ihr Herz ſo ſanft und weich ſey, als ihm verſprochen worden war, deshalb war er ſehr erzürnt über Heinrich, und als er, kurz nach ſeiner Hochzeit, einen Ritt nach Prag machte, und da mit ſeinem Schwäher zuſammentraf, beſchuldigte er ihn des Betruges, indem ſeine Schweſter weder ſchön, noch ſanft und geiſtreich ſey, und

keinen andern Vorzug habe, als die Perlen ihrer Augen und die Goldfaden ihrer Haare.

Heinrich war erſtaunt über eine ſolche Beſchuldigung, denn er wußte wohl, daß Emma die ſchönſte Jungfrau in Böheim, und vielleicht in der ganzen Welt war; deshalb meinte er, der Graf müſſe ſeine Sinne verloren haben, und vergeſſend, daß er mit einem der vornehmſten und mächtigſten böhmiſchen Herrn zu thun habe, entgegnete er ſeiner Rede in den härteſten Ausdrücken, worauf der Graf in Zorn entbrannte, ihn durch ſeine Knechte greifen und auf ſeine Burg bringen ließ, woſelbſt er ihn in den tiefſten Kerker zu werfen befahl.

An der Haſenburg iſt noch heutzutage ein hoher runder Thurm zu ſehen, in welchen ein unterirdiſcher Gang aus dem Innern der Burg führte, ſonſt hatte er keinen Ausgang — oben iſt er offen, daß ſelbſt das Ungewitter den Gefangenen verfolge, und nur ein einziges vergittertes Fenſter war an dem Orte, wo der Thurm auf dem Felſen ruht; in dieſes Ge-

fängniß wurde der unſchuldige Heinrich gebracht, und Frau Jutta freute ſich über dieſe Begebenheit, welche ſie von einer ſchweren Sorge frei machte; aber ihre Herrlichkeit nahm gleichwohl in Kurzem ein Ende, denn ihr Vorrath an Gold und Perlen, ſo groß er auch geweſen, ging aus, und nun ſah der Graf den Betrug in ſeinem ganzen Umfange, und da er Heinrich für einen Mitſchuldigen und Anſtifter hielt, der ihn in dieſe arge Falle gelockt habe, ſo verdammte er ihn, ſein ganzes Leben im Thurme hinzuſchmachten; ſeine Gemahlin aber behandelte er von dieſer Zeit an mit der größten Gleichgültigkeit und Verachtung, kam ganze Wochen und Monate nicht auf ſeine Burg, ſondern ſchwärmte in der Stadt und auf den Burgen der zügelloſeſten Ritter umher, und wenn er heim kam, brachte er ausgelaſſene Luſtdirnen mit ſich, bewirthete ſie viele Tage lang auf der Hafenburg, und zwang ſeine Gemahlin und Frau Jutta ihm bei der Tafel aufzuwarten und den Dirnen den Wein zu kredenzen.

6.

So litt Adelheid eine grauſame Qual für das Verbrechen, an dem ſie Theil genommen, und überhäufte in ſchlafloſen Nächten die ſchuldige Mutter mit den bitterſten Vorwürfen, daß ſie durch ihre unſelige Falſchheit alle verderbt hatte; oft wollte ſie dem Gemahl zu Füßen fallen und ihm ein reuiges Bekenntniß des ganzen Vorfalls ablegen, der ſie jedoch immer von ſich ſtieß, ohne ihr ein Gehör zu ſchenken, und während die beiden Frauen ſo ſchwer für ihre Argliſt büßten, ſaß Heinrich im Thurm in ſtummer Verzweiflung, daß er ſich an dem nicht rächen konnte, der ihn ſo ſchwer beleidigt; ohne Hoffnung jemahls frei zu werden aus ſeiner ſchweren Haft war er ſeines Lebens müde, und dachte oft, ob es nicht beſſer wäre, ſich mit ſeinen Ketten zu erdroſſeln, als es eines Tages mit ſüßer Stimme zu ihm herunter klang:

An einem Baum, am Weidenbaum ſaß ſie,
Gedrückt die Hand zum Herzen ſchwer von Leide,

Geſenkt das Haupt, auf ewig fern der Freude –
So weinte ſie, ſo ſang ſie ſpät und früh.
Singt alle Weide,
Singt meine ſüße, liebe, grüne Weide,
Liebe grüne Weide!
Der helle Strom, er fühlet mit ihr, Ach!
Er rauſchet ſanft zu ihren Klagetönen,
Der Fels in ihm, erweicht von ihren Thränen,
Hallt traurig dem gebrochnen Seufzer noch:
Singt alle Weide,
Singt meine ſüße, liebe, grüne Weide,
Liebe grüne Weide!
Du hangend Laub, geliebte Weide du,
Was neigſt du dich herab zu meinem Leide?
Mir Kranz zu ſeyn in meinem Leichenkleide,
Hier endet ſich's, hier find ich meine Ruh.
Singt alle Weide,
Singt meine liebe, ſüße, grüne Weide,
Liebe, grüne Weide!

Gar leicht erkannte Heinrich den Klageton ſeiner Schweſter und das Lied, deſſen melancholiſche Weiſe ihr ſtets wohlgefallen hatte, und rief aus:

„O meine geliebte Emma! wohl höre ich deine Stimme und vernehme die Klagen, ſo

dir ein Ungeheuer auspreßt, deſſen Undank dein zärtliches Herz zerreißt — bald wird der Gram dein theures Herz brechen; aber du ſollſt in jenem Lande der Vergeltung einen zärtlichen Bruder finden, der dir vorangeht, dein dort zu harren."

Mit dieſen Worten ergriff er ſein Meſſer, und war im Begriff ſich ſolches ins Herz zu ſtoßen, als Emmas Stimme wieder ertönte:

„Halt ein, Heinrich!"

Der Jüngling ließ das Meſſer fallen, und als er in die Höhe blickte, um zu ſehen, woher ihm der Schall ſo deutlich ertönte, da ſah er beim hellen Mondſchein eine Ente ängſtlich umherflattern; ihr Gefieder war von dem ſchönſten Gold und ihr Hals mit einem köſtlichen Perlenſchmuck geziert. Heinrich konnte nicht begreifen, wie dieſe Erſcheinung mit dem Zuruf zuſammenhänge, den er ſo eben vernommen, da fuhr die Ente fort:

„Kennſt du mich nicht, und iſt dir deine unglückliche Schweſter fremd geworden?"

Da entgegnete Heinrich:

„Wohl erkenne ich nunmehr deine Stimme; aber wie kommſt du zu ſolcher Geſtalt?“

Emma erzählte ihrem Bruder ausführlich, was ſich mit ihr auf der Reiſe zugetragen, wie ſie, in eine goldne Ente verwandelt, heimatlos umherfliege, wie Muhme Jutta dem Grafen ihre Tochter untergeſchoben hatte, und ſchloß ihre Erzählung mit folgenden Worten:

„O, wie glückſelig wären wir geweſen, wenn wir, unſre thörichten Wünſche beſchränkend, in Ruhe und ländlicher Abgeſchiedenheit des Segens genoſſen hätten, den uns die Huld der Faye verliehen. Weh über die thörichte Sucht nach dem Stadtleben, nach Glanz und weltlicher Hoffarth, ſo mich verleiteten, die Braut des Grafen zu werden. Unſer Stolz iſt beſtraft — Muhme Jutta und Adelheid haben kein Glück durch ihre Falſchheit erworben, du ſchmachteſt dein junges Leben im Felſenkerker dahin, und mein Schickſal iſt vielleicht, daß morgen ein wilder Jägersmann, durch den

Glanz meines Gefieders gereizt, mir den Tod gibt.“

Emma weinte zahlloſe Thränen über ihr und ihres Bruders Mißgeſchick, und dieſe rollten als koſtbare Perlen in den tiefen Thurm herab; auch Edelgeſteine fielen aus ihrem Gefieder, und wie ſie auf der feuchten Erde lagen, gaben ſie einen hellen Schein von ſich.

Die beiden Geſchwiſter beklagten und tröſteten einander wechſelsweiſe, und Heinrich fühlte die bitterſte Reue; denn er ſah wohl ein, daß nur ſeine Schwatzhaftigkeit all dieſe Qualen über ſie gebracht hatte, und ſie trennten ſich nicht eher, als bis der Tag anbrach — da flog die Ente von dannen, ſo leicht wie eine Schwalbe, nachdem ſie dem betrübten Bruder verſprochen hatte, in jeder Nacht ihren Beſuch zu wiederholen.

7.

Emma hielt treulich Wort, und von Nacht zu Nacht fühlte Heinrich ſein Gemüth mehr ge-

tröſtet und aufgerichtet; auch hoffte er dereinſt eine Gelegenheit zu finden, ſich bei dem Grafen zu rechtfertigen, deſſen Betragen gegen ihn, er nicht mehr wie ehedem als ungerecht und ruchlos verdammen konnte! aber nach einiger Zeit blieb die goldne Ente aus, und Heinrich glaubte nicht anders, als, ſie ſey wegen ihres ſchönen Gefieders gefangen, oder vielleicht gar von einem Geizigen getödtet worden, und er war noch in Betrachtungen über Emma's trauriges Geſchick vertieft, als er zum erſtenmal ſeit ſeiner Verhaftung die Riegel und Schlöſſer der doppelten eiſernen Pforte raſſeln hörte, und, ſtatt daß man ihn in einem Korbe nur ſpärlich Speiſe und Trank herabgelaſſen hatte, der Kaſtellan des Schloſſes ſelbſt eintrat, ihm ſeine Befreiung anzukündigen, und ihn in dieſelben Gemächer zu geleiten, welche er ſchon ehemals in glücklichern Zeiten bewohnt hatte, und wo Heinrich ſchon alles zu ſeinem Empfange bereitet fand; er fragte nach der Urſache dieſer plötzlichen Veränderung, doch konnte ihm keiner Auskunft geben, bis endlich der Graf ſelbſt

eintrat, ihn zärtlich umarmte und auf die rührendſte Weiſe bat, ihm das zugefügte Leid zu vergeben; dann fuhr er in ſeiner Rede alſo fort:

„In der vergangenen Woche kamen die Wächter des Thurmes zu mir und baten, ich möchte mich doch zur Nachtzeit in das eiſerne Gitter begeben, das in den runden Thurm gehe, dahin komme immer ein goldner Vogel und ſpreche mit dem Gefangenen ganz nach Art der Menſchen. Schier mochte ich ſo wunderſame Mähr nicht glauben, doch widerſtand ich dem dringenden Anſuchen nicht, und fand mich, ſobald in der Burg alles im Schlafe lag, am Thurme ein; nun ſah und hörte ich, wie deine Schweſter in Geſtalt einer goldenen Ente mit dir koſete, und aus euren Reden errieth ich gar bald, auf welche ſchändliche Art ich ohne dein Wiſſen betrogen und eine gemeine Weibsperſon mir ſtatt der erwählten hochbegabten Braut untergeſchoben wurde. Ich beſchloß, dieſen theuern Vogel zu beſitzen, es möge auch koſten, was es wolle; daher zog ich

mich leiſe zurück, um die nöthigen Anſtalten zu treffen, und ward auch von ihr, da ihr beide allzuſehr in euer ſchweres Leid vertieft waret, nicht bemerkt. Schon in der folgenden Nacht hatte ich eine große Anzahl meiner flinkeſten Knappen aufgeſtellt, welche die goldne Ente auch in der That fingen; aber als ſie ſolche in einen Vogelbauer geſetzt und zu mir tragen wollten, da entſchlüpfte ſie durch die engen Stäbe des Käfichts und flog hoch über ihre Häupter empor, ſo daß ſie ſelbe bald aus den Augen verloren. Schlingen, Netze und alle andern Gattungen des Vogelfanges brachten uns nicht beſſere Frucht, und ich wende mich an dich: benutze die ſchweſterliche Liebe, die ihr Herz für dich hegt, und bitte ſie, da mir ein grauſames Geſchick ihren unſchätzbaren Beſitz als Gattin nicht vergönnt, ſo möge ſie auch in ihrer gegenwärtigen Geſtalt auf meiner Burg wohnen. Ich bin bereit, ihr die ſchönſten Gemächer einzuräumen, und vielleicht wird die erzürnte Faye endlich durch meinen Gram

und meine Liebe gerührt werden und ihr die hohe Schönheit ihres Leibes wieder ſchenken.“

Heinrich vergab dem Grafen von ganzem Herzen und verſprach, der Schweſter, ſo bald ſie ihn wieder mit einem Beſuche erfreuen würde, ſeine Bitte vorzutragen; aber ehe die goldne Ente wieder erſchien, ſtarb Adelheid, denn die Kränkung von ihrem Gemahle, ſo verachtet zu ſeyn, verbunden mit den Gewiſſensbiſſen, die täglich ihr Gemüth verwundeten, hatten ſie aufs Krankenlager geworfen und ihre Natur erlag. Gleich nach Adelheids Tode verbannte der Graf ihre Mutter auf eine alte Burg auf der äußerſten Grenze ſeiner Grafſchaft, und verbot ihr, die ihn ſo liſtig hintergangen, je wieder vor ſeinen Augen zu erſcheinen. Mit Heinrich lebte Graf Wenzel wieder ſo freundſchaftlich als zuvor, und beide hofften von Tage zu Tage die goldne Ente wieder erſcheinen zu ſehen, welches aber erſt geſchah, als ſie ſchon lange Zeit vergeblich geharrt, und ſchier zu glauben anfingen, die Nachſtellungen

des Grafen hätten ſie auf immer verſcheucht; eines Tages verweilte Heinrich nach dem Mittags Imbiß länger als alle andern im Speiſeſaale, da flog die goldne Ente zum offenen Fenſter herein auf den Tiſch und ſammelte die verſtreuten Broſamen; gar ſehr erfreut, nahte ihr Heinrich, nannte ſie mit den ſüßeſten und und zärtlichſten Namen, ſtreichelte ihr goldnes Gefieder und fragte, warum ſie ihn ſo lange gemieden habe?

Da klagte ihm Emma in den rührendſten Ausdrücken, auf wie mannigfaltige Weiſe ihr des Grafen Leute nachgeſtellt hatten, und drohte, wenn dieß noch einmal geſchehe, auch ihn auf immer zu fliehen. Heinrich bat ſie im Namen des Grafen, nach ihrem Gefallen im Schloſſe zu wohnen, doch ſolches ſchlug ſie rund ab, und da ſie im anſtoßenden Gemach ein Geräuſch hörte, ſo flog ſie ſchnell von dannen.

8.

Der Jüngling ſann lange hin und her, ob er ſeinem Freunde den Beſuch der goldnen Ente

berichten ſollte; da er aber ſeine große Begier nach dem Beſitz dieſes Vogels kannte, ſo befürchtete er mit Recht, der Graf werde ſich nicht enthalten können, ihm abermals nachzuſtellen, und ihn ſo der geliebten Schweſter auf immer berauben, daher ſchwieg er; aber Graf Wenzel hatte den koſtbaren Vogel ins Fenſter fliegen ſehen, und als ihm Heinrich nichts davon ſagte, nannte er ihn in ſeinem Sinn einen falſchen und lügenhaften Freund, und, ohne ſich ſeinen Groll merken zu laſſen, entwarf er einen neuen Plan, ſich der goldnen Ente zu bemächtigen, und als am folgenden Morgen Emma ihren Bruder auf ſeiner einſamen Stube heimſuchte, verſchloß ſich auf einmal das Fenſter von ſelbſt, weil der Graf im obern Stockwerk an einer daran befeſtigten Schnur zog, und wenige Augenblicke nachher trat er ſelbſt in das Gemach, um ſich der theuern Beute zu bemächtigen; aber die Ente flatterte ſchnell und ängſtig auf und entſchlüpfte durch das Schlüſſelloch.

Heinrich war ſehr betrübt, weil er fürch-

tete, ſeine geliebte Schweſter nun nimmer zu ſehen, und überhäufte den erſtaunten Grafen mit den bitterſten Vorwürfen, welche ihm dieſer in reichem Maße wieder zurück gab, ſo daß ſie in Unfrieden ſich von einander trennten und Heinrich beſchloß, die Hafenburg zu verlaſſen und in die weite Welt zu gehen, es möge ihm auch widerfahren, was da wolle; er war ungefähr einen Tag lang fortgezogen, und befand ſich in einem dichten Tannenwalde, als eine Matrone von erhabner Geſtalt ihm in den Weg trat, in welcher er alsbald die wohlwollende Faye aus dem Königgrazer Walde wieder erkannte, die ſeine Schweſter einſt ſo reich begabt; ihre Miene war ernſt, und ihr edles Antlitz ſchien ihm zu drohen. Heinrich erſchrack ſchuldbewußt und blieb zaghaft vor ihr ſtehen, da ſprach ſie:

„Warum haſt du die Hafenburg verlaſſen, grade zu einer Zeit, wo ſich das böſe Geſchick, ſo deine Thorheit über die unglückliche Schweſter gebracht hat, wieder zum Guten wendet? kehre alſogleich wieder dahin zurück, und du

wirſt den Grafen in einem Zuſtande finden, der ihn, ſo leidvoll er iſt, zum Glücke führt; beſtärke ihn in der Reue über ſein laſterhaftes Leben, die ſein Herz zu bewegen anfängt, und bald wird auch Emma wieder in eurer Mitte wohnen; ſie wird nicht allein die Wundergaben behalten, die ich ihr ertheilt, ſondern auch die Berührung der freien Luft ertragen können; nur allein Schmerzenstränen werden nicht mehr zu Perlen werden, ſondern zu Scorpionen, die jeden verfolgen, der ihr ſelbe auspreßt. Darum ſorge ihr Gemahl, daß er ihr nur Thränen der Luſt entlocke, die ſich alsbald in die köſtlichſten Perlen des Morgenlandes verwandeln werden. Geh, Heinrich! eile nach der Haſenburg und erwarte dort die Ankunft deiner Schweſter.“

Mit dieſen Worten verſchwand die Faye und Heinrich wandte ſeine Schritte rückwärts nach der Haſenburg, auch war er gar nicht lange gegangen, als er mehrern Knappen des Grafen begegnete, die ſagten ihm, als der Herr ſeine Entfernung vernommen und ſich ſo

ganz einſam und verlaſſen gefühlt, da ſey er vor großem Herzweh krank geworden und habe ihnen geboten, auszuziehen, um Junker Heinrich zu ſuchen, und nicht wieder vor ſeine Augen zu kommen, wenn ſie ſolchen nicht aufgefunden hätten. Heinrich ritt mit ihnen nach der Hafenburg, und als er in des Grafen innerſtes Gemach trat, fand er denſelben in der That ſehr krank auf dem Bette liegen, und die große Sehnſucht nach ſeiner Braut hatte ihn in dieſen beklagenswerthen Zuſtand verſetzt; ſein Schwager tröſtete ihn mit dem, was die Faye geſprochen, und Graf Wenzel ſchwur einen hohen und heiligen Eid, daß er nimmer wieder in ſein wüſtes und ſündenvolles Leben verfallen, und ſeiner rechtmäßigen Gemahlin ewig und unverbrüchlich treu bleiben wolle.

Kaum hatte der Graf ſeinen feierlichen Schwur ausgeſprochen, ſo öffneten die Fenſter ſich von ſelbſt, die goldne Ente flog in das Gemach, ſetzte ſich auf die Pfoſten des Bettes und ſprach:

„Zum letztenmale erſcheine ich in dieſer Ge-

ſtalt, denn meine Prüfungszeit iſt aus, und es iſt mir nun vergönnt in den Armen eines liebenswerthen Gemahls mich des Lebens zu erfreuen.“

Bei dieſen Worten fingen die goldnen Federn an von ihrem Leibe zu flattern, ihr langer Schnabel ründete ſich in ein holdſeliges Kinn und den ſchönſten rothen Mund, der mit zwei Reihen ihrer ſchönſten Perlen verziert zu ſeyn ſchien; ein Paar blitzende und doch freundliche ſchwarze Augen ſchauten fromm über die roſigen Wangen herüber, und ehe ſie ſich verſahen, ſtand eine wunderſchöne Jungfrau in einem reichen Gewande von Goldſtoff, mit Perlen und Edelſteinen geſtickt vor ihnen; die Pracht ihrer Kleidung konnte nur durch den Glanz ihres Liebreizes verdunkelt werden, und die Luſt über die Wiedervereinigung mit ihrem Bruder und Bräutigam lockte zahlloſe Perlen aus ihren ſchönen Augen.

Der Graf fühlte ſich bei dieſem Anblick von allem Weh geneſen, ſprang ſchnell vom Lager

auf, und warf ſich der Schönen zu Füßen, den Schwur der ewigen Treue wiederholend.

Wenige Tage nachher begann das Hochzeitfeſt des Grafen mit der ſchönen und tugendſamen Emma, welches er mit einer Pracht und Herrlichkeit feierte, wie ſolche vorher bei keinem böhmiſchen Herrn war geſehen worden. Die beiden gräflichen Ehegeſponſen erfreuten ſich eines zahlreichen Eheſegens und lebten bis in ihr hohes Alter in der beſten Eintracht; aber Heinrich vermählte ſich niemals, ſondern blieb bei ſeiner geliebten Schweſter, welche auch der treuloſen Jutta verzieh und ſelbe aus ihrer Verbannung wieder zu ſich auf die Haſenburg nahm, wo ſie nach wenigen Jahren ſtarb.

Verzeichniß einiger Verlagsbücher von J. G. Calve in Prag, welche durch alle solide Buchhandlungen gleich oder auf Bestellung zu haben sind:

(Die hier angesetzten Preise sind in Sächsischen Thalern und guten Groschen oder Convent. Münze. Innerhalb der in W. W. rotzenden österreichischen Erblande finden Preise in W. W. statt, bei deren Bestimmung der Cours zum Maaßstabe dient, wo aber wegen einmal bestehender älterer Preise eine Abweichung statt findet, ist der Preis in W. W. hier angemerkt.)

Woltmann, Caroline von, Volkssagen der Böhmen. 2 Bde. 8. Prag. 1815. 2 thlr. 8 gr. (3 Fl. 24 Xr.)

— —, Carl Ludwig von, Johannis der Geschichte Böhmens. 2 Thle. 8. Prag, 1815. 3 thlr. 8 gr. (12 Fl. W. W.)

Pliani, A., Bemerkungen über die merkwürdigsten Oerter und Gegenden in Europa, Asien und Afrika, geschrieben auf seinen dahin gemachten Reisen. Aus dem Französischen. 2te unveränderte Aufl. 8. 1812. Schreibpap. geh. 1 thlr. 6 gr.

Dichtung und Wahrheit, oder des Hausfreunds Erzählungsbuch, lustiger, trauriger, lieblicher und

schauderhaften Geſchichten, Novellen, Mährchen, Saagen, ſcherzhafter Gedichte, Räthſel, Charaden und Logogryphen. 4 Bde. 8. 1818. 6 thlr. (18 Fl. W. W.)

Hesperus, ein National-Blatt für gebildete Leſer, herausgegeben von C. C. Andre in Brünn. gr. 4. mit Kupfern.

— — Jahrgang 1812 in 12 Heften. 6 thlr.
— — Jahrgang 1813 12 Hefte m. K. 6 thlr.
— — für 1814 12 Hefte mit Kupfern 6 thlr.
— — für 1815 12 Hefte mit Kupfern 6 thlr.
— — für 1816 12 Hefte mit Kupfern 6 thlr.
— — für 1817 12 Hefte mit Kupfern 6 thlr.
— — für 1818 12 Hefte mit Kupfern 6 thlr.
— — für 1819 12 Hefte mit Kupfern 7 thlr.

} Pränumerat. Preis

NB. Jeder Jahrgang koſtet einzeln nach Ablauf des Jahres, wo er erſchienen iſt, 2 thlr. mehr. — Bei Abnahme completer Exemplare von allen Jahrgängen oder auch nur der von 1811 bis 1815 incl. wird der Pränumerations-Preis beibehalten. Es verſteht ſich, daß die Abnahme auf einmal geſchieht.

Der Jahrgang 1816 kann nicht mehr einzeln abgegeben werden.

Mixnitz, A. G., (ehemals Profeſſors zu Prag) hiſtoriſch maleriſche Darſtellungen aus Böhmen. Mit 14 ausgemalten Kupfertafeln und 2 Vignetten. 4. 1798. 35½ Bogen Text im länglichen Quartformate, auf gutem Papier, geh. 6 thlr. 16 gr. auf holländiſchem Regal-Papier 10 thlr. (20 Fl. W. W. u. 40 Fl. W. W.)

Sommer, Joh. Gottfr., neueſtes wort- u. ſacherklärendes Vollſtändigungswörterbuch aller jener, aus fremden Sprachen entlehnten Wörter, Ausdrücke und Redensarten, welche die Teutſchen bis jetzt in Schriften und Büchern ſowohl, als in der Umgangsſprache, noch immer für unentbehrlich und unerſetzlich gehalten haben; verbunden mit einer Erklärung auch der weni-

ger bekannten Kunſtwörter und anderer Ausdrücke der teutſchen Sprache. Ein höchſt nützliches Handbuch für Geſchäftsmänner, Zeitungsleſer, und für gebildete Menſchen überhaupt. Zu durchaus umgearbeitete, verbeſſerte und vermehrte Ausgabe. gr. 8. 1819. 2 thlr. 8 gr.

Dieſes iſt das vollſtändigſte, am zweckmäßigſten und bequemſten eingerichtete Verteutſchungswörterbuch.

Schmidt, Joh. Gottfr., Gemälde der phyſiſchen Welt, oder unterhaltende Darſtellung der Himmels- und Erdkunde. Mit Kupfern und Karten. gr. 8. 12 Bd. in 4 Heften. 1818. Ladenpreis für die Hefte 1 bis 4 2 thlr. (Wird fortgeſetzt.) Pränumerationspreis für die Hefte 5 bis 8 1 thlr. 16 gr.

Hier iſt zu bemerken, daß der Pränumerations-Preis immer in den Jahren beſteht, wo die Hefte erſcheinen.

Sternberg, Graf C., Abhandlungen über die Pflanzenkunde in Böhmen. 2 Abtheilungen. gr. 8. 1817 und 1818. 1 thlr. 20 gr. (In Commiſſion.)

— — — Beſchreibung und Unterſuchung einer merkwürdigen Eiſenerde (Hausmanns dichter thoniger Sphärosiderit, welche auf der Herrſchaft Rabenitz in Böhmen gefunden wurde. Mit 4 Kupfern. gr. 8. Prag. (In Commiſſion.) 1816. 21 gr.

Stransky, P., Staat oder Geſchichte von Böhmen. Ueberſetzt, berichtigt und ergänzt von J. Cornova. 7 Bde. 8. 1792 — 1803. 10 thlr. 8 gr.

Stumpf, G., Nachrichten und Bemerkungen über die Landwirthſchaft Böhmens. 2 Thle. Neue Aufl. gr. 8. 1 thlr. 8 gr.

Ver[illegible]am, monatliche landwirthſchaftliche; der [illegible]rße Landwirthſchafts-Kal[illegible]nder auf jedes [illegible]. Herausgegeben von einem praktiſchen Land-

wirth. Mit 11 Tabellen. 2te verbeſſerte Auflage. 8. 1807. 1 thlr.

Wenzel, P., vernünftiger Gottesdienſt oder kurze Gebete zur Erweckung guter Entſchließungen. Mit geſtochenem Titel und ſchönem Titelkupfer. 8. 1819. 14 gr.

André, Chriſtian, Karl, kurzer Abriß der Geographie des öſterreichiſchen Kaiſerthums und zur ſchnellen Hauptorientirung für jeden Vaterlandsfreund. Dem neuſten Zuſtande gemäß entworfen. 8. fehlt u. wird nachgedruckt.

Deſſen Anleitung über die rechte Behandlung und die ökonomiſchen Vortheile beim Anbau des rothen Klee's. (Aus deſſen ökonom. Neuigkeiten beſonders abgedruckt.) gr. 4. 1815. 6 gr. (45 Kr. W. W.)

André, Rudolph, Darſtellung der vorzüglichſten landwirthſchaftlichen Verhältniſſe, in ſo fern ſie auf Bewirthung des Grund und Bodens und die damit verbundenen Nebenzweige der Oekonomie Bezug haben. Ein Taſchenbuch für praktiſche Landwirthe und für Freunde der Landwirthſchaft in allen Gegenden Deutſchlands und der benachbarten Länder. 2te verbeſſerte u. vermehrte Ausg. 8. 1819. 1 thlr. 8 gr.

— — — Anleitung zur Veredlung des Schafviehes, nach Grundſätzen, die ſich auf Natur und Erfahrung ſtützen. 4. 1815. Druckpapier 1 thlr. 6 gr. Schreibpapier 1 thlr. 16 gr.

Anfangsgründe, theoret. prakt., der Landwirthſchaft, für angehende Beamte. 8. 1800. auf Druckp. 18 gr. auf Schreibp. 1 thlr.

Anweiſung zur Erziehung, Pflege und Schnitt der Obſtbäume, am Spalier und als Pyramiden. Nach den neueſten Anweiſungen des Herrn Calvel in Paris bearbeitet und mit Zuſätzen und Anmerkungen vom Pfarrer Sickler, Herausgeber des bekannten deutſchen Obſtgärtners. Mit 4 Kupfertafeln. 2te unveränderte Auflage. 8. 1812. geb. 18 gr.

Blumenwih, Ferd., Geschichte einer im Jahre 1814, an 4618 Schafen versuchten Schafpockenimpfung auf der Herrschaft Rabensburg. (Aus den ökonomischen Neuigkeiten. Januar 1815. besonders abgedruckt.) gr. 4. 1815. 4 gr.

Bruzones Werk, von der Zucht der Pferde, Esel, Maulthiere, und von den gewöhnlichen Gestütkrankheiten. Aus dem Italienischen übersetzt, und mit einem Anhange vermehrt, welcher die neuen österreichischen Verordnungen über die Pferdezucht enthält, von D. G. Fechner, mit einer Vorrede von M. S. Stumpf. gr. 8. 1790. 1 thlr.

Cornova, Janaz, das Nöthigste aus der ältern Geschichte für junge Leser, in 8 Bändchen. 8. 1814 und 1815. 6 thlr. (20 Fl. W. W.)

— — — Briefe an einen kleinen Liebhaber der vaterländischen Geschichte Böhmens. 3 Bde. Und die Fortsetzung unter dem Titel: Unterhaltungen mit jungen Freunden der Vaterlandsgeschichte Böhmens. 4 Bde. Vollständig in 7 Bden. 8. 1796 — 1803. 5 thlr. 8 gr.

— — — Jaroslav von Sternberg, der Sieger der Tataren. 8. 1813. Druckp. 12 gr. Schreibp. 16 gr.

— — — die Jesuiten als Gymnasial-Lehrer. 8. 1804. 18 gr.

— — — Leben Joseph des Zweiten. 8. 1802. 1 thlr. 8 gr.

— — — der zweite punische Krieg, nach Livius. 8. 1798. 1 thlr. 12 gr.

Fischer, L., Entwurf einer Anleitung zur Wechselwirthschaft, nebst einem Beispiele des Ueberganges von der Dreyfelderwirthschaft zur Wechselwirthschaft. gr. 4. 1817. 1 thlr. 12 gr.

— — — Abhandlung über die oberschlächtigen Wasserräder. Mit Kupf. gr. 8. 1809. 12 gr.

Gutsche, F. W., die landwirthschaftliche Buchhaltung mit einem Kupfer u. Tabellen. gr. 4. 1814. 5 thlr. (16 Fl. W. W.)

Jenisch, J., Unterricht über den Anbau, die Pflege, Ernte und Zubereitung des Flachses. 8. 1816. 8 gr.

Kallash, F. J., Schriftbeweise und Sprüche der heiligen Väter und Kirchenlehrer über die vorzüglichsten Glaubens- und Sittenwahrheiten, nebst Beispielen zu ihrer Anwendung im Berufe des Religionslehrers. 8. 1818. 1 thlr. 18 gr.

König, Franz, die leichteste Art, den Kindern das Rechnen auf eine angenehme Weise beizubringen, auch zum Selbstunterricht für Erwachsene anwendbar, welche im Rechnen noch keinen, oder keinen gründlichen Unterricht erhalten haben. (1r Theil enthält das Rechnen mit Ziffern bis mit Anwendung der Regel de Tri) 1817. 18 gr.

Dessen 2ter Theil 1815. 8 gr., auch unter dem Titel: die leichteste Art den Kindern das Rechnen mit Brüchen auf eine angenehme Weise beizubringen ꝛc.

Konrad, J., die Polizeyverfassung, oder Theorie, Praxis und Geschichte der Polizey. 1r Theil. 8. 1817. 22 gr.

Körber, Karl von, funfzehnjähriges praktisches Wirthschafts-Exempel durch Verbesserung eines vernachlässigten Bauernantes, oder Beschreibung und Geschichte der Bewirthschaftung eines in Galizien an der schlesischen Gränze, nächst den Städten Bielitz und Saybusch gelegenen Landantes, und Vergleichung seines Zustandes von 1803 mit dem vom 1817. Herausgegeben von C. C. Andrä. gr. 4. 1819. broschirt 22 gr.

Kreil, J. J., Meisterstücke der Schönschreibekunst an den Schriftzügen der gebildeten europäischen Völker

musterhaft dargestellt sowohl für diejenigen, welche noch gar keinen Unterricht im Schreiben erhalten haben, als auch für jene, welche die Fehler ihrer Handschrift verbessern wollen. Vom Grundstrich bis zur ausgebildeten Handschrift durchgeführt u. dgl. Mit einer die Theorie des Meisters enthaltenden Einleitung. In beiläufig 120 Blättern. gr. 4. 1ste bis 6te Lieferung, jede Lieferung von 10 Blatt à 1 thlr. 6 gr.

Dasselbe Werk, Schul-Ausgabe, auf guten Median Schweizer-Velin in dieser Ausgabe ist jedes Blatt einzeln zu haben a 3 gr.

Aus diesem Werke werden besonders abgedruckt:

— — — Anweisung und Grundlagen zur Schönschreibekunst für diejenigen, welche sich dem Handelsstande und andern Gewerben widmen. Mit besonderer Rücksicht auf deutliche, feste und schnelle Darstellung der deutschen, englischen, französischen, italienischen, holländischen, russischen, griechischen, hebräischen Schriften, dann der Current-, Kanzley- und Frakturschriften.

— — — Grundlagen der Schönschreibekunst für die den Staatsgeschäften sich widmende deutsche Jugend.

Leben und Feldzüge des Feldmarschalls Lord Wellington. Geheftet. 8. 1816. 1 thlr.

Löhner, Dr. L., Beitrag zur Verbreitung der Kenntniß der Wechselwirthschaft und ihrer Anwendbarkeit in Böhmen. 8. 1813. geh. 10 gr. In Commission.

Magazin, vaterländisches, für diejenigen Landwirthe, Forstmänner, Künstler, Handwerker, Professionisten und nützliche Gewerbe-Treibende aller Art, ferner für alle Hausväter und Hausmütter, welche über ihren Beruf nachdenken, und die neuesten ihnen nützlichen Fortschritte, Einsichten, Erfindungen und Entdeckungen des Auslandes kennen lernen wol-

len, um ihre Kenntniſſe zu vermehren und ihre Geſchäfte mit größerem Vortheil zu betreiben. Veranſtaltet von Chr. Karl Andre. 1r Band in 6 Heften, mit 18 Kupf. 8. 1812. geb. 2 thlr. (6 Fl. W. W.)

Daſſelbe 2ter Band in 6 Heften, mit vielen Kupfern. 8. 1813. 2 thlr. (6 Fl. W. W.)

Mannigfaltigkeiten, landwirthſchaftliche, und Ackerbau's-Erfahrungen. Nach den neueſten Verſuchen engliſcher Oekonomen, herausgegeben von einem engliſchen Landwirth (Lord Findlater), der Praxis mit Theorie verbindet. Mit 2 Kupfertafeln. 8. 1800. 1 thlr. 8 gl.

Münſter, N., der junge Chriſt in der Liebe zu Gott, ein Gebet- und Erbauungsbüchlein für Knaben und Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen. Mit geſtochenem Titel- und Titelkupfer. 12mo. 1817. 10 gr.

— — — der fromme Chriſt im Gemüthe und im Glauben zu Gott, ein Gebetbuch für gebildete Verehrer Jeſu in allen Verhältniſſen des Lebens. Mit geſtochenem Titel und Titelkupfer. 18mo. 1818.
Schreibpapier 18 gr.
Druckpapier 12 gr.

Nationalkalender, neuer, für die geſammte öſterreichiſche Monarchie, von C. C. Andre, 4to. mit Muſik u. Kupfern. 6ter bis 9ter Jahrgang, oder 1816, 1817, 1818, 1819. à 1 thlr. netto. (Vom 1ſten bis 9ten Jahrgang, das iſt von 1811 bis 1817 inclus., erſcheint eine neue Auflage.

Wird jährlich fortgeſetzt und die neue Aufl. erhält, weil alles erbauende wegbleibt, den paſſenden Titel: Hausbuch für Familien ꝛc.

Natter, J. J., (Commandeur des Kreuzherrnordens, Conſiſtorialrath und Pfarrer zu Wien), katholiſches Gebet- und Erbauungsbuch im Geiſte der Religion Jeſu, 6te verbeſſerte und mit 14 neuen Betrach-

tungen vermehrte Auflage in zwei Ausgaben, jede mit einem neuen Titelkupfer.

In 8vo Druckp. 14 gr.
In 8vo Schreibp. 1 thlr.
In 8vo Velinp. 1 thlr. 18 gr.
Daſſelbe in 18mo Schreibpap. 20 gr.
Druckpap. 12 gr.

Deſſen Andachtsbuch für die Gebildeten unter dem weiblichen Geſchlecht. 8vo mit geſtochenem Titel u. Titelkupfer (nach Raphael von F. Fleiſchmann in Nürnberg geſtochen). 8vo. 1819.

Auf Holländiſch Papier 1 thlr.
— Druckpapier 16 gr.

— — — neue Predigten bey verſchiedenen Veranlaſſungen verfaßt und vorgetragen. Mit dem Portrait des Verfaſſers. gr. 8 1802. 1 thlr. 8 gr.

Deſſen Predigten über Tod und Grab, Auferſtehung und Wiederſehen. Gehalten zu Wien. gr. 8. 1817. 1 thlr. 8 gr.

Auf weiß Druckpap. 1 thlr. 16 gr.

Neuigkeiten, ökonomiſche, und Verhandlungen. Zeitſchrift für alle Zweige der Land- und Hauswirthſchaft, des Forſt- und Jagdweſens im öſterreichiſchen Kaiſerthume und dem ganzen Deutſchland, mit Theilnahme der k. k. Mähriſch-Schleſiſchen Geſellſchaft des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde, herausgeg. v. C. E. Andre in Brünn. gr. 4. mit Kupf. 1r Jahrgang oder 1811 5 thlr.

2ter	—	—	—	1812	koſtet	5	thlr.	Jahrgang broch.
3ter	—	—	—	1813	—	5	—	
4ter	—	—	—	1814	—	5	—	
5ter	—	—	—	1815	—	5	—	
6ter	—	—	—	1816	—	5	—	
7ter	—	—	—	1817	—	5	—	
8ter	—	—	—	1818	—	5	—	
9ter	—	—	—	1819	—	6	—	

NB. Jeder Jahrgang koſtet einzeln nach Ablauf des

Jahres, wo er erſcheint, 2 thlr. mehr — bei Abnahme completer Exemplare von allen Jahrgängen, oder auch nur von 1812 bis 1815 inclusive wird der Pränumerations-Preis beibehalten.

Der Jahrgang 1816 wird nicht einzeln gegeben.

Neumann, C. A., Lehrbuch der Chemie, mit beſonderer Hinſicht auf Technologie. Zur Selbſtbelehrung für gebildete Gewerbtreibende. 1 Bd. gr. 8. 1810. 2 thlr. 8 gr.

Oeſterreichs Politik und Kaiſerhaus von K. L. von Woltmann. 8. Frankf. am M. 1815. broſch. 1 thlr.

Pohl, Dr. C., ſyſtematiſcher Ueberblick der Reihenfolge einfacher Foſſilien. Brochirt. 4. 1816. 1 thlr. 6 gr.

Polt, Dr. C., Handbuch der Geographie von Böhmen. gr. 8. 1813. 1 thlr.

— — — Kriegsliſten der Krieger aller Zeiten. Ein Spiegel zur Nachahmung. 8. 1815. 8 gr.

Rathgeber, der augenblickliche, in allen Geldgeſchäften für Geſchäftsmänner aller Art; enthaltend Intereſſen-Disconto-Rabatt und Proviſionsberechnungen; Werthbeſtimmung aller bekannten Münzen, wie ſie im Oeſterreichiſchen Kaiſerſtaat und im Auslande gelten; Rechnungs-Münzen, Wechſelarten der vornehmſten Handelsplätze; Berechnungen über die Kurſcale des Finanzpatents vom 20. Febr. 1811. u. a. d. m. gr. 8. 1813. geb. 1 thlr. 8 gr.

Reßler, F. M., allgem. Comptoir-Wandkalender f. 1814, 1815, 1816, 1817, 1818, 1819. Fol.

Salluſt's Catilina und Jugurtha, deutſch, von Karl Ludwig von Woltmann. gr. 8. 1814. 1 thlr. 8 gr.

Schmidt, C., Grammatika czeska oder böhmiſche Grammatik in böhm. Sprache. 8. 1815. 20 gr.

Sommer, Joh. Gottfr., vollſtändige und deutliche

Anleitung zur deutſchen Briefſchreibekunſt. Ein Handbuch für angehende Geſchäftsmänner, worin nicht nur die Hauptregeln der Rechtſchreibung, der Sprachlehre und der guten Schreibart überhaupt, ſondern auch die von Unſtudirten am häufigſten begangenen Sprach- und Schreibfehler auseinander geſetzt werden. Nebſt einer zahlreichen Beiſpielſammlung, theils muſterhafter, theils fehlerhafter Briefe, und einem nach einer ganz neuen Art eingerichteten Titularbuch. gr. 8. 1817. 1 thlr.

Bayerische Staatsbibliothek München